

Rf 5
11

REPRODUCED FROM THE ORIGINAL MANUSCRIPT

THE HISTORY OF THE CITY OF BOSTON FROM 1630 TO 1800

BY
JOHN H. COOPER

Author of "The History of the City of Boston from 1800 to 1860"

IN TWO VOLUMES

VOLUME I
1630-1700



PUBLISHED BY
HARVARD UNIVERSITY PRESS
1910

HAMBURGISCHE WISSENSCHAFTLICHE STIFTUNG

ERGEBNISSE
DER
SÜDSEE-EXPEDITION
1908-1910

HERAUSGEGEBEN VON
PROF. DR. G. THILENIUS

DIREKTOR DES HAMBURGISCHEN
MUSEUMS FÜR VÖLKERKUNDE

II. ETHNOGRAPHIE: B. MIKRONESIEN
BAND 1

PAUL HAMBRUCH: NAURU
2. HALBBAND



HAMBURG
L. FRIEDERICHSEN & CO.
1915

NAURU

VON

DR. PAUL HAMBRUCH

ABTEILUNGSVORSTEHER AM HAMBURGISCHEN MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE

2. HALBBAND

MIT 338 ABBILDUNGEN IM TEXT
UND 8 LICHTDRUCKTAFELN



HAMBURG
L. FRIEDERICHSEN & CO.
1915

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

91,2189a

DRUCK VON J. J. AUGUSTIN IN GLÜCKSTADT UND HAMBURG

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Besonderer Teil	
III. Materielle Kultur	I
1. Kleidung und Schmuck	I
Körperpflege	I
Haartracht	2
Tatauierung	3
Kleidung	3
Schmuck	5
Kopfschmuck	7
Ohrschmuck	11
Halschmuck	13
Fuß- und Armbänder	17
Gürtel	17
Brustschmuck	18
Aufbewahrung des Schmucks	21
Familienwappen	22
Familienwappen der Sippe Teboi	26
» » » Emea	28
» » » Eamuit	30
» » » Eamitemuit	34
» » » Ranibek	38
» » » Idrua	40
» » » Emañum	42
» » » Eoaru	44
» » » Eáno	46
» » » Irutsi	48
» nicht näher bestimmter Familien	48
2. Das Haus	52
3. Hausgerät und Gebrauchsgegenstände	58
Schlafgeräte	58
Koch- und Eßgerät	59
Hausgerät	66
Körbe	68
4. Werkzeug und Handwerk	74
Werkzeug	74
Handwerk	79
Weberei	81
Flechterei	81

	Seite
Geflechte u. Geflechtsstreifen vorwiegend zweifacher Richtung I. A. a. α	82
Herstellung der Schwangerschaftsmatten	82
Geflechte, bei denen parallele Geflechtsstränge durch einander gleichgerichtete Geflechtsstreifen verbunden werden	88
Binden, Nähen und Knüpfen	95
Schleifen	101
Färberei	102
5. Nahrungs- und Genußmittel	103
Heimische Nahrungsmittel	103
Eingeführte Nahrungsmittel	105
Eßrezepte	106
Zubereitung des Schweines	106
» des Hundes	106
» von Huhn und Ente	107
» der Fregattvögel und Möven	107
» der braunen Seeschwalben	108
» des Hai und Narwal	108
» des irúm, ekóu und itsibáp'	108
» des Aales	109
» der übrigen Fische	109
» der Languste	109
Geröstete Kokosnuß	109
Zubereitung der Brotfrucht	109
Melonen Suppe	110
Kürbis-Mus	110
Papaya-Mus	110
Pandanus-Mus	110
Brot-Bereitung	111
Herstellung des Palmweins	111
» » deraím-Getränks	111
» » beba-Schnapses	111
Die Herstellung der Pandanus-Dauerspeise	111
Mahlzeiten	120
Genußmittel	120
6. Der Nahrungserwerb	120
Vegetabilische Nahrung	122
Animalische Nahrung	122
Tierzucht	122
Jagd	122
Fischerei	122
Übersicht über die Fischerei-Methoden	124
Leine und Köder	124
» mit vergänglichem Haken	125
» » dauerndem » 	126
» und Angelstock	132
Fischen mit der Langleine	132

INHALTSVERZEICHNIS

VII

	Seite
Leine, Haken und Senker	133
Speer	134
Schlinge	135
Beutelnetz	136
» und Fackel	137
Fischfang mit Garnen	138
Senknetz	140
Bojenangel	141
Fischsammeln	142
Reuse	143
Der Ibia-Fang	148
7. Die Verkehrsmittel	158
Das Boot	159
8. Waffen und Krieg	164
Die Waffen	164
Die Kriegsführung	178
IV. Psychologie der Eingeborenen	183
Geistesverfassung	183
Empfindungen und Affekte	192
Kunst	195
V. Die ethnographische Stellung	214
Die Herkunft der Bevölkerung	218
Die Sprache	228
Geistige Kultur	235
Staat und Familie	235
Tod und Begräbnis	254
Die religiösen Verhältnisse	262
Das Recht	270
Tanz, Musik, Spiel und Sport	273
Mythen und Legenden	279
Materielle Kultur	288
Die besonderen Eigentümlichkeiten	288
Kleidung und Schmuck	289
Das Haus	297
Hausgerät, Werkzeug und Fertigkeiten	300
Jagd und Fischerei	303
Die Verkehrsmittel	306
Waffen und Krieg	307
Die Folgerungen	309
Literatur	311

Verzeichnis der Lichtdrucktafeln.

	zwischen Seite		zwischen Seite
Tafel 20	6 u. 7	Tafel 24	54 u. 55
1. Emař-Halskette für <i>temonibe</i> . S. Na. 19.		1. Wohnhaus in Tabata.	
2. Halskette. S. Na. 172.		2. Gehöft in Buada (Trockenplatz, Fre- gattvogel, Wohnhaus, Herdstelle, Grab, Vorratsschuppen).	
3. Halskette. S. Na. 174.		3. Wohnhäuser in <i>Aiup</i> .	
4. Ohrnadel. Mus. Le.		4. Steinsetzung z. Abgrenzen der Grund- stücke im Busch.	
5. Puppe <i>Ederāmira</i> . S. Na. 141.		Tafel 25	74 u. 75
6. Trinkschale. S. Na. 173.		1. Gerätebaum, Kanuhaus, Vorratshaus.	
Tafel 21	14 u. 15	2. Ölpresse in Buada.	
1. Brustschmuck. Samml. Del.		3. Brunnen in <i>Aine</i> .	
2. Halskette. S. Na. 168.		4. Der Wegegeist <i>Ataiuuin</i> . — Phos- phatblock.	
3. Halskette <i>te bilororo</i> . S. Na. 170.		Tafel 26	156 u. 157
4. Halskette <i>imui</i> . S. Na. 50.		1. Fischteich in der Buada-Lagune.	
5. Halskette <i>dāimōn</i> . S. Na. 171.		2. Auszug der Fischer zum <i>ibia</i> -Fang.	
6. Brustschmuck <i>debināpōrō</i> . S. Na. 144.		3. Das Fischtreiben im grossen Mittelteich der Lagune.	
7. Brustschmuck <i>binōna</i> . S. Na. 143.		4. Die Zählung und Verteilung der auf Palmblättern ausgebreiteten Fänge.	
Tafel 22 . Schwangerschaftsmatten	22. u. 23	Tafel 27	168 u. 169
1. <i>Deimion (Eamuitemuit)</i> . S. Na. 94.		1. Kriegsmütze. 1418. Museum Frei- burg i. B.	
2. <i>Eage tebo (Ranibek)</i> . S. Na. 70.		2. Krieger in Rüstung.	
3. <i>Editan (Teboi)</i> . S. Na. 112.			
4. <i>Denāugodo (Eamuit)</i> . S. Na. 93.			
5. <i>Denāugodo (Emanum)</i> . S. Na. 56.			
Tafel 23	24 u. 25		
1. Schwangerschaftsmatte aus der Sippe <i>Eaño: Denāugobitsia</i> . S. Na. 60.			
2. Körbchen für <i>temonibe</i> -Kinder (Samml. Brandeis-Potsdam).			

III. Materielle Kultur.

1. Kleidung und Schmuck.

Körperpflege. So sauber, ordentlich und rein der Eingeborene sein Haus, Gerät Matten usw. hält, auf eine sonderliche Sauberkeit und Pflege des Körpers ist er nicht bedacht. Baden ist für ihn ein notwendiges Übel, das gelegentlich ausgeführt werden muß, weil man sonst zu sehr verschmutzt. Aber ein Vollbad nimmt man selten; nur die Verrichtung der Notdurft zwingt ihn, hin und wieder das Wasser auf dem Riffe aufzusuchen, und dabei wird nicht allzuviel Schmutz abgewaschen. Schuld mag daran der große Mangel an Süßwasser sein, das ihm naturgemäß für Koch- und Trinkzwecke wichtiger ist als zum Baden. Vielleicht ändern sich die Verhältnisse in regen- und damit wasserreichen Jahren; denn die übrige Sauberkeit und Ordnung läßt eher vermuten, daß zur regenlosen Zeit während meiner Anwesenheit das Nichtbaden zum notwendigen Übel geworden war. Denn gegen die ätzenden Wirkungen von Seewasser und Sonnenbrand ist auch der Eingeborene empfindlich.

Um diese zu mindern und um auch sonst die Haut geschmeidig zu machen, die Insekten abzuhalten und aus anderen Gründen reibt der Eingeborene den Körper mit Salböl, *abidi*, ein. Dies Öl wird durch Auspressen geraspelter Kokosnuß gewonnen, und dann mit den verschiedenen Ingredienzen aus zerstampften Blumen, starkriechenden Kräutern, Blättern, Früchten, Fetten usw. parfümiert. Die Rezepte zu diesen Kosmetika werden als Geheimnisse sorgsam von den Herstellern, meist alten Frauen, gehütet, niemals verraten und nur in der Familie weiter vererbt. In Nauru gibt es ungefähr dreißig verschiedene derartige Salböle, die sämtlich eigene Namen tragen. Der Geruch dieser Öle wechselt; er ist niemals aufdringlich und unangenehm; und nur gegen gute Bezahlung kann man das fertige Öl von den Herstellern kaufen. Neben den oben erwähnten Eigenschaften besitzen diese Öle auch noch andere Wirkungen, denn sie sollen auch Liebes-, Krankheits-, Heil-, Mut-, Unverletzlichkeit- und andere Zauber ausüben.

Die Zähne werden sorgfältig gepflegt. Nach jeder Mahlzeit spült man den Mund gehörig aus und reinigt täglich die Zähne, indem man sie mit Seewasser und Sand abreibt. Das Gebiß der Nauruleute befindet sich daher in einem prächtigen Zustand; es ist blitzsauber, schneeweiß und sehr kräftig. Zahnkrankheiten sind selten; schlechte Zähne werden sofort entfernt. Das geschieht nach BRANDEIS, indem man sie wie bei uns mit einem Fädchen auszieht oder mit zwei Hölzchen heraushebelt.

Finger- und Fußnägel werden kurz abgeschnitten, die Beschneidung ist unbekannt. Beachtenswert ist aber die Verlagerung des Schamgefühls. Sofern nicht religiöse Bedenken mitspielen, scheut sich niemand, sich vor irgend jemand ohne weiteres zu entblößen, seinen Schurz abzulegen usw., nur darf die Gesäßfalte nicht sichtbar werden. Dann müßte der Betreffende sich ungemein schämen. Ihre Bedürfnisse erledigen beide Geschlechter hockend im Wasser auf dem Riffe. Niemand darf sich dabei sehen lassen.

Haartracht. Auf die Haartracht wird keine besondere Sorgfalt verwendet. In alter Zeit trugen die Männer ihren natürlichen Kopfschmuck so, wie er ihnen gewachsen war; das schlichte Haar blieb lang und aufgelöst, das gekräuselte und krause Haar wurde in nach Fidji-Art gemachter Zweispitz-Frisur getragen, indem rechts und links vom Kopfe, über die Ohren hervortretend, das Haar hier zu kleinen spitzen Hörnern zusammengekämmt und -gedreht wurde. Heute schneiden die Männer das

Haar kurz bis halblang ab; über der Stirn und hinter den Ohren wird es zurückgebürstet und gelegentlich nach europäischer Weise ein Scheitel gekämmt. Die Frauen haben offenes, lang auf Schultern und Rücken herabhängendes Haar, das in der Mitte des Kopfes gescheitelt wird. Frauen mit gekräuseltem Kopfhaar lockern und lösen zuweilen die einzelnen Haarsträhnen auf, so daß sie breit fächerförmig herabhängen und den Oberkörper wie in einen Mantel einschlagen.

Zur Erhaltung des Haares und zur Kopfpflege verwenden die Eingeborenen reichlich Kokosnußöl; damit wird die Brüchigkeit des Haares verhindert und gleichzeitig die schwarzbraune Farbe erhalten. Nach jedem Bad, Waschen und starken Regenfällen wird es neu gesalbt. Man raspelt eine Handvoll Kokosnuß, drückt das Geschässel in der Hand aus und fährt sich dann mehrmals mit den tiefend fettigen Fingern durch das Haar.

Bei Todesfällen schneiden sich die Familienangehörigen das Haar zum Zeichen der Trauer ab; auch den erstmalig menstruierenden Mädchen wird das Haar abgeschnitten.

Die Krieger trugen früher in den Kämpfen Perücken, die z. T. den Kampfmützen angenäht wurden und dem Manne ein schreckenerregendes Aussehen verleihen sollten (s. Abschnitt: Krieg).

Abb. 1.
Haarpfeil. S.
DELAPORTE.

Die Barttracht ist an anderer Stelle (s. Hb. I. S. 72) beschrieben worden. Um sie zu erhalten, muß man sich rasieren. Das geschieht mit Haizähnen, durch Abkneifen oder Ausrupfen der Haare mit Muscheln und Fischschuppen, wenn nicht europäische Messer und Scheren oder Glasscherben verwendet werden.

Alle übrigen Körperhaare, Scham- und Achselhaare bleiben stehen; sie wurden auch früher nicht entfernt.



Kämme gab es ursprünglich nicht; heute kauft man sich welche beim Händler oder benutzt die Finger. Auch Zierkämme sind unbekannt. Nur gelegentlich wird einmal ein Haarpfeil als besonderes Schmuckstück getragen.

S. Delaporte. Haarpfeil. (Abb. 1). Das Schmuckstück besteht aus einem schmalen, an beiden Seiten zugespitztem Holzstab, der in der Mitte mit einem feinen, aus naturfarbenen Pandanusblattstreifen und schwarzgefärbten Hibiskusbaststreifen schachbrettartig geflochtenen Überzug versehen ist. Außerdem ist er mit

einer Reihe kleiner, halbkugelförmiger, roter Spondylusperlen besetzt, die durchbohrt und mit schwarzen Fregattvogelfederbärten am Überzug befestigt sind. Die oberste Perle trägt zum Andenken an einen verstorbenen Ahn des Besitzers eine kleine Haarsträhne.

Tatauierung. Die Tatauierung hat untergeordnete Bedeutung. Sie ist auf der Insel nie heimisch gewesen und ist erst in jüngerer Zeit eingeführt worden. So fehlt es an strengen Mustern; was man an Tatauierungen und Schmucknarben zu sehen bekommt, sind willkürliche Zeichen, Linien, Buchstaben und Namen, die in den Oberarm geritzt und durch nachträgliche Behandlung mit ätzenden Mitteln zu dick aufgetriebenen Narben werden.

Bei besonderen Festen, Tänzen und anderen Gelegenheiten bemalen sich die Eingeborenen. Solche Bemalungen sind für die einzelnen Fälle und auch für Männer und Frauen verschieden. Bei der Schilderung der Pubertätsfestlichkeiten, der Tänze und des Fregattvogelfangs sind sie eingehend beschrieben worden (s. Hb. I., S. 230, 235, 250, 288, 319). Als Farbe wird Ruß und Kohle von fetthaltigen Nüssen (Kokosnuß, Calophyllum) verwendet. Sie wird mit Öl zu einer dicken Paste angerührt und mit den Fingern, einem Stäbchen oder Pinsel aus Kokosfasern auf die Haut aufgetragen.

Kleidung. Die alltägliche Kleidung ist für beide Geschlechter dieselbe. Sie besteht im einfachen Palmblasschurz, *inui*, (Abb. 2). Die Eingeborenen legen davon

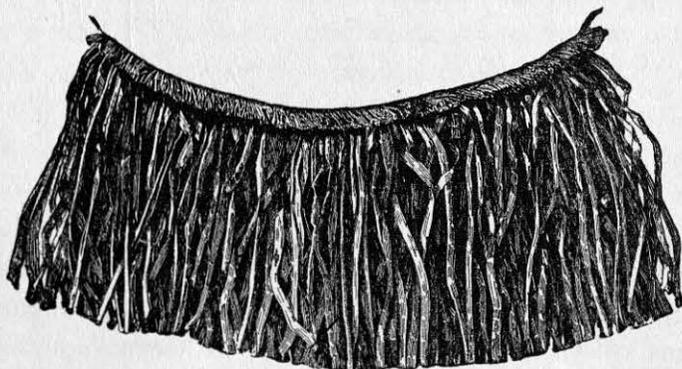


Abb. 2. Kleidschurz, *inui*. S. Na. 193. $\frac{1}{10}$ n. G.

meistens zwei als Kleider an; ein mehr oder minder verschlissener Schurz wird als Untergewand getragen, darüber ein anderer, sauberer, gut erhaltener als Oberkleid. Die Körperform bestimmt den Sitz des Rockes; er liegt hinten am Kreuzbein auf, an den Seiten wird er durch die Hüften unterstützt und reicht vorn nahezu auf den Schamberg herab. Die Enden des Tragbandes verknötet man oberhalb der linken

Hüfte. Der Schurz verdeckt Gesäß und Scham; die einzelnen Blattstreifen sind unten gleichmäßig abgeschnitten und enden eine bis eineinhalb Handbreit über den Knien. Bei Kindern, die in der Jugend vielfach überhaupt völlig nackend gehen, sind die Kleiderröcke noch erheblich kürzer. Im frischen Zustand sind die Schurze dunkelgrün, im Gebrauch werden sie schnell graugelb und braun.

Ihre Herstellung geschieht folgendermaßen: Im Wasser gut ausgelaugte und dann an der Sonne getrocknete feine Wurzelfasern, *bua*, der Kokos- und Pandanuspalme werden zu 3 mm dicken und ca. 80 cm langen Geflechtssträngen zusammengedreht. Man legt dann zwei und mehr solcher Geflechtsstränge nebeneinander und durchflecht sie mit einem schmalen, spiralenartig sich windenden Pandanusblattstreifen, der den Geflechtssträngen so einen festen Zusammenhalt gibt. Um ein Ausfransen der Enden zu vermeiden, werden diese noch mit einem Bastbande besonders umwickelt. Die Palmblattfiedern werden am Wedel losgetrennt, die Mittelrippe ausgelöst und die einzelnen Fiederstreifen an den Seiten beschnitten, um die scharfen, schneidenden Blattkanten zu beseitigen. Mit diesen Streifen werden nun die Geflechtsstränge, die gleichzeitig als Halte- und Tragband dienen, umflochten und zwar so, wie es Abb. 3 und 4 veranschaulichen.

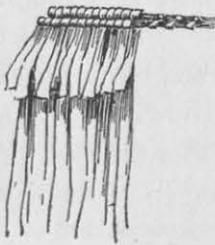


Abb. 3.
Verlauf von Geflechtssträngen und Schurzstreifen von S. Na. 193.

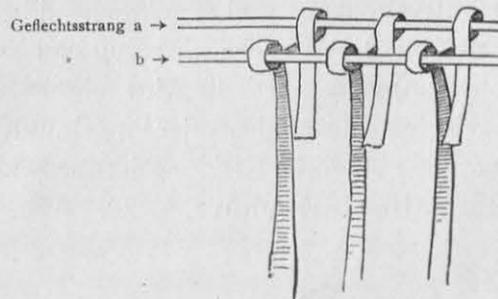


Abb. 4. Befestigung der Schurzstreifen an den Geflechtssträngen.

Das eine, das kurze Ende des Blattstreifens wird zwischen die beiden Geflechtsstränge a und b eingeführt, dann wird der übrige Teil des Blattstreifens über a nach hinten hinübergefaltet, nach vorn unter b vorgezogen, und ebenfalls über b nach hinten hinübergefaltet, so daß nun auch der lange, frei nach unten hängende Teil des Schurzstreifens zwischen die Geflechtsstränge zu liegen kommt und hier seinen Halt findet. Dann nimmt man vielfach noch ca. 6 cm lange dünne aufgespaltene Pandanusblattstreifen und verfährt mit ihnen in derselben Weise; sie bilden später am Tragband zusammen mit den kurzen Enden der Schurzstreifen das nach vorn überstehende Fransenband. So wechseln Schurz- und Fransenstreifen miteinander ab; sie werden durch eine oder auch zwei Schnüre voneinander getrennt, die in Spiralfaltungen zwischen die Blattstreifen und um die Geflechtsstränge gewickelt werden; damit wird gleichzeitig die Festigkeit und Widerstandsfähigkeit des Tragbandes ver-

größert. Hunderte von Streifen müssen so eingezogen werden bevor der Schurz fertig ist. Dann werden die Enden des Tragbandes mit Pandanusblattstreifen durchflochten, mit Baststreifen umwickelt und mehrfach verknötet. Die Kleidstreifen beschneidet man oben und unten gleichmäßig.

S. Na. 193. Kleidschurz, *iinui* (Abb. 2). Der Schurz besteht aus dunkelgrünen, 38 cm langen, Kokospalmblättern, das Tragband mißt 72 cm.

Bei festlichen Anlässen, namentlich bei den Tänzen, legen Männer und Frauen besonders sorgfältig gearbeitete Schurze um; die Männer pflegen dann auch meistens nach Gilbert-Sitte breite, verzierte, aus Pandanusblattstreifen geflochtene Kleidmatten zu tragen (s. Hb. I, S. 319—321).

Die europäische Kleidung ist seit einigen Jahrzehnten auf der Insel eingeführt worden. Sie findet jedoch nicht den vollen Beifall der Eingeborenen; erst der sanfte Druck von seiten der Mission läßt diese Kleidung allmählich Allgemeingut werden. Obwohl fast sämtliche Nauruleute europäische Kleider besitzen, sieht man sie damit nur selten, den Sonntag ausgenommen, wenn man in die Kirche geht. Nach dem Kirchgang verschwindet sie, wird in die Kisten gepackt, und das luftigere Blattkleid oder ein Hüfttuch aus rotem oder weißem Baumwollstoff umgelegt. Die Männer tragen Hemd und Hose, die Vornehmen auch eine Jacke, die Frauen nachthemdartige lange Hängekleider mit halblangen Ärmeln. Weiß wird bevorzugt, und Männer und Frauen halten ihre europäischen Gewänder stets peinlich sauber.

Schuhe, Stiefel oder anderes Fußzeug sind gar nicht beliebt; man läuft allgemein barfuß. Hüte werden ebenfalls selten getragen; einheimisch sind nur die Tanzhüte (s. Hb. I, S. 324); hin und wieder erwirbt einmal ein Eingeborener einen abgelegten Europäerhut, den setzt er aber mehr zum Schutz gegen den Sonnenbrand am Strand und auf dem Riffe auf, als zur Zierde. In den letzten Jahren sind die Leute auch in der Hutflechterei unterwiesen worden und stellen für ihren Eigenbedarf aus gekochten und gebleichten Kokospalmblattstreifen Kopfbedeckungen her, die unseren Panama-hüten ähneln.

Schmuck. Die Schmuckgegenstände sind recht zahlreich und mannigfaltig, doch trägt man sie für gewöhnlich nicht. Wenigstens war es während meines Aufenthalts der Fall; da auch die Schmucksachen im übrigen selten waren, ist es nicht ausgeschlossen, daß früher mehr Zierat angelegt wurde, dem man heute entsagen muß, weil er eben nicht mehr vorhanden ist. Er verschwand, weil die zierlich und sauber gearbeiteten Stücke von den Europäern in großer Menge eingetauscht und andererseits beim Aussterben vieler Familien der Schmuck vernichtet wurde, der nicht dem Einzelnen, sondern der Sippe und Familie gehört (s. Hb. I, S. 308).

Zum täglichen Schmuck windet man sich Kränze und Ketten aus den nur spärlich auf Nauru vorkommenden Blumen und Blüten, namentlich aus den weißen, stark duftenden Blüten von *Fagraea* (s. Tafel 8,1), oder zerriebenen, aromatisch

duftenden Kräutern und Farnen. Die Kränze trägt man auf dem Kopfe, die Ketten bindet man sich um den Hals, legt sie über die Schultern und bindet gelegentlich noch weit auf Brust und Rücken herabreichende Hänger daran. In künstlerischer geschmackvoller Anordnung und Zusammenstellung fertigt man sich dicht anliegende Arm- und Fußbänder an, die in ähnlicher Weise hergestellt werden wie die oben beschriebenen Kleidschurze. Leider ist der oft farbenprächtige Schmuck sehr vergänglich und muß häufig erneuert werden.

Doch gibt es eine Mannigfaltigkeit von haltbaren Schmucksachen aller Art, deren Material vom Menschen selbst und aus dem Tier- und Pflanzenreich geliefert wird.

Äuuiyēda berichtet von einem Teil derselben und ihrer Wertschätzung:

Über Schmucksachen.

Es gibt nicht viel von unseren Sachen, die wirklich schön und kostbar sind als nur: Spondylus, Perlmutter, Pekten und Conus; am allerschönsten ist Spondylus, denn sie ist am kostbarsten. Die Nauruleute schätzen auch sehr die Schlundzähne des Hai, die kleinen Haizähne, Delphin- und Pottwalzähne.

Die Leute bewerten sie ebenfalls, weil sie die zum Schmuck ebenso wie die zuerst genannten gebrauchen. Sie bewahren sie sehr sorgfältig auf und legen sie in einen kleinen Korb, der einen Deckel hat, und binden ihn dann fest zu, damit sie die Sachen nicht etwa verlieren oder andere Leute sie stehlen.

Solch ein Korb heißt Schmuckkasten.

Es ist Sitte in Nauru, daß man auch die Kaurimuschel bewertet, denn sie wird zu Schmucksachen verbraucht. Einige Kaurimuscheln heißen: enenabo, igupuanadāt, eāmuitorere, dé'i idrua, igupa nōkue, āi toēdi, egobuinenōra, eakibārār, daramādiēdi, edugurārā, amen kāiue und tabuéré.

Änoget ikirira.

Ekup kōr uāma imōn, nān ōmo mo ogaganādo, bui ta: ena, e kōu, ikibūr me dé'imōn; mo ōmo aket ena eāra, buo ouāk pūmuēn. Ouāk bet āt dé'i Ändōēro en imuēn nemoē, imuēn bāuo, imuēn muijip, me dé'iduarek.

Ename ré ēēn bet nāni, bue bāt ikirira teké'i muhano āmo. Re rāna kōr muhāni me ro oñāda urā iāt ebueē iōn kadūdu, ūea etimine men, me ri nān oredidī ōeo, bui ta budūga ma ogāra oa ename enān.

Egen bita ebueē, bue ebueē in biteōō.

Dé'i Ändōēro, re en bet igupa, bue bāin bet ikirira nana. Egen igupa inōn bue: enenabo, igupuanadāt, eāmuitorere, dé'idrua, igupa nōkue, āi toēdi, egobuinenōra, eakibārār, daramādiēdi, edugurārā, amen kāiue me tabuéré.



1. Emař. Halskette für Temonibe.
S. Na. 19.

2. Halskette.
S. Na. 172.

3. Halskette.
S. Na. 174.

4. Ohrnadel.
Mus. Le.

5. Puppe. Ederāmira
S. Na. 141.

6. Trinkschale.
S. Na. 173.

Vornehmlich sind dies Namen für die Halsbänder, welche die Vornehmen, die Zauberer und Krieger tragen. *Ogaganādo eket tabure edra, buē mārāt temónibe, amen muéáeo ma amen ake.*

Áuuiyēda zählt nicht alle verwendeten Rohmaterialien auf. Hinzuzufügen sind:
vom Menschen: Haare, Zähne, einzelne Knochen.

aus dem Tierreich: Federn von Fregattvögeln, Möven und Tauben;
Schalen der Languste;
Schnecken: *Natica mamilla*; *Cypraea moneta*; *Mitra literata*; *Melampus luteus*; *Ovum ovulum*;
Muscheln: *Tridacna*.

aus dem Pflanzenreich: Blätter, Fasern und Fruchtschale der Kokospalme; Blätter der Pandanuspalme; Bast vom Hibiskus, *Cassytha*.

Das Rohmaterial wird in geschickter Weise mit sehr einfachen Werkzeugen zugerichtet. Bewundern muß man dabei den Kunstsinn der Eingeborenen, denen die Natur so karges Material liefert, das sie zu mannigfachen geschmackvollen Schmuckstücken umzugestalten wissen.

Bei der Darstellung der Pubertätsfestlichkeiten und Tänze sind eine Reihe Schmucksachen schon beschrieben worden; zu ihrer Ergänzung folgen hier die Beschreibungen der in Sammlungen vorhandenen Stücke.

Kopfschmuck. Manche Schmucksachen werden zweifach getragen, sowohl als Hals-, als auch Kopfschmuck. Als solchen trägt der Eingeborene ihn als Stirn- und Schläfenschmuck. Die Stücke sind reifenähnlich und werden nicht durch besondere Haltebänder am Kopfe oder um den Hals festgebunden. Frauen und Männer tragen ihn; jede Familie hat, wie bei allen Schmucksachen,¹ das Recht, bestimmtes Rohmaterial nur in einer ihr allein zustehenden Weise und Anordnung zu verarbeiten. Man trägt breite und schmale Kopfbänder.

1. Breite Kopfbänder.

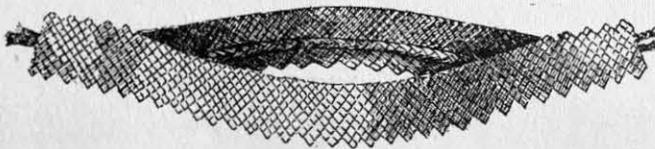


Abb. 5. Kopfband. S. Na. 188. $\frac{1}{5}$ w. Gr.

S. Na. 188. **Kopfband.** (Abb. 5). Das Band hat eine Weite von 45 cm und ist 5 cm breit. Es besteht aus taftebindigen, schräg verlaufenden, doppelt übereinandergelegten Geflechtsstreifen aus Pandanusblatt. Die einzelnen Geflechtsstreifen bilden zum gezähnten Längsrande einen Winkel von 45°. Nach 5 oder 4 Verflechtungen des einzelnen Streifens wird

dieser im rechten Winkel zu seiner bisherigen Richtung umgebogen, so daß aus einem von links oben nach rechts unten verlaufenden Streifen ein von links unten nach rechts oben verlaufender Streifen wird, wo dann nach 5 oder 4 Verflechtungen aus ihm wieder durch Umlegen ein Geflechtstreifen der anderen Richtung wird. Zwei Bänder werden einzeln zunächst hergestellt,

¹ um später nicht die gleiche Angabe immer zu wiederholen.

die Endstreifen bleiben offen; dann werden beide Bänder aufeinandergelagt und die Geflechte beider Bänder zu einem einzigen Bande zusammengeflochten. Die Innenseite wird durch einen Geflechtsstrang aus Hibiskusbast, der bei der Herstellung der Einzelbänder durch deren Geflechtsstreifen gleichzeitig umflochten wird, versteift.

S. Na. 167. **Kopfband, *jo mini báue***, (Abb. 6). Der Schmuck hat eine Weite von 97 cm und ist $4\frac{1}{2}$ cm breit. Er besteht aus zwei doppelten, gebleichten Pandanusblattstreifen, die nach jeder Bindung des Gegenstreifens durch zweimaliges Umlegen (siehe Abb. 6, Innenseite des Bandes) die haizahn-ähnlichen Spitzen

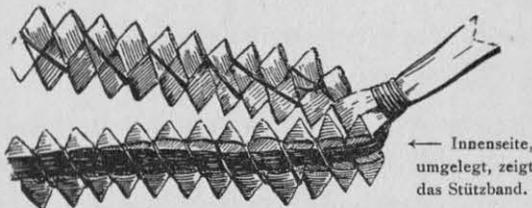


Abb. 6. Endstück eines Kopfbandes.
S. Na. 167. $\frac{1}{2}$ w. G.

erzeugen, nach denen der Schmuck benannt wird. An der Innenseite läuft ein Zier- und Stützband aus schwarzem Hibiskusbast entlang, das durch Umwicklungen mit dünnen Fäden aus demselben Material am Geflechtbande festgehalten wird. An den Enden des Schmucks ist ein unten ausgezacktes Pandanusblattstück umgeschlungen und mit *Cassytha*-Fäden zu einer Öse abgebunden.

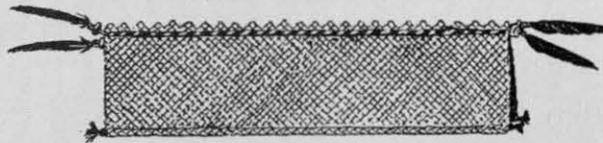


Abb. 7. Kopfband. S. Na. 189. $\frac{1}{3}$ w. G.

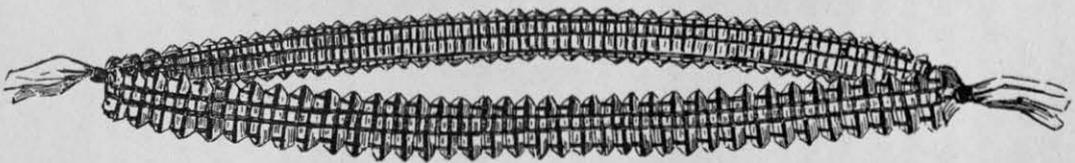


Abb. 9. Kopfband. Sammlung BRANDEIS. $\frac{1}{2}$ w. G.

S. Na. 189. **Kopfband** (Abb. 7). Das Band ist in ähnlicher Weise wie S. Na. 188 hergestellt; es hat eine Weite von 27 cm und ist $7\frac{1}{2}$ cm breit. Das Schmuckstück besteht aus zwei Einzelbändern, deren Geflechtsstreifen aus Pandanusblatt oben einen haizahn-ähnlichen Zackenrand bilden, während sie unten einen

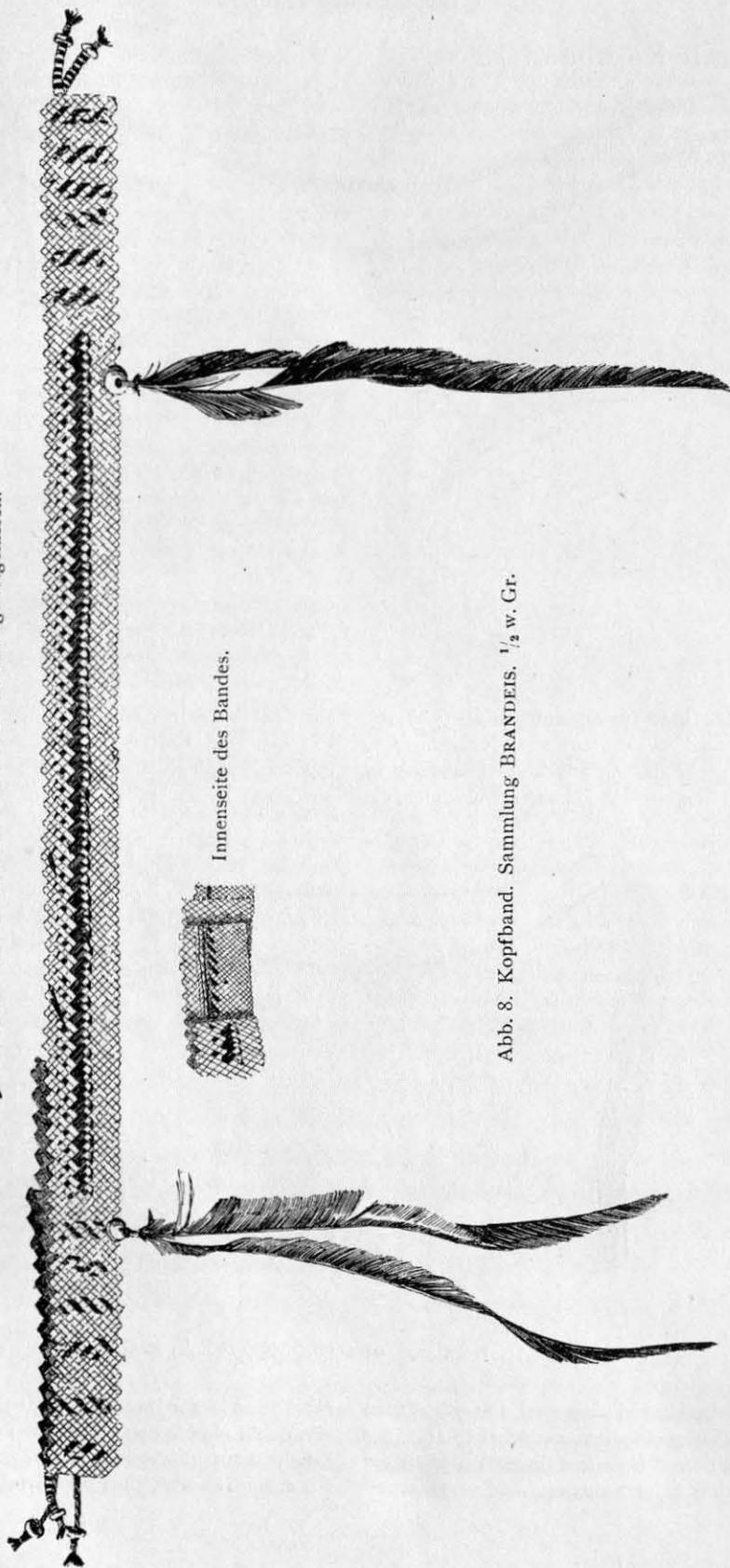
Geflechtsstrang aus Hibiskusbast umflechten, der gleichzeitig der Versteifung des Bandes dient. Unterhalb des Zackenrandes ist ein gleiches umflochtenes Stützband aus schwarzem Hibiskusbast und gelben Pandanusblatt angenäht, dessen Enden mit einer Spondylus-Scheibe und einer Fregattvogelfeder verziert sind. Beide Bänder sind unterhalb des Zackenbandes an den Enden dieses Stützbandes zusammengeheftet.

S. BRANDEIS **Kopfband**. (Abb. 8). Der Schmuck besteht aus 4 Einzelbändern, die aus Pandanusblatt in derselben Weise wie S. Na. 188 hergestellt sind. Alle vier sind an den Enden dann zu einem einzigen Band zusammengeflochten. Das innere Kopfband hat ebenso wie S. Na. 188 einen Geflechtsstrang als Versteifung erhalten. Unterhalb der Versteifung ist ein schwarzer Hibiskusbaststreifen als Zierband eingezogen. Das äußere Kopfband ist reicher verziert. Mit schwarzem Hibiskusbast sind hier eine Reihe einfacher Linienornamente hineingestickt, während die Enden mit Anhängseln aus auf Fäden aufgezogenen dünnen weißen Konus- und schwarzen Kokos-Scheiben geschmückt sind, die mit einer Spondylus-Scheibe und Fregattvogelfedern abgebunden werden. Am unteren Rande des Kopfbandes sind zwei Zierate festgenäht, die aus einer doppelten Spondylus-Perle und langer, entkielter Fregattvogelfeder bestehen.

S. BRANDEIS **Kopfband** (Abb. 9). Das Band ist in ähnlicher Weise wie S. Na. 167 hergestellt. Ein Pandanusblattstreifen wird in Mäander-Windungen gefaltet und nach jeder Windung zweimal umgelegt, so daß ein Band entsteht, dessen oberer und unterer Rand gezähnt sind. Es wird durch zweimal drei Hibiskusbaststränge an der Vorder- und Rückseite des Kopfbandes versteift, die durch fortlaufende schwarze

Hibiskusfäden, welche durch die Zacken des Bandes gezogen und um diese Stränge gebunden werden an den Mäander-Streifen befestigt. An den Enden des Kopfbandes ist je eine Pandanusblattrodel angebunden.

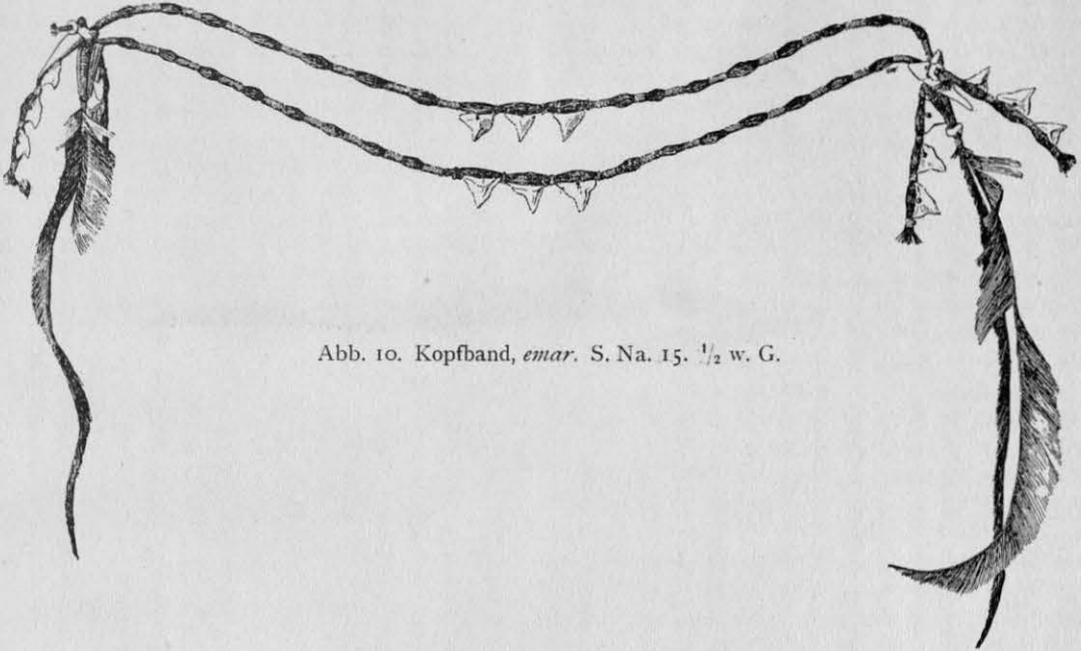
↳ hinteres Band im weiteren Verlauf der Zeichnung fortgelassen.



Innenseite des Bandes.

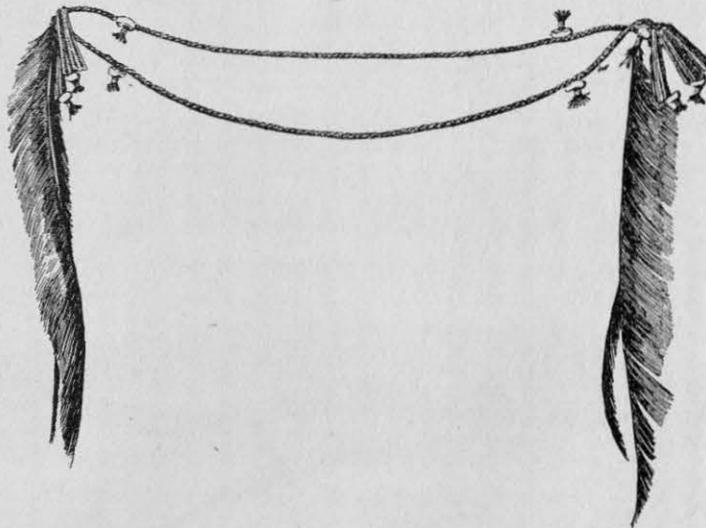
Abb. 8. Kopfband. Sammlung BRANDEIS. $\frac{1}{2}$ w. Gr.

2. Schmale Kopfbänder.

Abb. 10. Kopfband, *emar*. S. Na. 15. $\frac{1}{2}$ w. G.

S. Na. 15. Kopfband für *temonibe*, *emar* (Abb. 10). Das Schmuckstück besteht aus zwei Haltebändern; jedes ist aus sechs dünnen aus Menschenhaaren in Zopfgeflechtart hergestellten Schnüren entstanden, die

bast mit einander verbunden, das durch ein zartes Fädchen an den Haarschnüren befestigt wird. Dieses Fädchen knüpft gleichzeitig drei durchbohrte Haizähne an diesen Haarschnüren und an das Stützband fest,

Abb. 11. Kopfband, *dämöon*. S. Na. 166. $\frac{1}{4}$ w. G.

durch 1 cm breite Umwicklungen mit *Cassytha*-Fäden in Abständen von 1 cm zusammengehalten sind; nur die Mitte bleibt frei. Hier sind beide benachbarten *Cassytha*-Abschnitte durch ein Stützband aus *Hibiskus*-

Die Enden beider Haltebänder kreuzen sich und sind hier durch eine Schnur miteinander verbunden. Diese Schnur dient gleichzeitig als Träger reichen Zierats aus einem Haizahn, einer Spondylusscheibe und lang

herabhängender entkielter Fregattvogelfedern. Die Weite zwischen den Kreuzungsstellen beträgt 66 cm. Die freien Enden der Haltebänder sind wie in der Mitte des Schmuckstücks durch drei eingebundene Haizähne verziert.

S. Na. 166. Kopfband, *dämöön* (Abb. 11). Der Schmuck ist in derselben Weise wie S. Na. 15 hergestellt. Die Haltebänder bestehen aus einem dünnen Geflechtsstrang von Hibiskusbast, die mit einem Zopfgeflecht aus schmalen schwarzen Hibiskusbast- und gelben Pandanusblattstreifen umflochten sind. Die Enden der Haltebänder werden kreuzweis mit einander durch eine dünne Schnur verbunden, die gleichzeitig ein Anhängsel aus einer Spondylusperle und langer entkielter Fregattvogelfeder trägt. Die freien Enden der Haltebänder sind mit einem angenähten Pekten-Abschnitt verziert und werden durch eine Spondylusperle und Fregattvogelfedern abgeschlossen. Der Kopfreif aus den Haltebändern hat einen Schmuck von vier Spondylusperlen erhalten. Die Weite des Reifens beträgt 60 cm.

S. Na. 19. Kopfband für *temonibe*, *emär* (Tafel 20,11). Das Halteband besteht aus zwei Geflechtssträngen von Hibiskusbast, die mit schmalen gelben Pandanusblatt- und schwarzen Hibiskusbaststreifen umwickelt sind; diese Wickelbänder beider Stränge sind zu einem Zopfgeflecht vereinigt. Die Enden des Haltebandes sind mit *Cassytha*-Fäden abgebunden; beide Enden werden zusammengebunden, so daß der Kopfreif entsteht; an der Bindungsstelle und in der Mitte des Haltebandes ist je ein Anhängsel befestigt, das aus einer Pekten-Muschel mit darauffolgendem Haizahn und Spondylus-Perle besteht und mit Fregattvogelfedern und *Cassytha*-Fäden abgebunden wird; aus dem Fiedernbüschel ragt eine lang herabhängende entkielte Fregattvogelfeder heraus. Die Weite des Kopfbandes beträgt 52 cm.

H. M. 12. 129. 3. Kopfband. (Abb. 12). Der Kopfreif ist aus zwei Haltebändern hergestellt. Jedes Halteband ist

fünfsträngig und besteht aus Hibiskusbast. Die beiden äußeren und der mittlere Geflechtsstrang sind mit schwarzgefärbten Hibiskusbaststreifen umwickelt, während die von den drei Strängen umschlossenen beiden Geflechtsstränge aus einem Zopfgeflecht von gelben Pandanusblattstreifen bestehen. Die Verbindung der fünf Stränge geschieht durch die schwarzen Umwicklungsstreifen des äußeren und des mittleren Stranges, indem der Baststreifen vom Strang a in das Zopfgeflecht von Pandanusstreifen b hineingezogen,

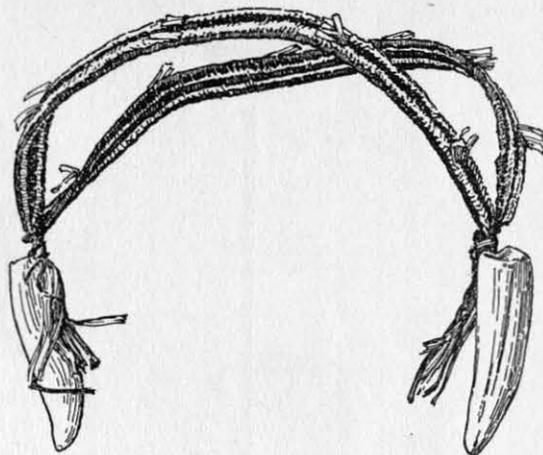


Abb. 12. Kopfband. H. M. 12. 129. 3.

dann um den Mittelstrang c gewunden, darauf durch das Zopfgeflecht aus Pandanusstreifen d gezogen und um den Außenstrang e gewickelt wird, um darauf in derselben Weise zu d, über c und b nach a zurückgeleitet zu werden usw. Als Zierat stehen in Abständen von 5–6 cm aus dem Zopfgeflecht freilegende Geflechtstreifen heraus. Die Enden beider Haltebänder sind zopfartig miteinander verbunden und tragen hier je einen durchbohrten kleinen Potwalzahn.

Die hier als Kopfbänder beschriebenen Schmuckstücke werden so getragen, daß die Haltebänder über Stirn und Hinterkopf verlaufen, während der angebundene Zierat an den Schläfen herabhängt; gleichzeitig dienen sie auch als Halsschmuck; der bisherige Schläfenschmuck wird dann zu Bommeln, von denen eine auf der Brust, die andere auf dem Rücken ruht.

Ohrschmuck. Die Eingeborenen durchbohren das untere Ohrläppchen und tragen in dem Loche bei festlichen Gelegenheiten Ohrnadeln, *aretijin*. Jede Familie hat eine besondere Nadel.

S. Na. 13. Ohrnadel, *aretijin* (Abb. 13 u. 14). Die Nadel besteht aus einem dünnen Holzstäbchen, dessen oberes Ende zu einer Gabel aufgespalten ist. Zwischen den beiden Zinken ruht ein Stäbchenkreuz, das mit Pandanusblatt- und schwarz gefärbten Hibiskusbaststreifen

überspannt ist. Das Kreuz stellt den Stern Romuinimada vor und ist mit Bastfäden an die eigentliche Nadel gebunden, die mit dünnen abwechselnd schwarzen Bast- und gelben Pandanusblattstreifen in Abschnitten von ca. 1 cm Breite umwickelt ist.

S. DELAPORTE, Ohrnadel (Abb. 15). Die Nadel besteht aus einem Holzstäbchen, in das oben ein Delphinzahn eingelassen ist, der außerdem mit Cassytha-Fäden festgehalten wird. Er wird seitlich von zwei Spondylus-Perlen flankiert, die mit Fregattvogelfiedern an der Cassytha-Umwicklung befestigt sind, während sich unterhalb davon ein schachbrettartiges Geflecht aus Pandanusblatt- und schwarzen Hibiskusbaststreifen befindet.

Mus. Berl. VI 25 285. Ohrnadel (Abb. 17). Die Nadel besteht aus einem mit schwarzen Fädchen umwickelten Holzstab, der oben ein Stabkreuz trägt, auf dessen Arme dünne weiße Konus- und schwarze Kokos-Scheiben abwechselnd aufgereiht sind. Die Enden werden mit Büscheln und Fregattvogelfiedern abgeschlossen. Auf dem Kreuze ist eine große Spondylus-Perle befestigt, aus der eine Granne herausragt.



Abb. 13. Ohrnadel, *aretjin*.
S. Na. 13. $\frac{1}{1}$ w. G.
(Von der Seite.)

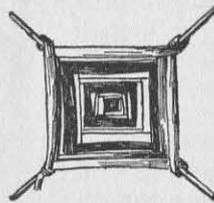


Abb. 14. Ohrnadelschmuck.
S. Na. 13. $\frac{1}{1}$ w. G.
(Von oben gesehen.)



Abb. 15.
Ohrnadel.
Sam. DELAPORTE.

Mus. Leipzig, Ohrnadel (Tafel 20,4). Die Nadel ist größtenteils mit schwarzen Fäden bewickelt und trägt zwei große Spondylus-Perlen, deren flache Unterseiten einander zugewandt sind. Oberhalb der Perle ist die Nadel aufgespalten und beide Enden tragen je eine Spondylus-Scheibe, die mit Fregattvogelfiedern festgebunden ist; aus jedem Fiederbüschel ragt eine schwarze Granne heraus. Unterhalb der großen Spondylus-Perle sind drei kleine Spondylus-Scheiben gleichfalls mit Fregattvogelfiedern kranzförmig befestigt.

Mus. Berl. VI 25 286. Ohrnadel (Abb. 16). Die Nadel besteht aus einem dünnen Holzstäbchen, das mit einem schachbrettartigen Geflecht wie in Abb. 15 verziert ist und oben einen Aufsatz aus einer Spondylus-Doppelperle mit darangefügtem Haizahn, Spondylus-Scheibe und langer Granne trägt. Unterhalb des Aufsatzes sind an dem Stäbchen vier übereinander in Kreuzstellung angeordnete Paare von Spondylusscheiben mit Fregattvogelfiedern befestigt.

Mus. Berl. VI 16 564. Ohrnadel (Abb. 18 u. 19). Die Nadel ist ein mit schwarzen Fäden umwickelter Holzstab, der oben eine große runde Scheibe aus Kokoschale trägt, auf der sich eine strahlenförmige Scheibe aus weißem Perlmutter abhebt, die von einer kleineren und einer Spondylusperle am Nadelende festgehalten wird.

Mus. Berl. VI 26 230. Ohrnadel (Abb. 20). Die Nadel besitzt einen abnehmbaren, losen, nur mit einer dünnen Schnur an dem zu $\frac{3}{5}$ mit Cassytha-Fäden umwickelten Holzstab befestigten Aufsatz. Dieser Aufsatz besteht wie bei VI 16 564 aus einer runden Scheibe von Kokoschale, auf der eine große, aus weißem Perlmutter geschnittene strahlenförmige Scheibe befestigt wird, die von einer darauf gelegten kleineren schwarzen Kokos-scheibe, einem weißen Perlmutterstern und roten Spondylusperle festgehalten wird.



Abb. 16. Ohrnadel.
Mus. Berl. VI. 25 286.
 $\frac{1}{1}$ w. G.



Abb. 17. Ohrnadel.
Mus. Berl. VI 25 285.
 $\frac{1}{2}$ w. G.



Abb. 18. Ohrnadel.
Mus. Berl. VI 15 564.
(Von der Seite.)



Abb. 19. Ohrnadel.
Mus. Berl. VI 16 564.
(Von oben.)

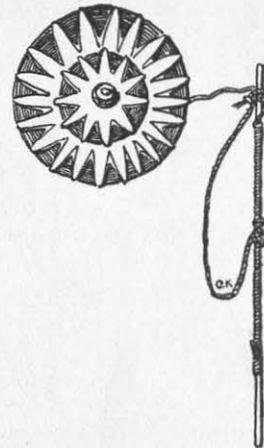


Abb. 20. Ohrnadel.
Mus. Berl. VI 26 230.

Halsschmuck. Der Halsschmuck hat eine große Formenmannigfaltigkeit und zeugt im großen und ganzen für den einfachen Kunstsinn des Eingeborenen, der mit geringen Mitteln durch geschickte Auswahl des Materials, seiner Verarbeitung und Anordnung eine vorzügliche Wirkung der Schmuckstücke erzielt.

Mus. Berl. VI 16 567. Halskette (Abb. 21). Das Tragband besteht aus einem zweisträngigen Zopfgeflecht von schmalen gelben Pandanus- und schwarzen Hibiskusbaststreifen, zwischen die aufgeschlitzte, fein zerserte, in Salböl getränkte Palmblattabschnitte und

Gräser eingeknüpft sind, so, daß sie eine Art Fransenbehang bilden. An das Tragband sind zwei gelb-schwarze gedrehte Schnüre angebunden, um als Halteschnüre beim Anlegen des Schmuckes zu dienen.

S. Na. 168. Halskette. (Tafel 21,2 untere Kette). 50 *Melampus luteus*-Schnecken sind an ihrem hinteren Ende durchbohrt, sie werden auf einer dünnen Schnur aufgereiht, mit der sie an dem stärkeren Halteband befestigt werden; das geschieht in der Weise, daß die Tragschnur für die Schnecken zunächst am Ende des Haltebandes angeknüpft wird, dann zieht man sie durch das Bohrloch hindurch, verknötet das freie Ende am Halteband, reiht wieder eine Schnecke auf, verknötet das freie Ende am Halteband usw. Die Länge der Kette beträgt 54 cm.

S. Na. 169. Halskette. (Tafel 21,2 obere Kette). Die Kette ist der S. Na. 168 ähnlich; sie besteht aus einem Halteband, an dem mit zwei Trageschnüren in der eben beschriebenen Weise 128 *Melampus luteus*-Schnecken befestigt werden; diese bilden eine Doppelreihe und sind so angeordnet, daß die kleineren an die Innenseite, die größeren ihnen gegenüber an die Außenseite der Kette gebunden werden.

S. Na. 50. Halskette, *imui*. (Tafel 21,4). Stück einer 92 cm langen Halskette aus 284 Zähnen, die an der Wurzel durchbohrt und auf einer dünnen Kokosschnur aufgereiht sind (s. Hb. I, S. 272).

S. Na. 171. Halskette, *däimon*. (Tafel 21,3). Die Kette besteht aus einzelnen gleichmäßig runden Scheiben aus Kokoschale und *Mitra punctata*, die mit einander abwechselnd auf einem Kokosband aufgereiht sind. Ihre Weite beträgt 80 cm.

S. Na. 170. Halskette, *te bilororo*. (Tafel 21,3).¹ Die Kette ist 54 cm weit und ist aus demselben Material und in der gleichen Weise wie S. Na. 171 hergestellt, außerdem sind in einigermaßen gleichen Abständen an der Wurzel durchbohrte Delphinzähne eingehängt.



Abb. 22. Halskette.
S. Na. 51. $\frac{1}{4}$ w. G.

S. Na. 51. Halskette. (Abb. 22). 75 cm lange Kette von ausgesucht gleichmäßigen runden auf Kokosschnur aufgereihten Scheiben aus Kokoschale. Das Stück ist alt und nach Angaben der Eingeborenen sehr selten.

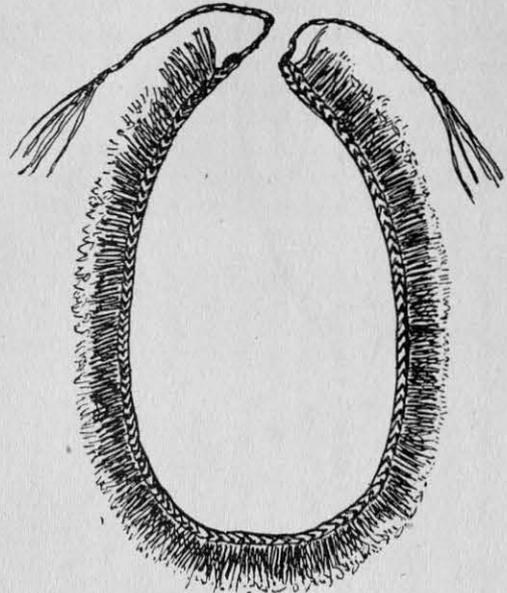


Abb. 21. Halskette. Mus. Berl. VI 16 567. $\frac{1}{2}$ w. G.

Mus. Berl. VI 16 578. Halskette. (Abb. 23). Doppelreihige Kette aus *Cypraea moneta*; die Decken der einzelnen Schneckenhäuser sind abgesprengt, durch die künstliche obere und natürliche untere Öffnung ist bei jeder Schnecke an der Vorderseite und Hinterseite eine Befestigungsschnur hindurchgezogen, die bei jeder Schnecke einmal um das Gehäuse gewickelt wird, um die einzelnen Glieder der Kette voneinander zu trennen und ihnen gleichzeitig einen besseren Halt zu geben. Die Gehäuse kehren sich die Rücken zu; die Befestigungsschnüre beider Reihen werden hier außerdem durch kreuzweis gebundene Fäden, deren freie Enden nachher zu Haltebändern verflochten werden, zusammengehalten.

H. M. 12. 129. 1. Halskette. (Abb. 24). Die Kette besteht aus roten Spondylus-Perlen, *ena*, diese Perlen erhielt man² durch Ausbohren des Randteiles der Spon-

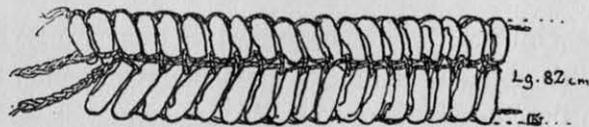
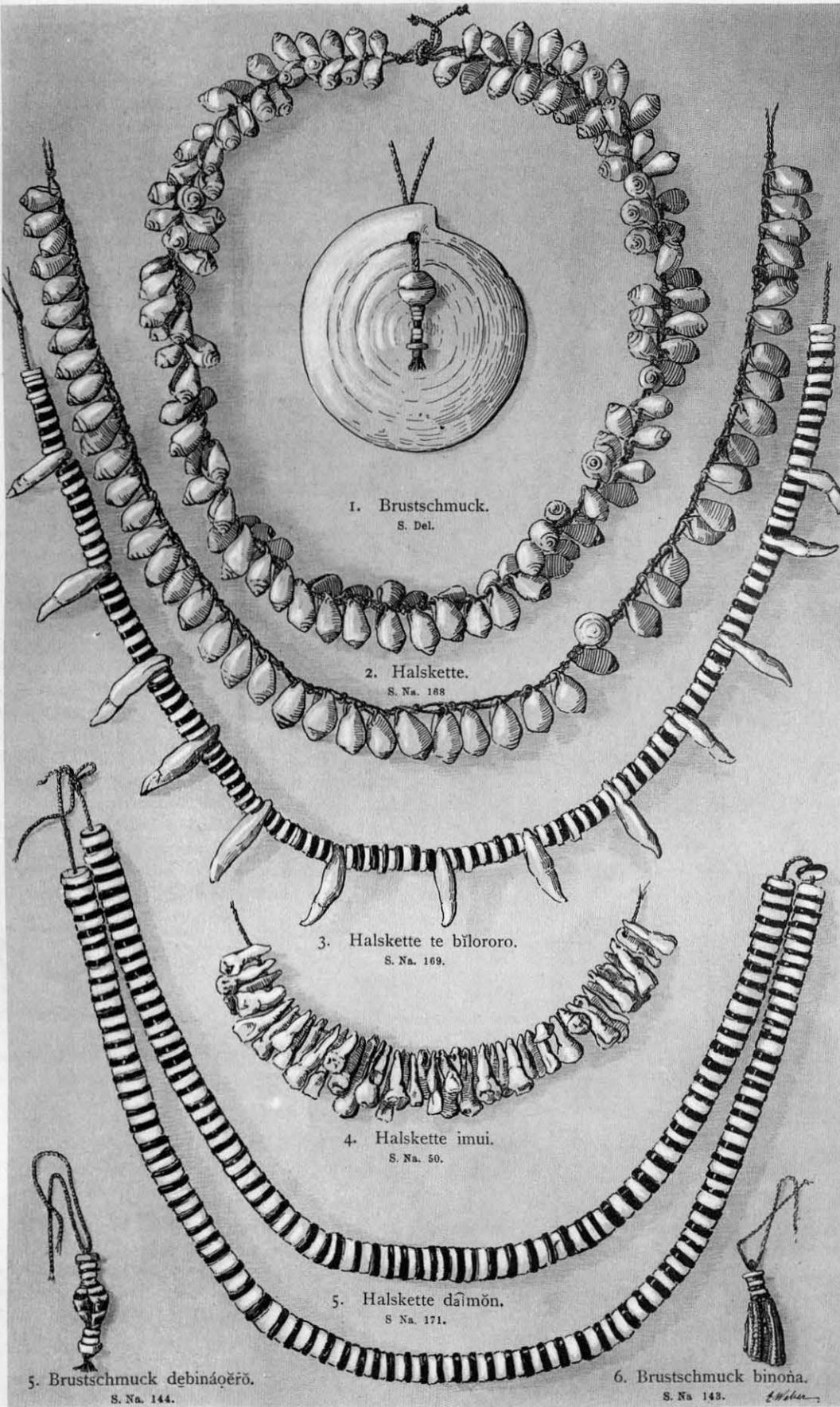


Abb. 23. Halskette. Mus. Berl. VI 16 578.

dylus-Muschel; je dicker derselbe war, um so wertvoller ist auch die Perle. Zunächst wurde ein viereckiges Stück losgesprengt, durchbohrt und dann durch Abschleifen mit Sand in eine Scheibe umgewandelt, die manchmal

¹ lies auf der Tafel statt S. Na. 169; — S. Na. 170.

² heute werden sie nicht mehr angefertigt.



als solche verwendet wurde, deren Wert man aber erhöhte, wenn die Scheiben zu Halbkugeln abgeschliffen wurden. Beim Aufreihen der Perlen verfährt man so, daß man die flache Seite der Halbkugeln aneinanderpaßt; man erhält damit eine Vollperle, die nun der Größe nach, nach den Enden hin kleiner werdend auf eine schwarz-gelbe Schnur aufgereiht werden. Die Enden dieser Tragschnur sind mit einander verknötet und mit einem Pekten-Abschnitt, einer Spondylus-Perle und einer entkielten Fregattvogelfeder verziert.

Mus. Berl. VI. 16571. Halskette. (Abb. 25). Das Mittelstück besteht aus besonders schönen Spondylus-Perlen, denen nach den Enden zu eine Reihe flacher Spondylus-Scheiben folgt, denen sich mit einander abwechselnde Mitra-Scheiben und schwarze Kokos-Scheiben anschließen. An die eigentliche Halteschnur sind an beiden Enden besondere Bindschnüre angeknötet.

H. M. E. 4166. Halskette. Der Schmuck ähnelt dem H. M. 12. 129. 1. Er besteht aus 43 sehr schönen ausgesuchten Spondylus-Perlen, deren Größe sich nach den Enden der Kette hin verringert und hier mit Kokos-, Mitra-Scheiben und einem Pekten-Abschnitt abschließen; an die Tragschnur der Perlen ist ein schwarz-gelbes Halteband geknüpft, das am freien Ende ein Anhängsel aus einem Haizahn, einer darauf befestigten Spondylus-Perle, Fregattvogelfiederbüschel und entkielter Fregattvogelfeder besteht. Ein gleiches Anhängsel ist in der Mitte der Kette zwischen den Spondylus-Perlen befestigt.

S. Na. 172. Halskette. (Tafel 20₂). Das Tragband ist viersträngig; jeder Strang ist sehr dünn und besteht aus zusammengedrehten Pandanusblattstreifen und Menschenhaaren, die zu einem Zopfgeflecht vereint sind; der einzelne Strang ist am Ende verknötet und alle acht freien Enden der 2×4 Stränge sind zusammen verknötet. An dem Tragband hängen vier Zierate, von

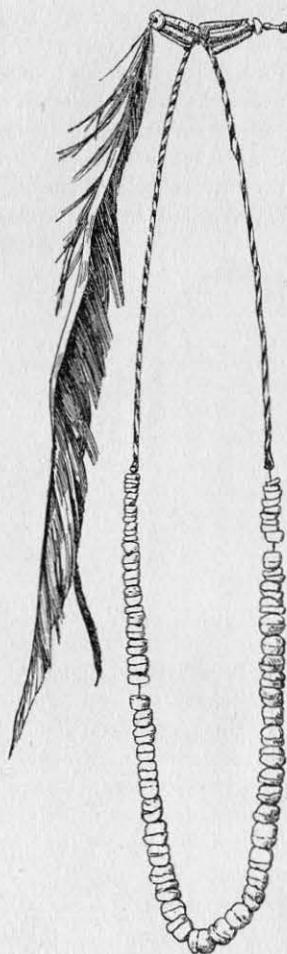


Abb. 24. Halskette.
H. M. 12. 129. 1. $\frac{1}{2}$ w. G.

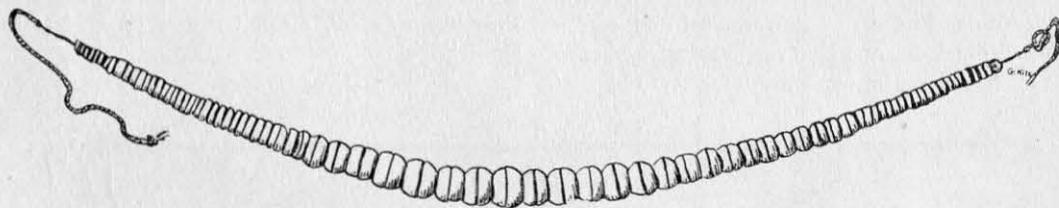


Abb. 25. Halskette. Mus. Berl. VI. 16 571. $\frac{1}{2}$ w. G.

denen zwei eng an einander gerückt sind, während die beiden anderen in gleichem Abstand von diesen befestigt sind. Der einzelne Anhänger besteht in einem dreifach durchbohrten Haizahn; durch die Löcher gehen zum Tragband die dünnen Befestigungsfäden. Sie dienen gleichzeitig als Halteschnüre für eine Spon-

dylus-Perle, welche oben mit einem Büschel aus Fregattvogelfiedern abgeschlossen wird, aus dem zwei schwarz-gelbe Fäden heraushängen, die unten ebenfalls je eine Spondylus-Perle und Fregattvogelfiederbüschel tragen. Die Weite der Kette beträgt 56 cm.

S. Na. 174. Halskette. (Tafel 20,3). Das schwarzgelbe Tragband ist zweisträngig und nach der Art des *idrua baño* (s. Hb. I, S. 321) zu einem Zopfgeflecht vereint; die gelben Geflechtsstreifen bestehen aus Pandanusblatt, die schwarzen sind zusammengedrehte Menschenhaare. Zwischen die Geflechtstreifen sind Fransen aus Fregattvogelfiedern eingeknüpft. Die beiden Fransenbänder sind an den Enden mit ein-

ander über Kreuz verbunden und tragen je drei Doppelperlen aus Spondylus; die Kreuzstelle selbst ist durch eine ausgewählte große Spondylus-Perle verziert, die mit einem Fregattvogelfiederbüschel befestigt ist, aus dem eine lange entkielte Fregattvogelfeder heraushängt. In der Mitte der beiden Fransenbänder sind drei Spondylus-Perlen angeheftet. Die Länge der Kette beträgt 57 cm.

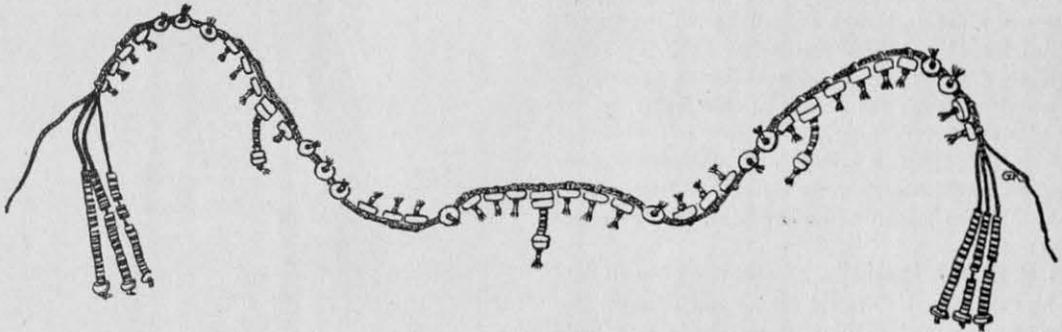


Abb. 26. Halskette. Mus. Berl. VI. 25 292. $\frac{1}{2}$ w. G.

Mus. Berl. VI. 25 292. Halskette. (Abb. 26). Die gelb-schwarze Tragschnur ist zweisträngig und mit einzelnen neben einander befestigten Spondylus-Scheiben verziert, die mit Fregattvogelfiederbüschel festgeheftet sind. Zwischen die Scheiben sind drei Bommeln eingeknüpft, die aus aufgereihten, mit einander abwechselnden Kokos- und weißen Mitrascheiben

bestehen und an den Enden durch zwei größere Spondylus-Scheiben abgeschlossen werden. Am Ende der Tragschnur befinden sich je drei kurze Kettchen aus Kokos- und Mitra-Scheiben und einer Spondylus-Perle. Das Halteband endet frei und ist mit zwei Spondylus-Scheiben verziert.



Abb. 27. Halskette. Mus. Berl. VI. 16 576. $\frac{1}{2}$ w. G.

Mus. Berl. VI. 16 576. Halskette. (Abb. 27). Die beiden Stränge der Schnur bestehen aus gelb-schwarzem Band. An den Enden sind sie verknotet und werden dann jede durch den Abschnitt einer Fregattvogelfederpose hindurchgezogen, um dann von neuem verknotet

und wieder durch Federposen hindurch gezogen zu werden. Über den Knoten bindet man ein Büschel aus Fregattvogelfiedern, die mit gelben *Cassytha*-Fäden umwickelt sind.

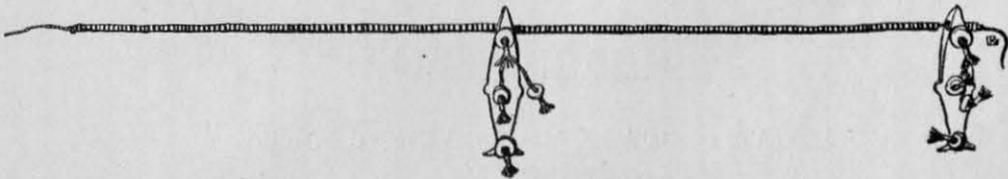


Abb. 28. Halskette. Mus. Berl. VI. 25 290. $\frac{1}{2}$ w. G.

Mus. Berl. VI. 25 290. Halskette. (Abb. 28). An der dünnen schwarz-gelben Tragschnur sind fischähnliche Anhänger aus weißem Perlmutt befestigt. Der Kopf ist mit einer Spondylus-Scheibe verziert, die mit einem

Fregattvogelfiederbüschel angeheftet wird, aus dem an langen Fäden zwei gleiche Zierate heraushängen. Der Schwanz ist ebenfalls mit einer Spondylus-Scheibe verziert.

H. M. 12. 129. 2. Halskette. (Abb. 29). Das Tragband besteht aus zwei nebeneinander gelegten Geflechtssträngen aus je drei Pandanusblattstreifen; auf der Außenseite des einzelnen Tragstranges ruht das Halteband für die braunroten ausgesucht kleinen Mitra

literata-Schnecken. Die beiden Stränge und Haltebänder sind untereinander durch zwei kreuzweis zwischen die Schnecken und um die Stränge gewickelte Pandanusblattstreifen verbunden, die an den Enden zu einem Zopfgeflecht vereinigt werden.

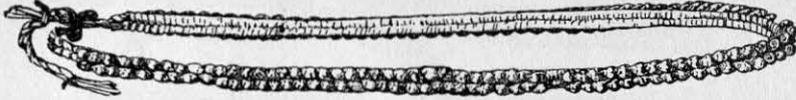


Abb. 29. Halskette. H. M. 12. 129. 2.

H. M. E. 3480a. Halskette. Der Schmuck besteht aus vierzehn Schnüren von Menschenhaaren; jede Schnur ist aus zwei Strängen zusammengeflochten; an den Enden sind die Schnüre zu einem dicken Bande verflochten, das zu einer Öse zusammengelegt wird, die man mit gelben Cassytha-Fäden abbindet; durch diese Ösen werden die aus roten Kattunstreifen gedrehten Haltebänder hindurchgezogen.

ähnlich; er ist in der dort beschriebenen Weise aus ungefähr 150 Einzelschnüren hergestellt, die in der gleichen Weise zu einem Bande mit Öse vereinigt werden, in welche die aus sechs Kränzen geflochtenen Haltebänder von Menschenhaar eingebunden sind.

S. Na. 206. Halskette, *itip*. Die Kette besteht aus 34 Einzelschnüren von Menschenhaar, die wie E. 3477 zusammengehalten werden.

H. M. E. 3477. Halskette. Der Schmuck ist E. 3480a

Fuß- und Armbänder. Bei der Darstellung der Pubertätsfeste und Tänze sind die einzelnen Schmuckstücke, darunter auch Arm- und Fußbänder beschrieben worden (s. H.-B. I. S. 220 ff und 313 ff), ebenso zeigen die Abbildungen im Texte und eine Reihe Tafeln die Beschaffenheit dieser Schmuckstücke. Über die Herstellung charakteristischer Arm- und Fußbänder aus Palmblättern werde ich im Abschnitt: Technik berichten.

Gürtel. Tanzgürtel sind in H.-B. I. S. 322 und 323 beschrieben worden. Aber

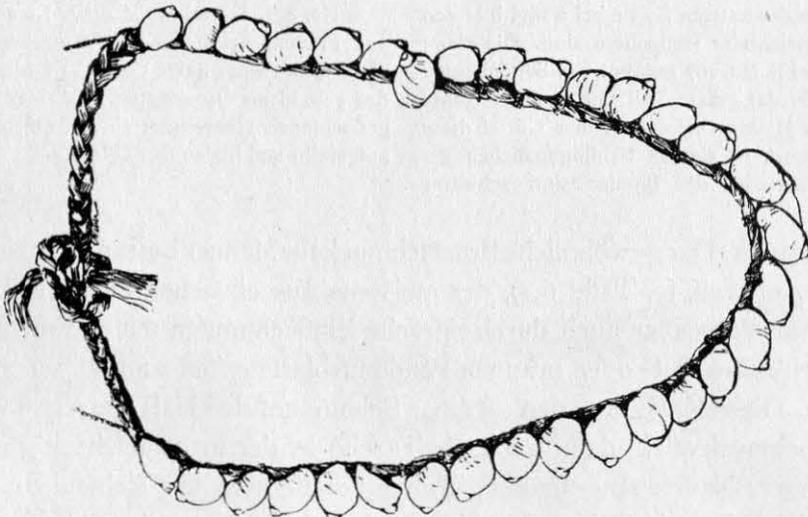


Abb. 30. Gürtel. S. Na. 147. $\frac{1}{5}$ w. G.

auch im Alltagsleben legt man gelegentlich Gürtel um, die oberhalb des Schurzes als Abschluß getragen werden; ebenso werden sie von Frauen verwendet, um das Ab-

rutschen der Matte zu verhüten, die sich beim Tragen des Kindes (s. Tafel 8,2) auf der Hüfte um ihren eigenen und des Kindes Leib binden.

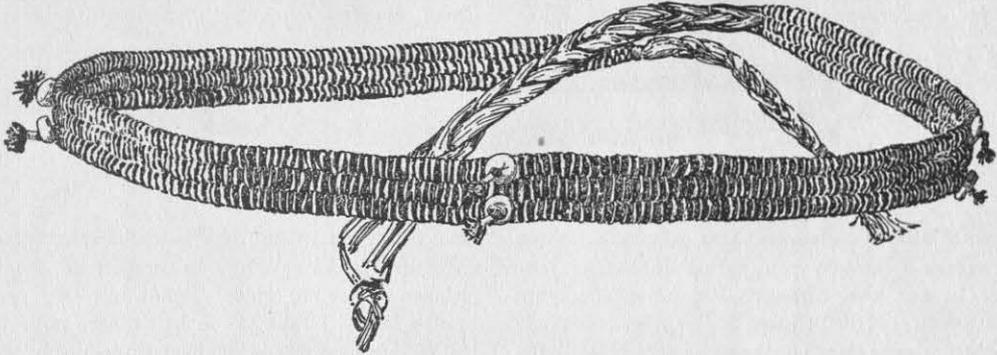


Abb. 32. Gürtel. Mus. Rostock. Nr. 80.

S. Na. 147. Gürtel. (Abb. 30). Die Tragschnur besteht aus zwei zusammengedrehten Strängen von weißen Pandanusblättern, die an den Enden zu einem Zopfgeflecht vereinigt und verknotet werden. An diese Schnur sind mit Bindfaden eine Reihe Natica mamilla-Schnecken befestigt; sie sind an der Unterseite durchbohrt und werden in den Bohrlöchern mit dem zweimal durchgezogenen Bindfaden an der Tragschnur festgehalten. Die Weite des Gürtels beträgt 80 cm.

S. Na. 198. Schmuckgürtel für Mädchen, terabarab. (Abb. 31). Der Gürtel wird als Zierat und beim Tanze getragen. Er ist aus schräg verlaufenden Pandanusblattstreifen taftbindig geflochten und besteht aus zwei Bändern, die an der unteren Kante bei a und b in den Zacken fest miteinander verflochten sind. Die obere Kante ist wie bei S. Na. 167 gezähnt, die Seitenkanten sind ebenso wie der größte Teil der unteren Kante glatt. Da beim Hineinschlüpfen in den Gürtel diese Kante leicht fasert, ist sie mit Schlingenstichen gesäumt. Zur Verzierung des Bandes sind schwarze

Muster aus Hibiskusbast mit Streifen gestickt und lange Troddeln aus Pandanusblatt an der unteren Kante befestigt. Die Länge des Gürtels beträgt 70 cm, seine Breite 10 cm.

Mus. Rostock Nr. 80. Gürtel. (Abb. 32). Die Tragschnur besteht aus drei Strängen von Pandanusblatt, die an den Enden zu einem Zopfgeflecht vereinigt und verknotet sind. Die drei Stränge sind untereinander durch eine zweistrännige, aus Menschenhaaren geflochtene Schnur verbunden. Drei Paar Spondylus-Perlen, die am oberen und unteren Strang der Tragschnur mit Fregattvogelfiederbüscheln festgeheftet sind, zerlegen den Gürtel in drei gleiche Abschnitte.

S. Na. 207. Gürtel, da danebu. Eine dicke Strähne aus Frauenhaar ist zur Hälfte zusammengelegt und oben so mit einer Reihe Cassytha-Fäden abgebunden, daß eine kleine Öse entsteht. Auf einer zweistrännigen geflochtenen Haarschnur sind zwölf solcher Strähnen aufgereiht und bilden den Gürtel.

Brustschmuck. Der gewöhnliche Brustschmuck für Männer bestand aus einem kleinen Körbchen. *egadakua*, (s. Tafel 6,2), der meistens aus einfachen Pandanusblattstreifen geflochten war, dann aber auch durch zierliche Einflechtungen mit schwarzen, braunen oder roten Hibiskusbast- oder braunen Pandanusblattstreifen zum hübschen Schmuckstück wurde. Diese Körbe wurden an einer Schnur um den Hals getragen und dienten einmal als Schmuckstück, dann auch als Tasche in der man gleichzeitig notwendige Geräte, Messer, Nadel, Angelhaken, Tabak, Pfeife usw. mit sich führte. Heute ist das praktische Schmuckstück außer Gebrauch gekommen, und nur selten sieht man einen Mann damit. Im übrigen sind die Schmuckstücke einfach gearbeitet; sie hängen an Schnüren und bestehen aus einzelnen oder mehreren Pottwalzähnen (s. HB. I.

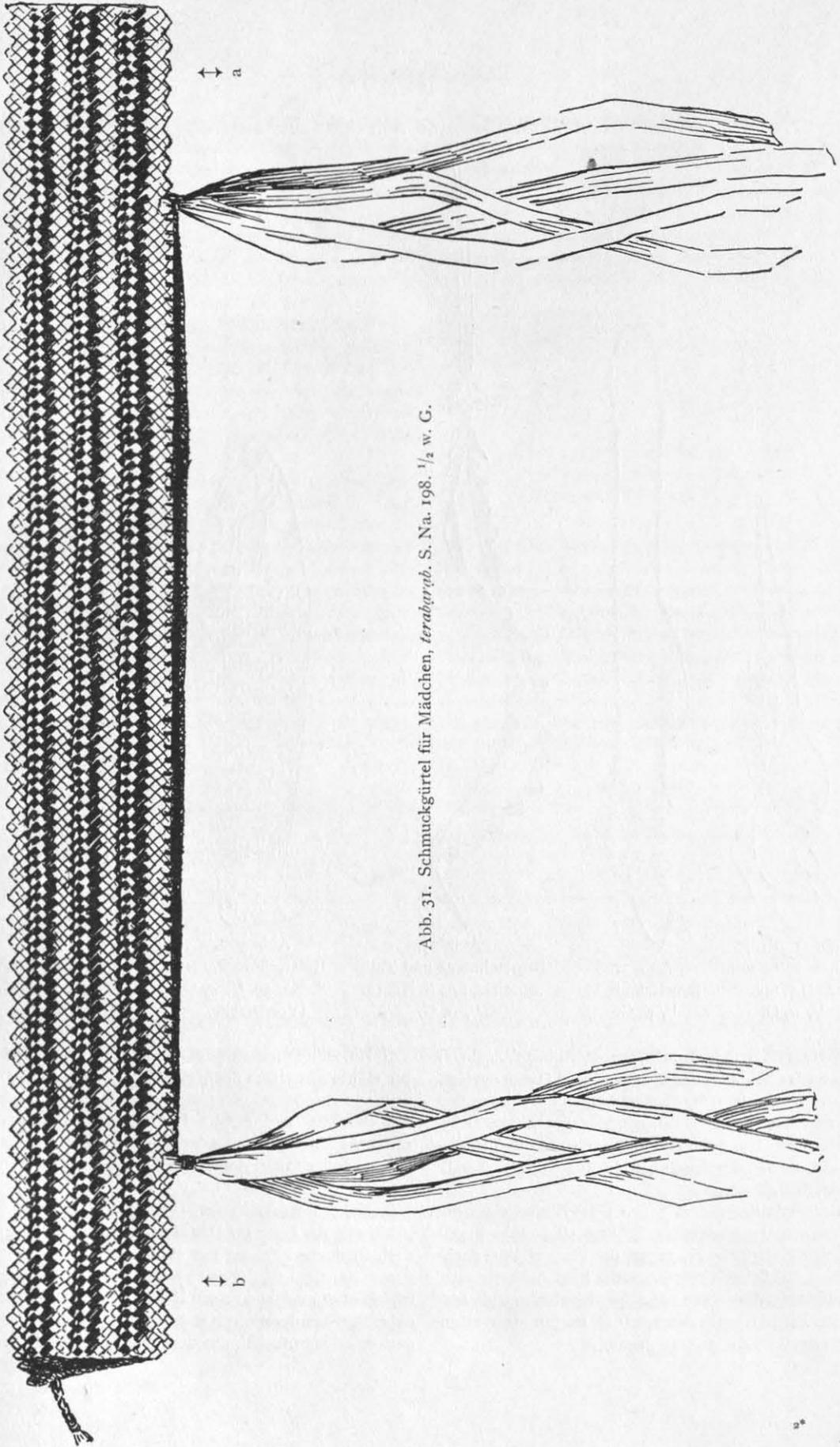


Abb. 31. Schmuckgürtel für Mädchen, *terabatqab*. S. Na. 198. $\frac{1}{2}$ w. G.

S. 31 i), Ovum ovulum-Schnecken, Conus-Böden oder sind aus verschiedenem Material zusammengefügt.



Abb. 33. Brustschmuck, *tabureg*.
S. Na. 148.
 $\frac{1}{2}$ w. G.



Abb. 34.
Brustschmuck.
 $\frac{1}{2}$ w. G.



Abb. 35.
Brustschmuck und Tabuabzeichen *ie*. S. Na. 12.
 $\frac{1}{4}$ w. G.



Abb. 36 a.
Brustschmuck, *eär*.
S. Na. 39. $\frac{3}{4}$ w. G.
(Vorderseite).



Abb. 36 b.
Brustschmuck, *eär*.
S. Na. 39. $\frac{3}{4}$ w. G.
(Rückseite).

S. Na. 148. Brustschmuck, *tabureg*. (Abb. 33). Zauberer tragen das Schmuckstück, das aus zwei Ovum ovulum-Schnecken besteht, die oben und unten durchbohrt und an einer doppelten schwarzgelben, dünnen Schnur befestigt sind. Der Schmuck wird auch um die Stirn getragen, so daß die Schnecken an den Schläfen herabhängen.

Brustschmuck. (Abb. 34). An die Enden einer geflochtenen schwarzgelben Schnur sind zwei kegelförmige Holzstücke gebunden, die Pottwalzähne nachahmen. Die Seiten werden von zwei Pekten-Abschnitten flankiert, an denen oben eine lang herabhängende entkielte Fregattvogelfeder befestigt ist (an dem einen Anhängsel ist sie verloren gegangen).

S. Na. 209. Brustschmuck. Die Tragschnur besteht zur Hälfte aus einem Zopfgeflecht von Menschenhaar, während die andere in der gleichen Weise aus schwarzen Hibiskusbast- und gelben Pandanusblattstreifen zusammengeflochten ist. An dem einen Ende der Schnur ist ein großer Conus-Boden, an dem anderen ein Pottwalzahn angebunden.

S. Na. 12. Brustschmuck und Tabuabzeichen *ie*. (Abb. 35). An einer zur Hälfte zusammengelegten gedrehten dünnen Schnur aus Menschenhaar und Pandanusfasern, die durch eine Federpose hindurchgezogen ist, befestigt man unten einen Haizahn, dann eine Spondylus-Perle und verknötet die Schnur mit einem Fregattvogelfiederbüschel, aus dem eine entkielte, in den

Fiedern ausgezackte Fregattvogelfeder heraushängt. Hat ein temonibe-Häuptling den Schmuck im Munde, so dürfen seine Eltern vor 10 Uhr a. m. nichts genießen; der Knabe würde sonst später in große Bedrängnis geraten.

S. Na. 143. **Brustschmuck für temonibe, binoña**, (Tafel 21,6). An einem dünnen Fädchen ist eine kurze Kette aus miteinander abwechselnden Mitra- und Kokos-Scheiben mit einem Anhängsel aus Pekten befestigt.

S. Na. 144. **Brustschmuck für temonibe, debinápěřö**, (Tafel 21,6). Das Gehäuse einer kleinen Mitra punctata-Schnecke ist an einer Schnur aufgehängt, und auf beiden Seiten von einer kleinen Anzahl weißer Mitra- und schwarzer Kokos-Scheiben flankiert; unten ist das Anhängsel mit einem Fregattvogelfiederbüschel abgeschlossen.

S. Na. 39. **Brustschmuck, eār**. (Abb. 36 a u. 36 b). Aus einer Perlmuttermuschel ist das Mittelstück in Form eines Fisches oder Blänkers herausgeschnitten. Am Schloßteil ist es zweimal durchbohrt zur Aufnahme der Tragschnur. Die Oberseite ist mit einem Pandanusblatt bedeckt, das bis in die Nähe des oberen Randes in gleichmäßig breite Streifen zerschlitzt ist; diese vertikalen Geflechtsstreifen werden von einem horizontal in Spiralen verlaufenden, schwarzfarbenen Hibiskusbaststreifen zu einem Körpergeflecht wieder verbunden; unten enden die vertikalen Streifen in Fransen. Die Länge des Schmuckstückes beträgt 16,5 cm, die Breite 4 cm.

S. DELAPORTE. **Brustschmuck, te nigabanabañ**. (Tafel 21,1). Von einer Conus-Schnecke ist der Boden abgesprengt und die äußere Windung durchbohrt; beide Seiten des Bodens sind glatt geschliffen; durch das Bohrloch ist das Tragband gezogen, dessen beide Enden von einer doppelten Spondylus-Perle, einigen weißen Mitra-Scheiben, einer Spondylus-Scheibe und einem Fregattvogelfiederbüschel umschlossen wird.

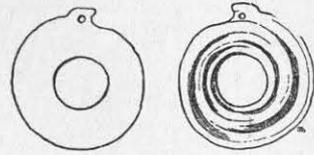


Abb. 37. Vorder- und Rückseite eines Brustschmuckes aus Konus-Boden. Mus. Berl. VI. 7590. 1/2 w. G.

S. Na. 210. **Brustschmuck, te nigabanabañ**. Ein Konus-Boden wie der vorher beschriebene ist an seiner äußeren Windung durchbohrt und in dem Loche eine entkietete Fregattvogelfeder eingebunden.

Mus. Berl. VI. 7590. **Brustschmuck**. (Abb. 37). Der Konus-Boden ist wie S. Na. 210 in seiner äußeren Windung durchbohrt und der mittlere Teil desselben herausgesprengt worden. Die Ränder sind geglättet; auf der Rückseite hat man die inneren Windungen des Gehäuses als kurze Leisten stehen lassen.

Aufbewahrung des Schmucks. Da die Schmucksachen für gewöhnlich nicht angelegt werden, bewahrt man sie in kleinen verschließbaren Körben, *ebueř in bitoiöi*, auf; Diebstahl wird nicht sehr gefürchtet, da jede Familie ihre eigenen, unveräußerlichen Schmuckstücke besitzt (s. H.-B. I, S. 310). Auch die Fortnahme des schon verarbeiteten Materials an Spondylus-Perlen, Mitra-, Kokos-Scheiben, Pottwalzähnen usw. ist schwierig, da der Eingeborene seine Schmuckstücke an Einzelheiten so genau kennt, daß er sie bei Fremden sofort wieder finden würde. Die Körbe selbst werden im Hause an einer allgemein sichtbaren Stelle aufgehängt. Sie werden aus Palmblättern geflochten und oben mit einem Deckel versehen, der an drei Seiten fest an den Korb genäht ist, während die vierte, offene, mit einem Bändchen zugebunden wird. An den vier Ecken des Korbes sind die Aufhängebänder befestigt.

S. Na. 49. **Korb für Schmucksachen, ebueř in bitoiöi**. (Abb. 38). Der Korb ist aus Pandanusblatt taftbindig geflochten; jeder Geflechtsstreifen besteht aus zwei übereinander gelegten, gebleichten, weichen Pandanusblättern; der Korbrand ist durch einen eingelegten Geflechtstrang verstärkt, der Rand selbst wird von einem darüber gefalteten und mit Schlingenstichen befestigten Pandanusblatt vorm Ausfasern geschützt. In derselben

Weise ist der Deckel hergestellt; an drei Seiten ist er ebenfalls mit Schlingenstichen an dem Korbrand befestigt. Zum Verschließen dient ein Kokosbindfaden, der von der einen Seite des Korbes zur anderen zwischen die Stichfäden des Deckels und des Korbrandes hindurchgezogen und am Ende verknötet wird. An den Ecken sind zwei Aufhängebänder befestigt. Die Länge beträgt 19 cm, die Breite 22 cm und die Höhe 13 cm.

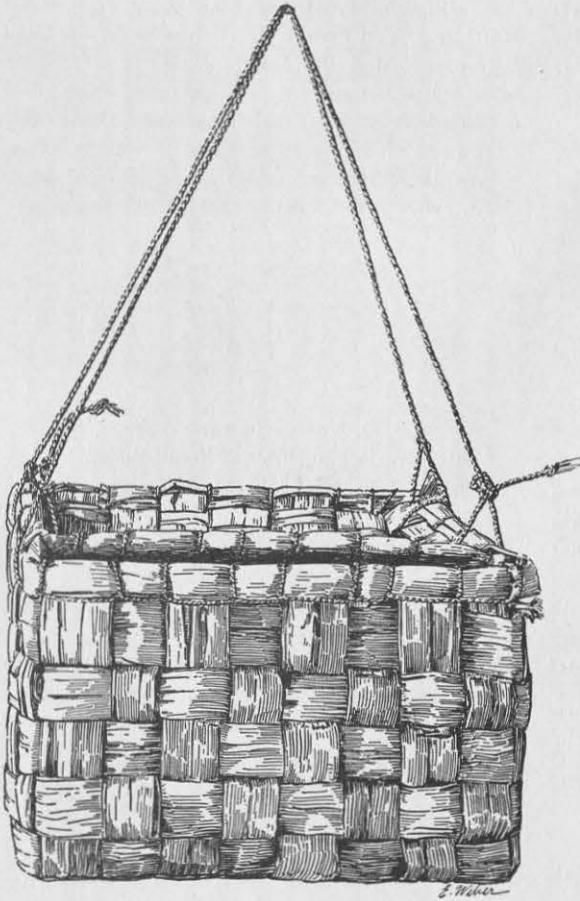


Abb. 38. Korb für Schmucksachen, *ebueŕ in bitoiói*.
S. Na. 49. $\frac{1}{4}$ w. G.

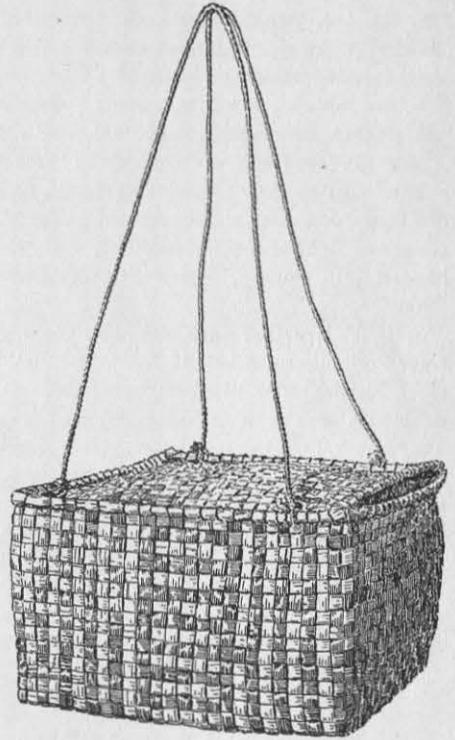


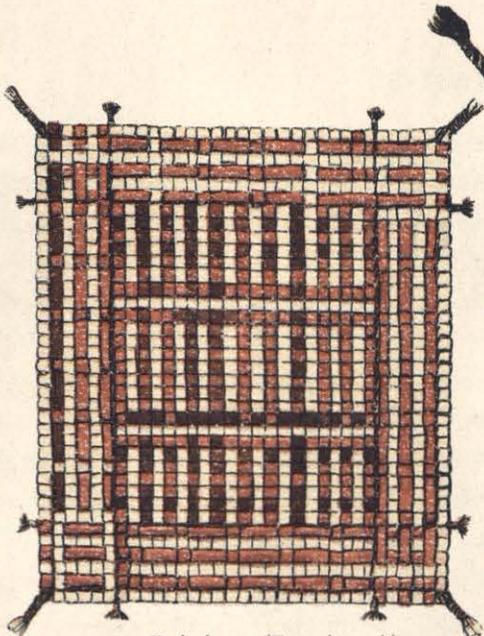
Abb. 39.
Korb für Schmucksachen, *ebueŕ in bitoiói*.
S. Na. 146. $\frac{1}{4}$ w. G.

S. Na. 146. Korb für Schmucksachen, *ebueŕ in bitoiói*. (Abb. 39). Der Korb ist in der gleichen Weise wie S. Na. 49 hergestellt; nur sind schmalere Pandanusblattstreifen verwendet; die Geflechtsstreifen sind doppelt;

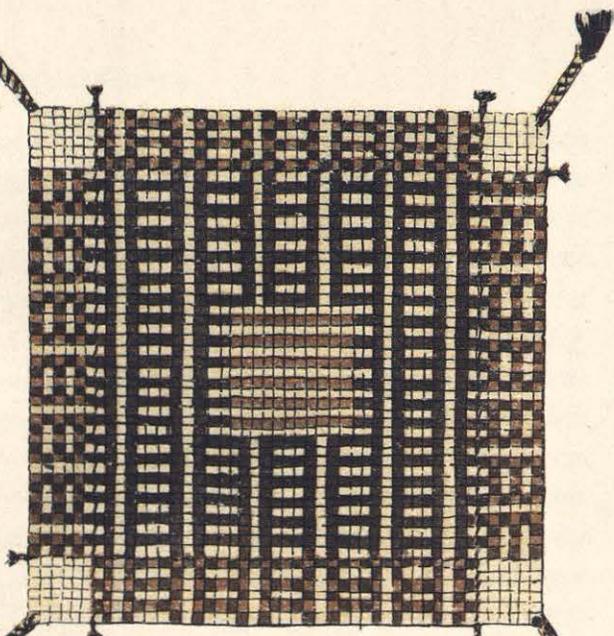
die unteren (inneren) stets braun, die oberen Streifen abwechselnd braun und gelb; es wird damit das Geflechtmuster erzielt, das die Abbildung zeigt. Der Korb ist 23 cm lang, 22 cm breit und 17 cm hoch.

Die Familienwappen.

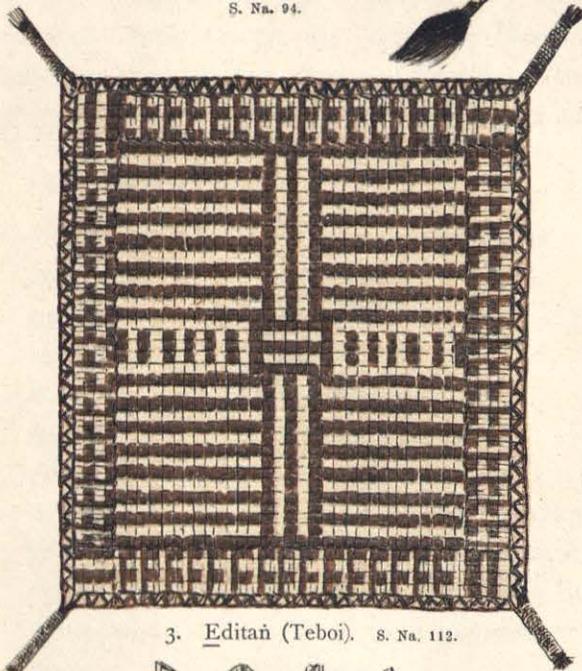
Vom fünften Monat ab trägt eine Frau, die in anderen Umständen ist, eine besondere Kleidung; außer dem Schurz bindet sie einen breiten aus Pandanusblattstreifen geflochtenen Gürtel um den Leib und klemmt zwischen Körper und Gürtel eine fast quadratische Matte *e kaduuauo* (s. H.-B. I, S. 244) ein. Sie wird auch an besonderen Haltebändern um den Hals gehängt, und zuweilen trägt man zwei Matten, eine auf dem Rücken, die andere auf der Brust. Die gleichen Abzeichen kommenden Familienzuwachs werden vom Ehemann angelegt, dem während dieser Zeit die strengste Enthaltsamkeit zur Pflicht gemacht ist (s. H.-B. I, S. 245). Matten und Gürtel sind in charakteristischer Weise verziert; jede Familie der verschiedenen Sippen beansprucht



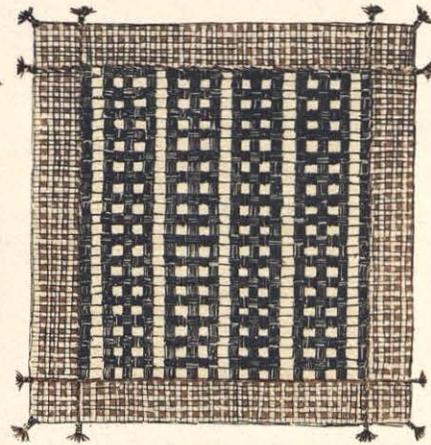
1. Deimion. (Eamuitemuit).
S. Na. 94.



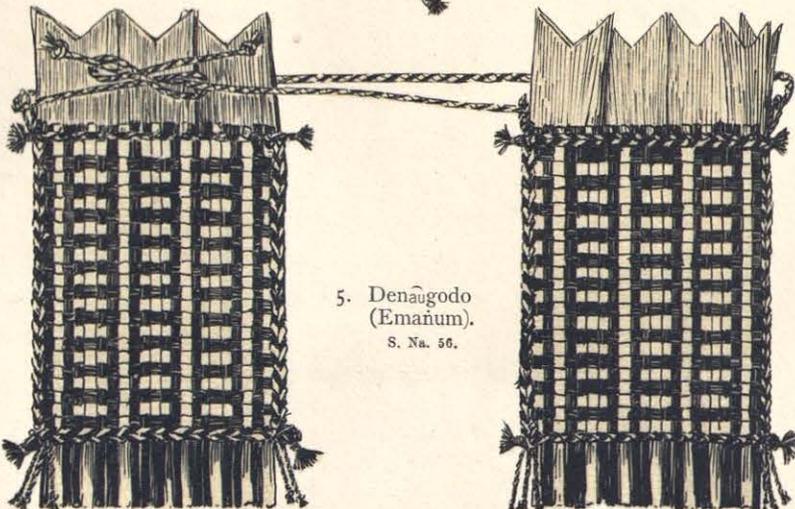
2. Eagetebo. (Ranibek).
S. Na. 70.



3. Editan (Teboi). S. Na. 112.



4. Denaugodo. (Eamuit).
S. Na. 93.



5. Denaugodo (Emanum).
S. Na. 56.

Schwangerschaftsmatten.

für sich eine nur ihr allein zustehende Weise, die für diese Zwecke bestimmten Matten, Gürtel, Säuglingsausstattungen usw. zu verzieren, um durch den Schmuck ihren Rang und ihre Abstammung nachweisen zu können. Jede Nachahmung eines Musters oder Zierat-Anordnung durch einen Unbefugten gilt als schwere Ehrenkränkung und Beleidigung; sie hatte früher häufig ernste Streitigkeiten zwischen den Anhängern der beleidigten und der beleidigenden Partei im Gefolge. So erklärt sich die Mannigfaltigkeit der Muster, von denen im folgenden eine Übersicht gegeben wird. Leider konnte die Sammlung nicht vervollständigt werden, da nicht alle Matten in der kurzen Zeit fertig wurden. Auch sind die Matten nur zum Teil mit ihrem vollen Schmuck versehen, weil es dazu an dem nötigen Material von Spondylus-Scheiben, Cypraea-Schnecken, Delphin-Zähnen usw. fehlte. Dieser Zierat ist schließlich auch nicht so wichtig wie gerade die Mattenmuster, die man nach dem eben gesagten als »Wappen« bezeichnen möchte. Ob diese »Wappen« in enger Beziehung zu magischen, von ihnen erhofften Schutzwirkungen für den Träger stehen, konnte ich nicht erfahren. Vielleicht ist es der Fall; dafür spricht die ängstliche Bewahrung und Hütung des Eigentums- und Urheberrechts in den einzelnen Familien. Auch die Namen weisen, soweit ihre Bedeutung erkannt wurde, in dieser Richtung hin.

So bezeichnet:

Name der Matte	Erklärung	Nummer	Abbildung
<i>mēn euāk</i>	Morgenstern	S. Na. 75	90
<i>erakoro</i>	Blutflecken	S. Na. 108	69
<i>iuūtubuijī</i>	Schwanz der Eidechse	S. Na. 86	78
<i>itsi</i>	Fregattvögel	S. Na. 110	83
<i>tegaitsi</i>	Fregattvogelmarke	S. Na. 87	34
<i>rāigide</i>	Honigsauger	S. Na. 115	48
<i>temarubi</i>	Vogel oder Schmetterling	S. Na. 65	52
<i>ipo</i>	Fisch mit rotem Schwanz	S. Na. 102	47
<i>jujūua</i>	sagenhafter Fisch, den Buada schuf	S. Na. 57	42
<i>tenāugodo</i>	großer, nicht gegessener Fisch (?)	S. Na. 101	46
<i>dēimon</i>	Walzahn	S. Na. 62	80
<i>tedar</i>	Fischflosse	S. Na. 105	73
<i>tetaūūt</i>	Seeigel	S. Na. 117	71
<i>irināme</i>	Meerleuchten	S. Na. 71	88
<i>jojīmēna</i>	Eulenart	S. Na. 114	62
<i>erob'</i>	Pandanus	S. Na. 88	45
<i>eredeto</i>	Morindaart	S. Na. 92	57
<i>etar en kabina</i>	Ornament im Panzer	S. Na. 97	43
<i>tematuri</i>	Drachen	S. Na. 109	54 u. 55
<i>eapo</i>	vier zusammengebundene Haken (?)	S. Na. 107	58

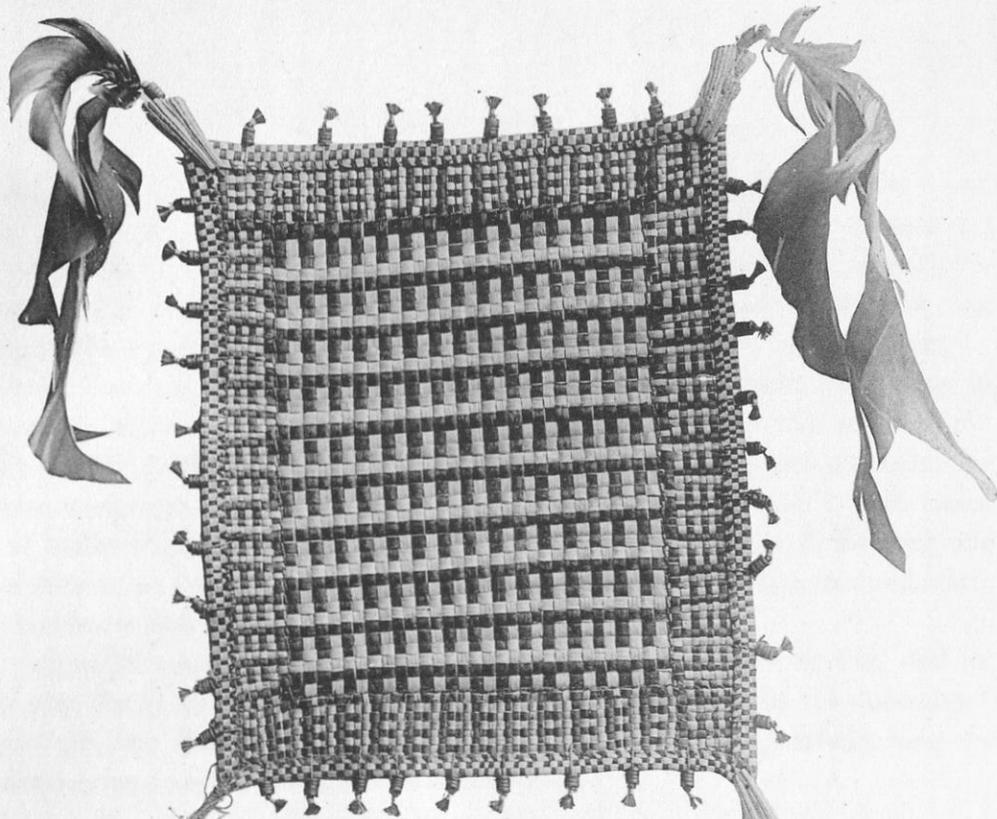
Name der Matte	Erklärung	Nummer	Abbildung
<i>kekaraui</i>	Schachbrett	S. Na. 80	61
<i>eborobor</i>	Giebelbalken	S. Na. 83	82
<i>enukuanu</i>	Lebensbaum mit Geschenken	S. Na. 111	68
<i>tagumairere</i>	schwarzweiß (?)	S. Na. 58	65

Vollständig verzierte Schwangerschaftsmatten sind in Abb. 95; 96; 98—103; und auf Tafel 23,1 wiedergegeben. Sie bestehen aus einem Geflecht von Pandanusblattstreifen, das durch die abwechselnde Anordnung eingeflochtener schwarz-, rot- oder braungefärbter Hibiskusbaststreifen (s. Tafel 22) charakteristische Geflechtmuster erhält. Meistens ist nur eine Seite der Matte in dieser Weise verziert, während die andere leer ausgeht; doch gibt es auch Matten, wo beide Seiten eingeflochtene Muster aufweisen. Die Geflechtsstreifen sind stets doppelt und bestehen aus zwei gleich breiten übereinander gelegten Pandanusblattstreifen. Die Matten haben überwiegend rechteckige und quadratische Form und sind taftbindig, selten treten andere Ausführungen auf. Und jede Matte zeigt zwei deutlich voneinander unterschiedene Teile; ein Mittelstück, dessen Geflechtsstreifen nach seiner Fertigstellung mit dünnen Fäden einzeln abgebunden werden, und den Mattenrand; dieser Mattenrand ist 1—3 cm breit und wird aus den Geflechtsstreifen des Mittelstückes hergestellt, die entweder unverändert bleiben oder nochmals in je zwei Geflechtsstreifen zerlegt werden. Die Kante der Matte ist durch einen eingelegten Geflechtsstrang, der aus einer Schnur, Hibiskusbast oder zusammengerollten Pandanusblättern besteht, versteift; die Geflechte sind geschlossen, und nur in wenigen Fällen enden die Geflechtsstreifen an einer Seite offen und in Fransen. Oft wird die Kante noch durch besondere Blattstreifen eingefast, die dann an die Matte festgenäht werden. Geflechtsstränge und äußere Geflechtsstreifen werden an den Ecken der Matten durch Schnurumwicklungen zu einem gemeinsamen Träger für den noch zu befestigenden Zierat vereint: Fregattvogelfedern, Pekten-Abschnitte, Spondylus-Perlen, *Cypraea moneta* usw. Ebenso wird die Mattenkante, das Randstück, die wie eine Naht wirkenden Abbinde-schnüre der Geflechtsstreifen des Mittelstückes, und auch dieses selbst mit Zierstücken aus dem genannten Material versehen.

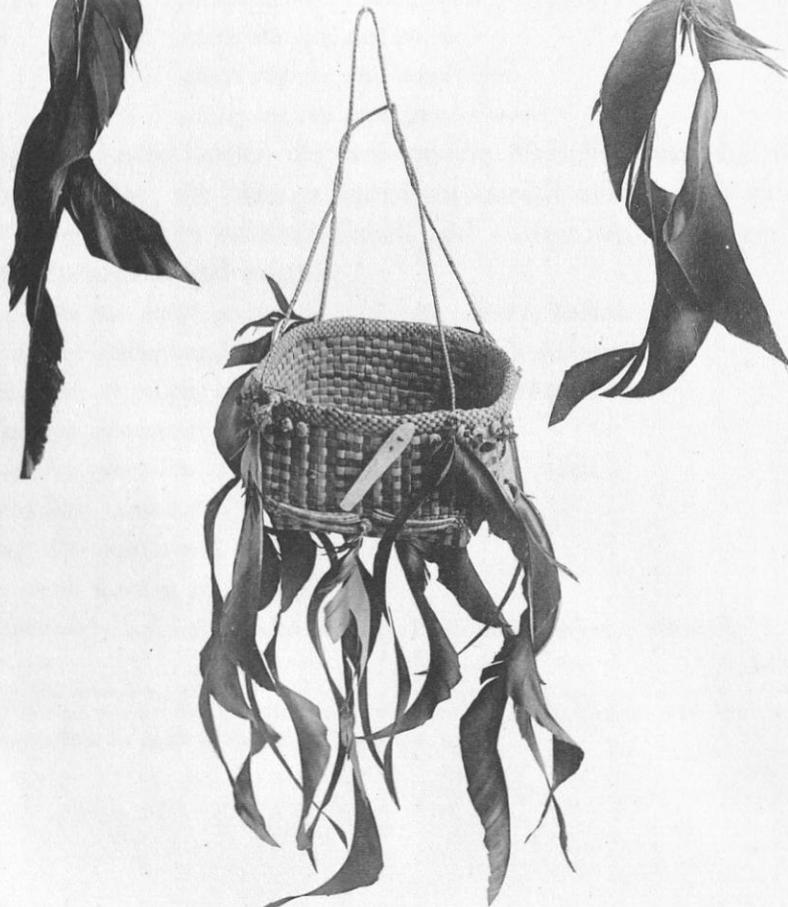
Die Flechtereier der Matten selbst ist im Abschnitt »Technik« behandelt.

Zur Entstehung der Familienwappen erzählte mir eine Frau Edebruarik aus der Eämuít-Sippe folgende Geschichte, die allerdings nur das Bruchstück einer größeren und ausführlicheren zu sein scheint. Die Anwesenheit einer Reihe Männer, zumal aus fremden Sippen, vor allem die Vermittlung des Dolmetschers aus der Idrua-Sippe bedrückte sie und ließ sie nur folgendes berichten:

Es war einmal eine Frau mit Namen Erimaña, die hatte einen Mann, der hieß Anié'i. Anié'i ging eines Tages auf den Fregattvogelfang und blieb mehrere Monate fort, bis er dreißig Vögel beisammen hatte. Die Frau war während der Zeit



1. Schwangerschaftsmatte
aus der Sippe Eano : Denaugobitsfa.
S. Na. 60.



2. Körbchen für temonibe-Kinder.
(Sammlung Brandeis-Potsdam).

nicht müßig, sie fertigte Matten an; und eine war schöner verziert als die andere, und alle hatten verschiedene Ziermuster und Namen. Sie hießen: *tenāugodo*, *tagamāireē*, *idue*, *dé'idōumarān*, *tenāugodobitsi*, *itsi*, *jojimēna*, *jujua*, *ekanimēn*, *té'idokauarīk*, *tagiēnimetan*, *eāpō*, *tibuřenōa*, *epāu*, *tabādi*, *ieinape*, *ijōni*, *daburebure*, *ebarabar*, *ino*, *epāum*, *egādibīn*, *egaduūuqō*, *deraoārarā*, und hatten noch manche Namen mehr.

Als Anié'i nun seine Vögel eingefangen hatte, begab er sich nicht nach Haus zu seiner Frau. Er trieb sich umher, bändelte mit vielen Mädchen an und scherzte mit ihnen. Seine Frau suchte ihn, und als sie von weitem sah was ihr Mann tat, nahm sie es sich sehr zu Herzen und verließ ihn für immer. Später kam Anié'i nach Haus, und als er seine Frau nirgendwo auffand, wurde er sehr bekümmert. Er trug alle Matten, welche seine Frau gefertigt hatte, auf einen Haufen, kroch darunter und starb. Denn er mochte nichts mehr essen seitdem seine Frau fort war.

Nach einiger Zeit kam Erimaņa wieder zurück; und als sie bemerkte, daß ihr Mann tot war, flocht sie schönverzierte Körbe, um die Knochen darin aufzubewahren. Dann grub sie eine Stange in den Boden, befestigte daran ein Querholz, hing die Matten darüber und sprach dabei diesen Zauberspruch: ¹

»*Ja euan buē eduni*
ja euan mo araboiboī
ja euan mo arabaraboī
atōtu me'ine buē eduni
atōtu me'ine buo araboiboī
atōtu me'ine mo arabaraboī.«

Dann rief sie alle Leute herbei, die nun um die Matten tanzen und sie weihen sollten. Die kamen heran; die Männer waren rot bemalt und stellten sich in einer Reihe auf; die Frauen waren schwarz bemalt und stellten sich ihnen gegenüber in einer Reihe auf. Sie tanzten und sangen:

»*Euida mo ōata, aien'cau, aien'cau, aien'uaūuāda*
nea deo bōbōrenemēn, mederēk, mēmāp', mēnitigarōga,
eeaiēda, eeairoga, āeaiuebiduebid ababidānkame,
nea deo emeuñōn, buē etāuūān bē'ubē'u,
nea deo emeuñōn, buē etāuūān birikaia birikaia,
māiaiea, māiaiea rē'idu o rē'ida
buē eāp' euēt ebeiēt ebeiēt o rē'idū
eo euān narāne eo euān narāne
betumārin adaeodū edimeū gagaēā aramēn abāien aniuē'i.»

(Edebuarik.)

¹ Bedeutung ebenso wie beim folgenden Tanzlied ist unbekannt. Der »Mattensegen« wird heute noch über die einzelne Matte gesprochen, bevor sie in den Handel gegeben wird.

Familienwappen der Sippe Tebōi.

S. Na. 85. Matte »tenāugodo«. (Abb. 40). Das Grundgeflecht besteht aus taftbindig vereinten Geflechtsstreifen aus gelbem Pandanusblatt; jeder Geflechtsstreifen besteht aus zwei übereinandergelegten Blattstreifen; in das Mittelstück sind horizontal und vertikal verlaufende taftbindige Einflechtstreifen aus schwarzem Hibiskusbast eingezogen; das Mittelstück ist mit schwarzgelber Schnur, *idrua baio*, aus zwei zusammengedrehten Strängen von schwarzem Hibiskusbast und gelbem Pandanusblatt abgebunden; in dem Randteil ist ein fortlaufendes schwarzes Hibiskusband in Mäandern eingeflochten. An den Ecken der Matte sind die Geflechtsstreifen zu Zieratträgern vereinigt und hier mit Schnüren umwickelt. Die Größe der Matte beträgt $20,5 \times 21$ cm.

S. Na. 87. Matte »tegaitsi«. (Abb. 41). Das Grundgeflecht ist wie bei S. Na. 85 taftbindig; das Mittelstück und die Mattenkante ist mit *idrua baio*-Schnüren abgebunden. Nur das Mittelstück ist mit schwarzgefärbten, taftbindigen Einflechtstreifen aus Hibiskusbast versehen. Die Größe der Matte beträgt $19,5 \times 27$ cm.

S. Na. 57. Matte »jujuua«. (Abb. 42). Das Grundgeflecht der Matte ist dasselbe wie bei S. Na. 85; wie bei S. Na. 87 ist das Mittelstück und die Mattenkante mit Schnüren abgebunden, von denen die des Mittelstücks an den Mattenkanten in kleinen Büscheln aus Fregattvogelfiedern enden, die mit *Cassytha*-Fäden umwickelt sind. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Die Größe der Matte beträgt $20,5 \times 24$ cm.

S. Na. 97. Matte »etār en kabina«. (Abb. 43). Das Grundgeflecht ist dasselbe wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist quadratisch, infolgedessen ist das durch *idrua baio*-Schnüre abgebundene Randstück unsymmetrisch; der Längsrand ist schmaler als der Querrand. An den Abbinde-

schnüren sind wie bei S. Na. 57 Fregattvogelfiederbüschel befestigt. Die Einflechtstreifen sind schwarz. Die Größe der Matte beträgt 22×26 cm.

S. Na. 96. Matte »adēdāno«. (Abb. 44). Das Grundgeflecht des Mittelstücks besteht aus schräg von rechts oben nach links unten und von rechts unten nach links oben verlaufenden Geflechtsstreifen, die zu einem Quadrat zusammengeflochten und dessen Kanten darauf mit Schnüren abgebunden werden. Die einzelnen Geflechtsstreifen werden zur Hälfte abwechselnd links- und rechtsdrehend umgelegt, so daß daraus geradlinig verlaufende Geflechtsstreifen werden, die nun von neu hinzugenommenen Blattstreifen an drei Seiten des Randstückes taftbindig, an der vierten Seite größtenteils körperbindig verflochten werden. Die Einflechtstreifen sind schwarz, gemischt taft-körperbindig, sie werden zur Rückseite der Matte umgelegt und auch hier am Randstück zu einfachen Linienornamenten verflochten. Die Mattenkante ist abgebunden, und die Ecken sind mit Fregattvogelfiederbüscheln verziert. Die Größe der Matte beträgt $24,5 \times 26,5$ cm.

S. Na. 88. Matte »erob«. (Abb. 45). Das Grundgeflecht ist dasselbe wie bei S. Na. 85; die oberen Geflechtsstreifen sind hellfarben, die unteren braun, so daß die Rückseite der Matte völlig braun erscheint. Durch die gleichmäßige Verkürzung der Endgeflechtsstreifen auf jeder Seite der Matte erhält man die kreuzartige Form derselben. Die Arme des Kreuzes sind wie die Kanten der Matten mit *idrua baio*-Schnüren abgebunden, deren Enden zu einem Zopfgeflecht als Zieratträger vereinigt werden. Die eingeflochtenen Hibiskusbaststreifen sind schwarz gefärbt, taftbindig; durch die Mitte der Matte verlaufen zwei Baststreifen in Mäandern. Die Größe der Matte beträgt 22×23 cm.

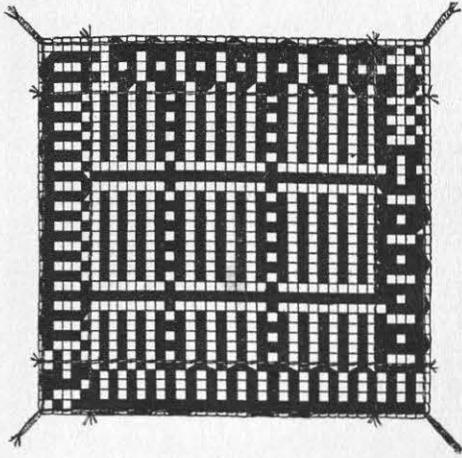


Abb. 40. S. Na. 85. Matte »tenāugodo«.

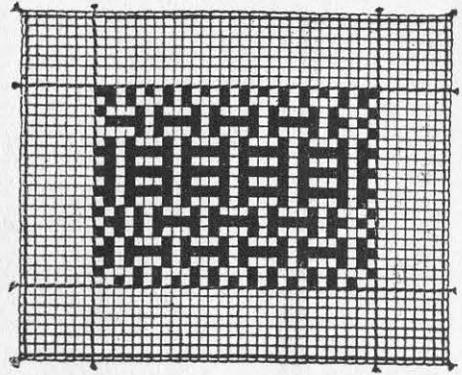


Abb. 41. S. Na. 87. Matte »tegaitsi«.

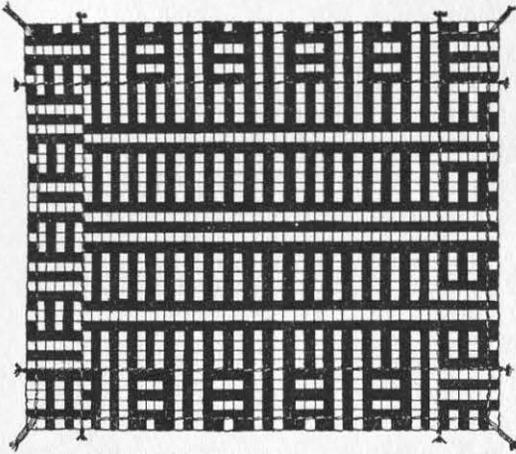


Abb. 42. S. Na. 57. Matte »jujuuā«.

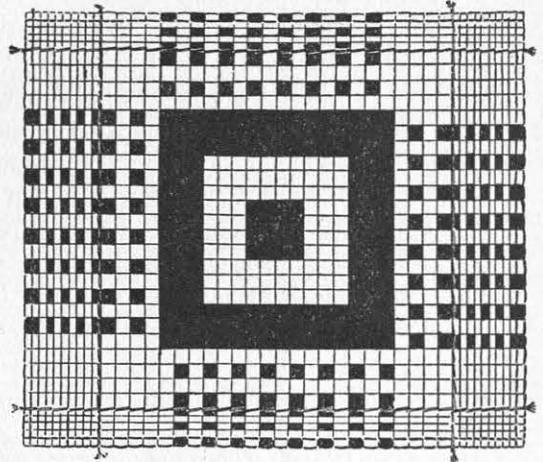


Abb. 43. S. Na. 97. Matte »etār en kabina«.

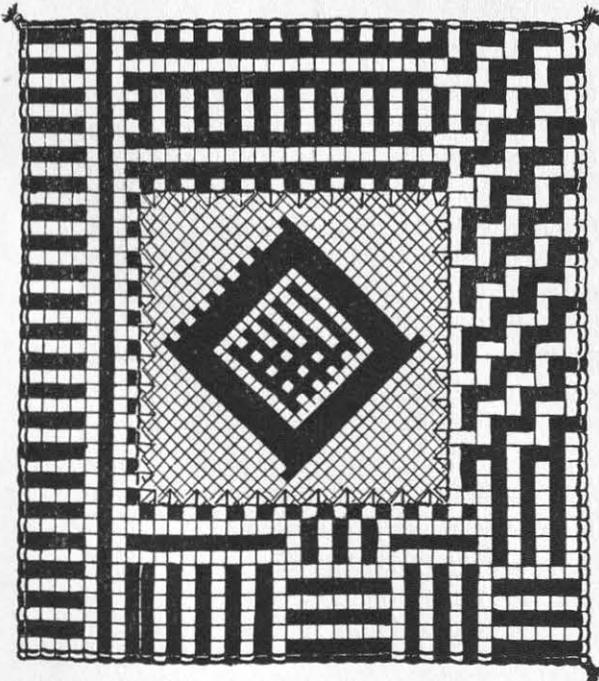


Abb. 44. S. Na. 96. Matte »adedāno«.

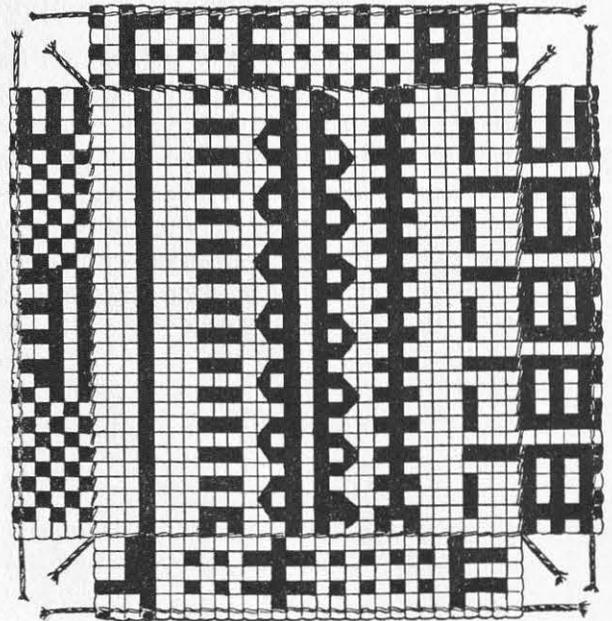


Abb. 45. S. Na. 88. Matte »erob«.

Familienwappen der Sippe Tebô.

S. Na. 101. Matte »tenângodo«. (Abb. 46). Das Grundgeflecht ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist mit schwarzer Schnur abgebunden; die Kante ist von einem Geflecht aus Pandanusblatt- und schwarzen Hibiskusbaststreifen eingefasst, das mit Dreieckstichen aus schwarzen Hibiskusfäden an den Mattenrand festgenäht ist. Die Einflechtstreifen sind schwarz, taftbindig. Die Größe der Matte beträgt 21×23 cm.

S. Na. 102. Matte »ipô«. (Abb. 47). Das Grundgeflecht ist taftbindig; das Mittelstück ist aus schrägen von links oben nach rechts unten und von rechts oben nach links unten verlaufenden Geflechtsstreifen hergestellt; an den Längsseiten ist das Geflecht geschlossen, an den beiden Querseiten werden die Geflechtsstreifen mit *idrua baino*-Schnur abgebunden und dann zur Hälfte mit Drehung nach links zu horizontal verlaufenden Geflechtsstreifen umgelegt, die nun am Randstück von neuen Horizontalstreifen taftbindig verflochten werden. In das Mittelstück ist aus nebeneinander gelegten schwarzen Hibiskusbaststreifen ein Quadrat

eingeflochten; das Randstück ist auf der Ober- und Unterseite mit schwarzen taft- und köperbindigen Einflechtstreifen versehen. Die Größe der Matte beträgt $21 \times 28,5$ cm.

S. Na. 115. Matte »raïgide«. (Abb. 48). Das Grundgeflecht ist taftbindig; das Mittelstück ist mit Hibiskusbastschnur abgebunden, ebenso die Kante des Randstückes. Dieses Randstück ist an der Ober- und Unterseite mit schwarzen Einflechtmustern versehen. An die Ecken der Matte sind kleine, unten ausgeschlagene Pandanusblätter gebunden. Die Größe der Matte beträgt $17,5 \times 23,5$ cm.

S. Na. 112. Matte »editan«. (Tafel 22,3). Das Grundgeflecht ist taftbindig; das Mittelstück ist mit schwarzer Schnur abgebunden, die Kante des Mattenrandes ist mit einem Pandanusblattstreifen eingefasst, der mit Dreieckstichen an der Matte festgenäht ist. Die Einflechtstreifen sind braun gefärbt, bestehen aus Hibiskusbast, und sind gemischt taft- und köperbindig. Die Größe der Matte beträgt $24 \times 26,5$ cm.

Familienwappen der Sippe Emea.

S. Na. 61. Matte »tenâgobitsia«. (Abb. 49). Das Grundgeflecht ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist mit einer Schnur abgebunden; die Kante des Mattenrandes wird von vier nebeneinandergelegten Pandanusblattstreifen eingefasst, die von schwarzen Hibiskusbaststreifen durchflochten werden; die Einfassung wird durch einzelne Bändchen am Randstück der Matte festgehalten; auf denselben sind etliche Kokosscheiben aufgereiht, die oben durch Fregattvogelfiederbüschel abgeschlossen werden. Die Einflechtstreifen sind braun. Die Mitte der Mattenränder und die Ecken der Matten sind durch aufgebundene Pekten-Abschnitte verziert, an deren Enden lang herab-

hängende, entkielte Fregattvogelfedern befestigt sind. (In der Zeichnung fortgelassen). Die Größe der Matte beträgt $24 \times 25,5$ cm.

S. Na. 63. Matte »tenâgobitsia«. (Abb. 50). Das Grundgeflecht ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist mit schwarzen Hibiskusfäden abgebunden; und jeder Geflechtsstreifen in zwei Teile zerlegt, die nun ebenfalls taftbindig verflochten wird; die Einflechtstreifen sind schwarz, taftbindig. An den Ecken und in der Mitte der Mattenränder sind Fregattvogelfiederbüschel angehängt, aus denen jeweils ein Paar weißer Flaumfedern hervorschaut. (In der Zeichnung fortgelassen). Die Größe der Matte beträgt $17,5 \times 24,5$ cm.

Sippe Tebôî.

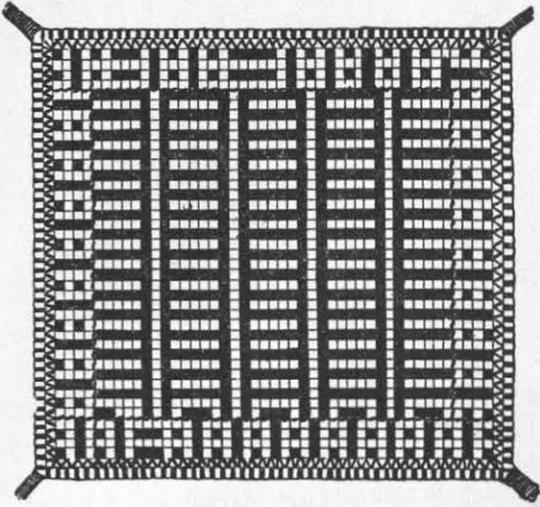


Abb. 46. S. Na. 101. Matte »tenâigodo«.

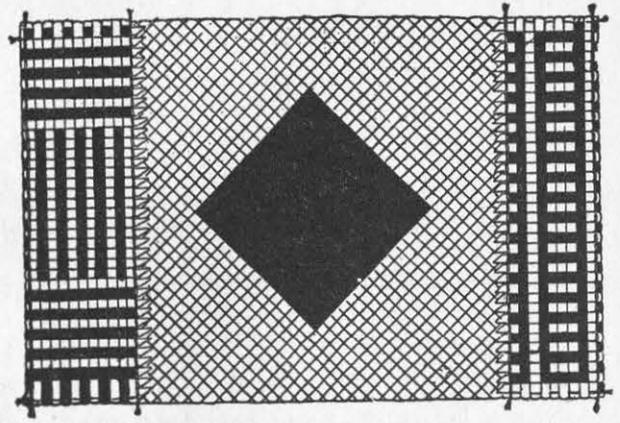


Abb. 47. S. Na. 102. Matte »ipq«.

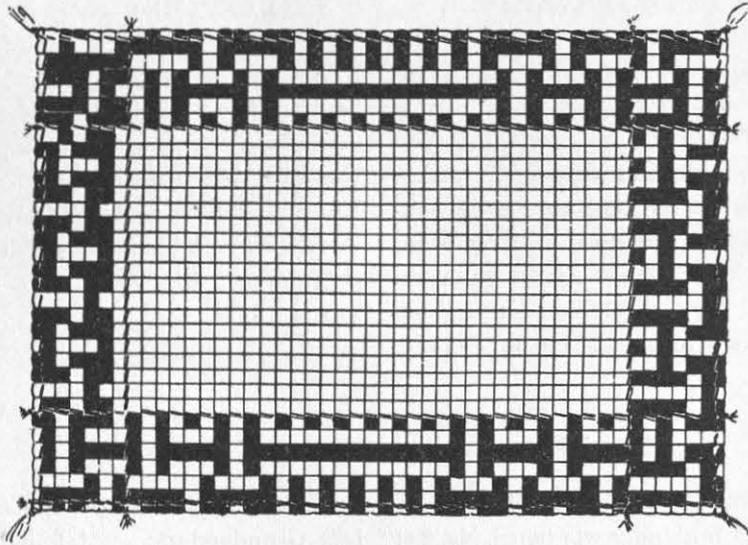


Abb. 48. S. Na. 115. Matte »raigide«.

Sippe Emea.

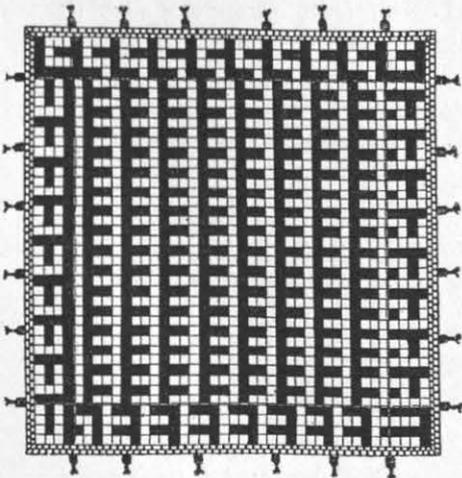


Abb. 49. S. Na. 61. Matte »tenâgobitsia«.

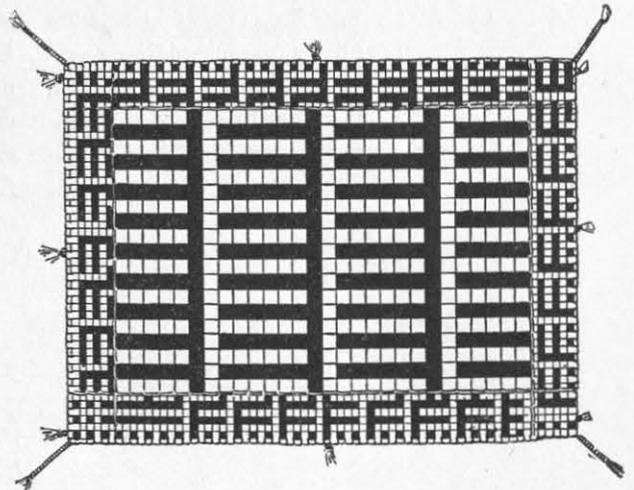


Abb. 50. S. Na. 63. Matte »tenâgobitsia«.

Die Familienwappen.

Familienwappen der Sippe Emea.

S. Na. 65. Matte »teburemo«. (Abb. 51). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist mit schwarzer Schnur abgebunden; die Geflechtsstreifen werden wie bei S. Na. 63 in zwei Teile zerlegt, die in derselben Weise taftbindig verflochten werden. Die Einflechtstreifen sind schwarz. Die Größe der Matte beträgt $22 \times 23,5$ cm.

S. Na. 84. Matte »temarube«. (Abb. 52). Das Grundgeflecht ist taftbindig und besteht aus schräg verlaufenden Geflechtsstreifen. Durch die Mitte der Matte ist ein horizontal verlaufender dicker Geflechtsstrang aus Hibiskusbast gelegt. Die oberen und unteren so entstandenen Mattenhälften sind in ihrer Mitte von zwei parallelen schwarzen Zierlinien durchzogen, während die Geflechtsstreifen an den Längsrändern der Matte zu einem Zopfge-

flecht vereint werden. Die Einflechtstreifen sind schwarz, taftbindig. In der Mitte der Längsränder der Matte, an den Ecken, an den Enden des Mittelgeflechtsstrangs und den Enden der Zierlinien sind mittels Fregattvogelfiederbüscheln entkielte Fregattvogelfedern befestigt. Die Größe der Matte beträgt $22 \times 29,5$ cm.

S. Na. 106. Matte »tenāugodo«. (Abb. 53). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist mit rotbrauner Schnur abgebunden, die Geflechtsstreifen werden durch Aufspalten verdoppelt und das Randstück ebenfalls taftbindig geflochten. Die Einflechtstreifen sind schwarz, taftbindig; im Randstück sind sie nur parallel dem Rande eingezogen. Die Größe der Matte beträgt $22 \times 23,5$ cm.

Familienwappen der Sippe Eamuit.

S. Na. 93. Matte »denāugodo«. (Tafel 22,4). Das Grundgeflecht ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist mit schwarzer Schnur abgebunden, die Geflechtsstreifen werden wie bei S. Na. 63 aufgespalten und diese Streifen zum Randstück taftbindig verflochten. Die Ecken der Matte und die Trennungsschnüre zwischen Mittel- und Randstück sind an den Enden mit Fregattvogelfedern abgeschlossen. Die Einflechtstreifen sind taftbindig; im Mittelstück sind sie schwarz, am Randstück hellbraun. Die Größe der Matte beträgt 19×21 cm.

S. Na. 109. Matte »tematuri«. (Abb. 54 u. 55). Das Grundgeflecht ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist gegen das Randstück durch ein eingebundenes *idrua baño*-Band abgesetzt. Die Kante ist von vier Blattstreifen eingefasst, die untereinander durch eingezogene schwarze Hibiskusfäden verbunden sind. Die Einflechtstreifen sind taftbindig und schwarz; die Ecken der Matten sind durch an die Zierträger angebundene Fregattvogelfedern verziert. Auch die Unterseite der Matte ist mit Ausnahme eines Quadrats im Mittelstück mit schwarzen Einflechtmustern geschmückt. Die Größe der Matte beträgt 24×25 cm.

Sippe Emea.

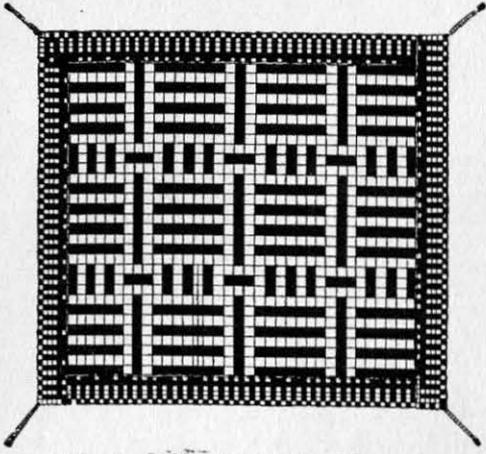


Abb. 51. S. Na. 65. Matte »teburemo«.

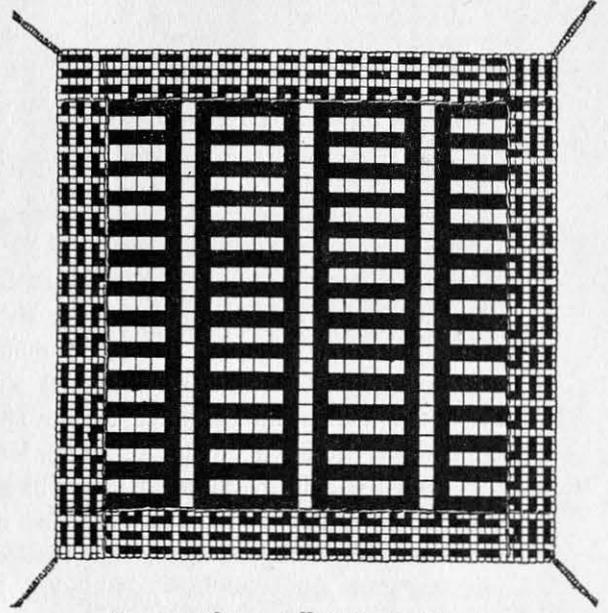


Abb. 52. S. Na. 106. Matte »tenāugodo«.

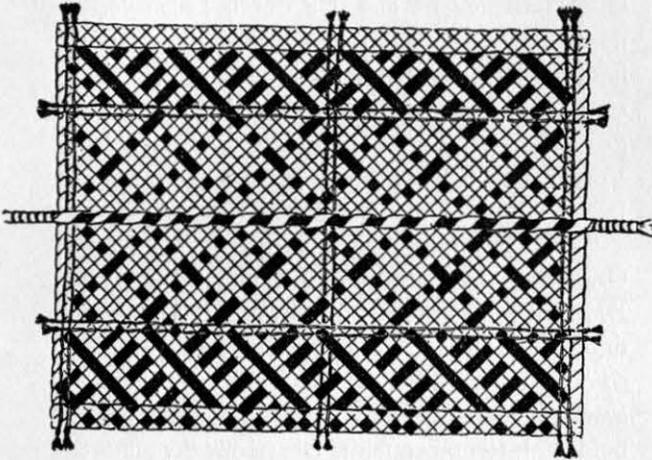
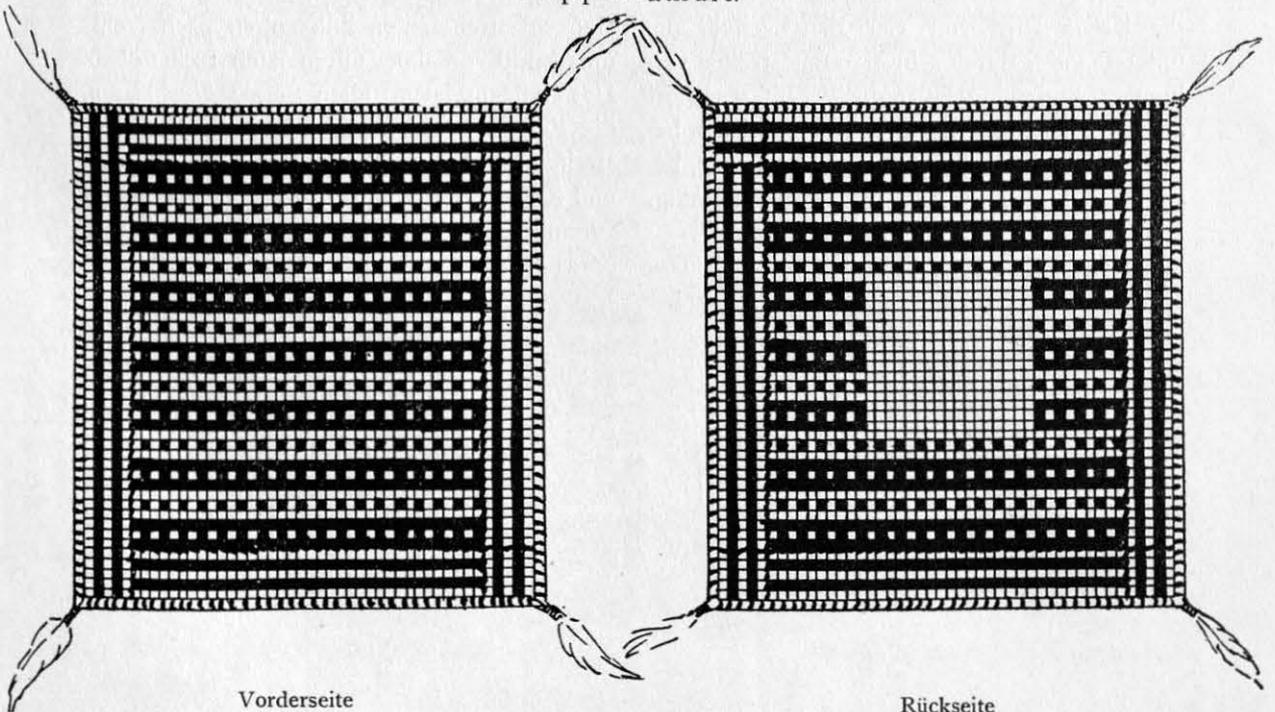


Abb. 53. S. Na. 84. Matte »temarube«.

Sippe Eamuit.



Vorderseite

Rückseite

Abb. 54 u. 55. S. Na. 109. Matte »tematuri«.

Die Familienwappen.

Familienwappen der Sippe Eamuit.

S. Na. 74. Matte »ino«. (Abb. 56). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; eine eigenartige Wirkung wird im Mittelstück der Matte dadurch erzielt, daß von je sieben Geflechtsstreifen die ersten beiden mit dünnen schwarzfarbenen Bastfäden umwickelt sind; das Mittelstück ist mit schwarzer Schnur abgebunden, deren Enden wie die Ecken der Matte mit Fregattvogelfiederbüscheln abgeschlossen sind; ebenso ist die Mattenkante mit einer derartigen Schnur abgebunden. Die Einflechtstreifen sind schwarzfarben, taftbindig. Die Größe der Matte beträgt $22 \times 22,5$ cm.

S. Na. 92. Matte »eredeto«. (Abb. 57). Das Grundgeflecht ist wie bei S. Na. 85 taftbindig, die oberen Geflechtsstreifen sind hellgelb, die unteren braun; das Mittelstück ist mit einer doppelten *idrua baño*-Schnur abgebunden; die Geflechtsstreifen sind durch Aufspalten verdoppelt und taftbindig zusammengeflochten; die Kante wird von vier Blattstreifen, die untereinander durch schwarze Baststreifen verbunden sind, eingefast; diese Einfassung ist an dem Randstück mit großen Heftstichen befestigt. Die Einflechtstreifen sind schwarz, bestehen aus Hibiskusbast und sind taftbindig. Die Größe der Matte beträgt 23×23 cm.

S. Na. 107. Matte »eapo«. (Abb. 58). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei

S. Na. 85; im übrigen ist die Matte in derselben Weise hergestellt wie S. Na. 92; das Abbinden des Mittelstücks erfolgt mit schwarzer Schnur, das Randstück ist aus den durch Teilen verdoppelten Geflechtsstreifen des Mittelstücks hergestellt; die Mattenkante ist wie bei S. Na. 92 eingefast. Die Einflechtstreifen sind schwarz, gemischt taft- und körperbindig und auf der Vorder- und Rückseite der Matte eingezogen. Die Größe der Matte beträgt 23×24 cm.

S. Na. 116. Matte »enâigodo«. (Abb. 59). Das Grundgeflecht ist taftbindig wie bei S. Na. 85. Die Einflechtstreifen sind schwarz, taftbindig; durch die Führung dieser Einflechtstreifen wird das Mittelstück der Matte von dem Randstück getrennt. Die Trennungsschnur zwischen beiden Mattenteilen fehlt. Die Größe der Matte beträgt $24,5 \times 25$ cm.

S. Na. 72. Matte »tenañubuni«. (Abb. 60). Das Grundgeflecht ist taftbindig, doch verlaufen die Geflechtsstreifen von links oben nach rechts unten und von links unten nach rechts oben. Das Geflecht ist an allen Seiten geschlossen, die Ecken leicht abgerundet; die Einflechtstreifen sind schwarz und auf der Vorder- und Rückseite der Matte zu Linienornamenten vereinigt. Die Größe der Matte beträgt $16,5 \times 21$ cm.

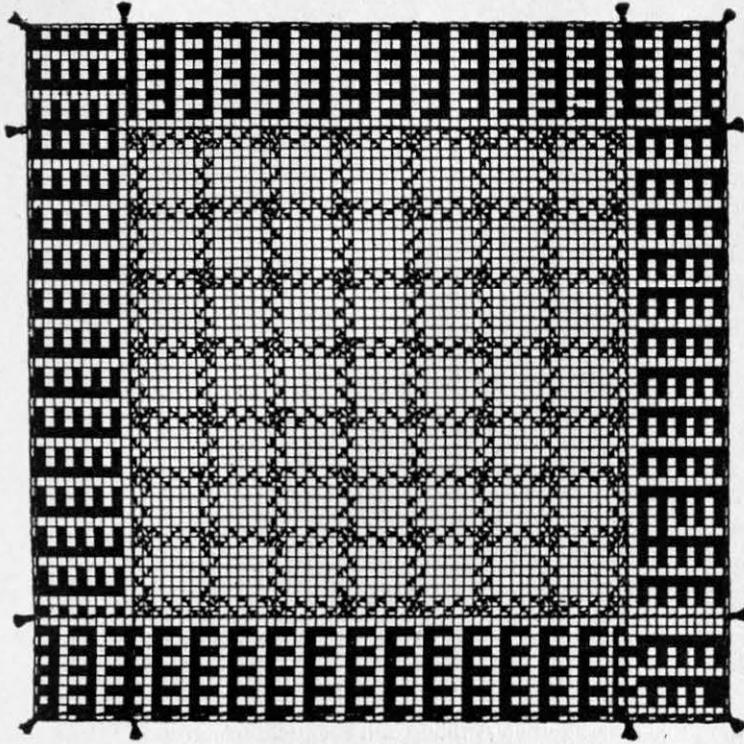


Abb. 56. S. Na. 74. Matte »ino«.

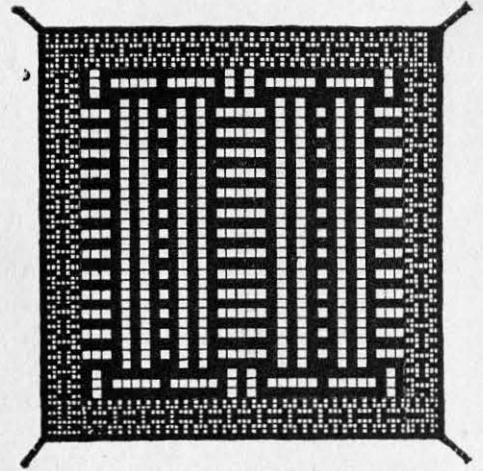


Abb. 57. S. Na. 92. Matte »eredeto«.

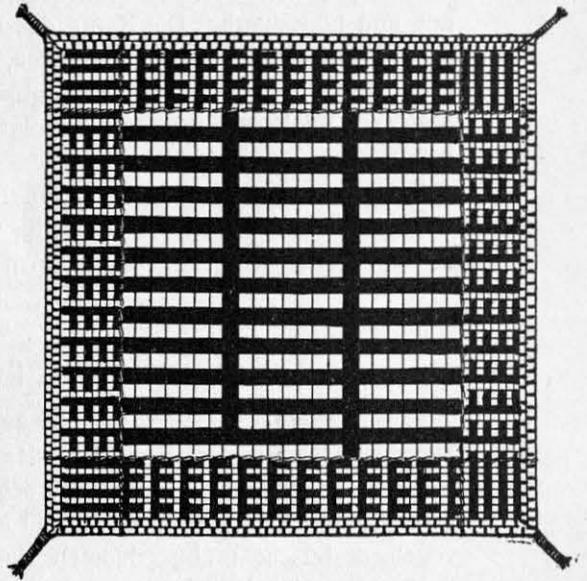


Abb. 58. S. Na. 107. Matte »eapo«.

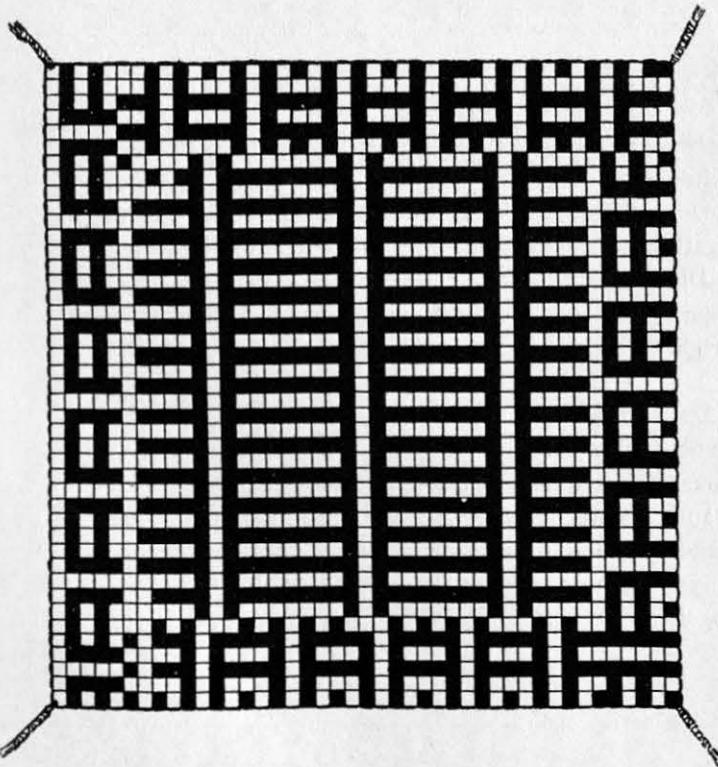


Abb. 59. S. Na. 116. Matte »enāugodo«.

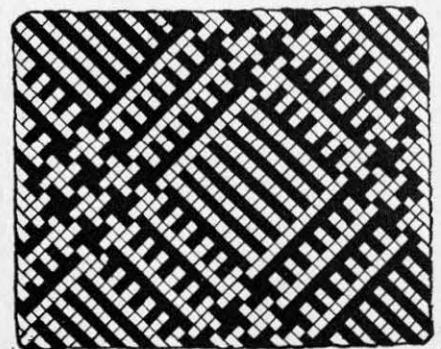


Abb. 60. S. Na. 72. Matte »tenanubuni«.

Familienwappen der Sippe Eamuit.

S. Na. 80. Matte »*kekaraūri*«. (Abb. 61). Das Grundgeflecht ist wechselnd taft- und körperbindig, sowohl im Mittel- wie im Randstück, wo nur die Ecken rein taftbindig bleiben. Die Trennungsschnur von Rand- und Mittelstück besteht aus schwarzen Fäden. Die Einflechtstreifen der Oberseite bestehen aus schwarzem Hibiskusbast, die der Unterseite aus braunem Pandanusblatt; auch sie verlaufen abwechselnd taft- und körperbindig. Die Kante des Randes ist mit schwarzer Schnur abgebunden, an der einen Seite befindet sich ein Tragband aus *idrua baño*. Die Größe der Matte beträgt 22,5 × 24,5 cm.

S. Na. 114. Matte »*jojimena*«. (Abb. 62). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist gegen das sehr

schmale Randstück mit einer schwarzen Schnur abgebunden; die Kante der Matte ist von fünf Blattstreifen eingefaßt, die untereinander mit schwarzen Hibiskusfäden verbunden und mit großen Haizähnen an der Matte befestigt sind. Die Einflechtstreifen sind schwarz, taftbindig und befinden sich nur an der Oberseite der Matte. Die Größe der Matte beträgt 26 × 27 cm.

S. Na. 68. Matte »*jojimena*«. (Abb. 63). Die Matte ist erheblich länger als breit und besteht aus taftbindigem Geflecht. Das Randstück ist auf den vier Seiten gleichbreit und gegen das Mittelstück mit Hibiskusfäden abgesetzt, die an ihren freien Enden mit Pandanusblatt zu schwarzgelben Anhängseln verflochten werden. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Die Größe der Matte beträgt 14,5 × 46 cm.

Familienwappen der Sippe Eamuitemuit.

S. Na. 94. Matte »*démion*«. (Tafel 22,1). Die Matte ist taftbindig wie S. Na. 85; das Mittelstück ist gegen das Randstück mit schwarzer Schnur abgebunden, deren Enden mit Fregattvogelfiederbüscheln abgeschlossen sind. Die Einflechtstreifen bestehen aus rotgefärbtem Hibiskusbast und sind taftbindig. Die Größe der Matte beträgt 19 × 21 cm.

S. Na. 89. Matte »*tētāuit*«. (Abb. 64). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist mit schwarzer Schnur abgebunden, die Geflechtsstreifen aufgespalten und ebenfalls taftbindig zum Randstück verflochten; die Enden der Trennungsschnüre sind wie die Ecken mit Fregattvogel-

fiederbüscheln abgeschlossen. Die Einflechtstreifen sind schwarz, taftbindig; auf der Rückseite ist nur das Randstück mit Linienornamenten versehen. Die Größe der Matte beträgt 21,5 × 24 cm.

S. Na. 58. Matte »*tagumāirere*«. (Abb. 65). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist gegen das Randstück mit schwarzer Schnur abgebunden, es ist nicht verziert, während das Randstück auf beiden Seiten mit schwarzen Einflechtstreifen versehen ist; an der Mattenkante und auf den Trennungsschnüren sind eine Reihe *Cypraea moneta* einzeln aufgebunden. Die Größe der Matte beträgt 20 × 28,5 cm.

Sippe Eamuit.

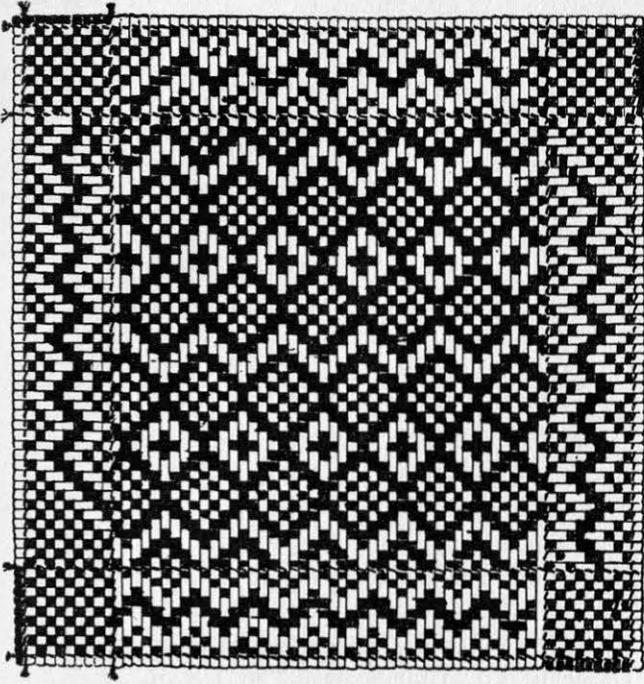


Abb. 61. S. Na. 80. Matte »*kekarauri*«.

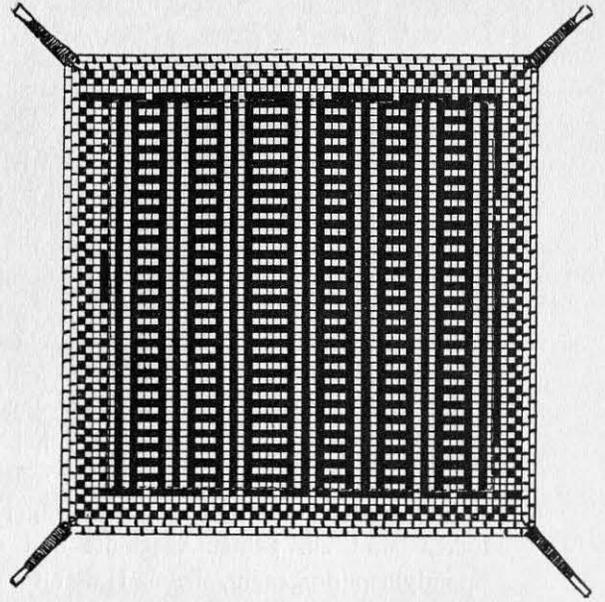


Abb. 62. S. Na. 114. Matte »*jojimena*«.

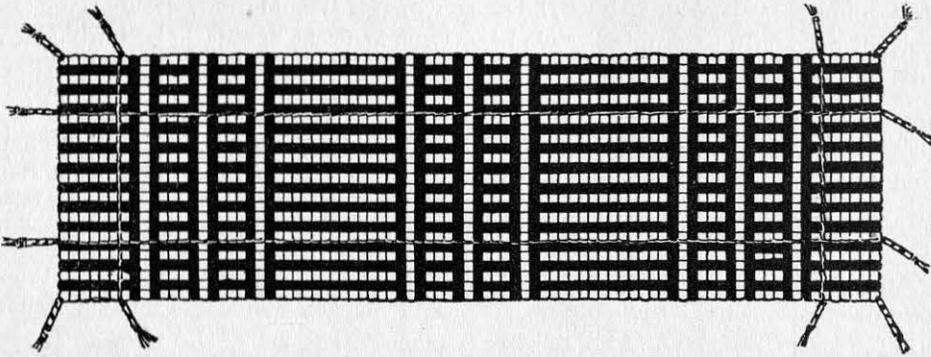


Abb. 63. S. Na. 68. Matte »*jojimena*«.

Sippe Eamuitemuit.

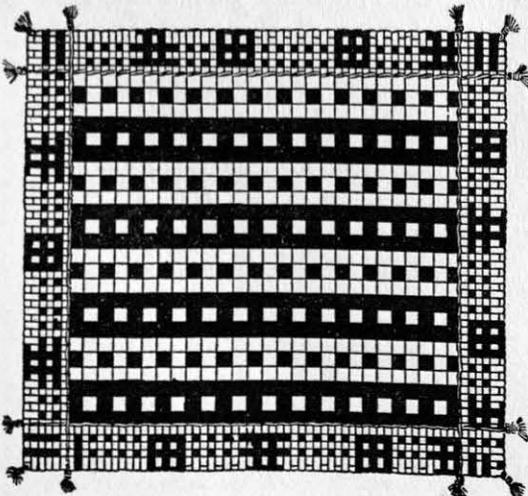


Abb. 64. S. Na. 89. Matte »*tetäuit*«.

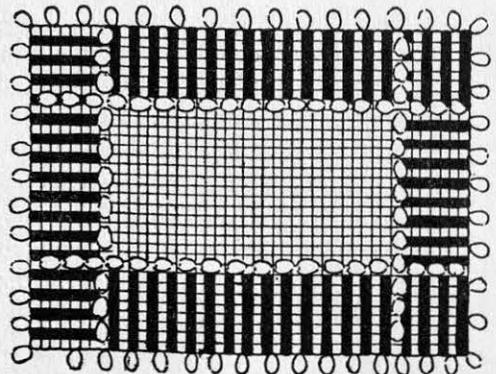


Abb. 65. S. Na. 58. Matte »*tagumairere*«.

Familienwappen der Eamuitemuit.

S. Na. 64. Matte »iduratedi«. (Abb. 66). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist mit schwarzer Schnur abgebunden, und das Randstück besteht aus den aufgespaltenen, taftbindig verflochtenen Geflechtsstreifen des Mittelstücks; die Mattenkante ist ebenfalls mit schwarzer Schnur abgebunden, an welcher man Büschel aus Fregattvogelfiedern befestigt. Die Einflechtstreifen sind schwarz. Auf die Zieratträger der Ecken sind ein Pekten-Abschnitt und eine Spondylusperle genäht, die als Halter für entkietelte Fregattvogelfedern dienen. (In der Zeichnung fortgelassen.) Die Größe beträgt 22 × 22 cm.

S. Na. 103. Matte »tenaugodo«. (Abb. 67). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85. Das Mittelstück ist mit brauner Schnur abgebunden und ebenso die Kante des Randstücks. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Die Enden der Trennungsschnüre sind mit kurzen Fransen aus Pandanusblatt und Hibiskusbast abgeschlossen; ebensolche Fransen sind an den Ecken der Matte befestigt. Die Größe der Matte beträgt 19 × 20,5 cm.

S. Na. 111. Matte »enukuâu«. (Abb. 68). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; die Matte unterscheidet sich von den übrigen durch einen scheinbar aufgenähten, geflochtenen Kragen des Mittelstücks. Nach dem Abbinden des Mittelstücks wird jeder zweite Geflechtsstreifen desselben herausgehoben und endet frei, während die übrigen zum Randstück taftbindig zusammengeflochten werden. Darauf werden auch die bisher freien Geflechtsstreifen des Mittelstücks mit neuen Geflechtsstreifen zu einem geschlossenen taftbindigen Kragen verflochten und die Kante des Kragens mit Hibiskusfäden abgebunden. Die Größe der Matte beträgt 19,5 × 19,5 cm.

S. Na. 108. Matte »erakoro«. (Abb. 69). Das Mittelstück der Matte ist klein und vierbindig köperbindig, die Geflechtsstreifen sind nach dem breiten Randstück hin mit schwarzen Hibiskusfäden abgebunden; die Geflechtsart ändert sich nun, und das Randstück wird zunächst achtstreifig taftbindig geflochten, um dann bis zur Kante hin wieder vierbindig köperbindig verflochten zu werden; zwischen dem taft- und dem köperbindigen Teil des Randstücks ist eine schwarze Schnur eingezogen; dasselbe geschieht mit der Mattenkante. Die Einflechtstreifen sind schwarz und passen sich der Geflechtsart des Grundgeflechts an. Die Größe der Matte beträgt 20 × 20 cm.

S. Na. 104. Matte »erêdito«. (Abb. 70). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85, das Mittelstück ist am Randstück mit *idrua baño*-Band abgebunden; die Geflechtsstreifen des Mittelstücks sind aufgespalten wie bei S. Na. 63 und taftbindig zum Randstück verflochten. Die Mattenkante wird von einem Geflecht aus vier Blattstreifen, die unter einander durch schwarze Hibiskusfäden verbunden sind, eingefasst. Die Einflechtstreifen sind schwarz, taftbindig. Die Größe der Matte beträgt 23 × 24,5 cm.

S. Na. 117. Matte »tetaiuit«. (Abb. 71). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist mit *idrua baño*-Schnur abgebunden, die auch nachher durch das Randstück hindurchgezogen und an den Enden mit Fregattvogelfiedern abgeschlossen ist. Das Randstück ist auf beiden Seiten mit schwarzen Einflechtstreifen versehen, während das Mittelstück frei daran ist. Die Größe der Matte beträgt 24 × 21 cm.

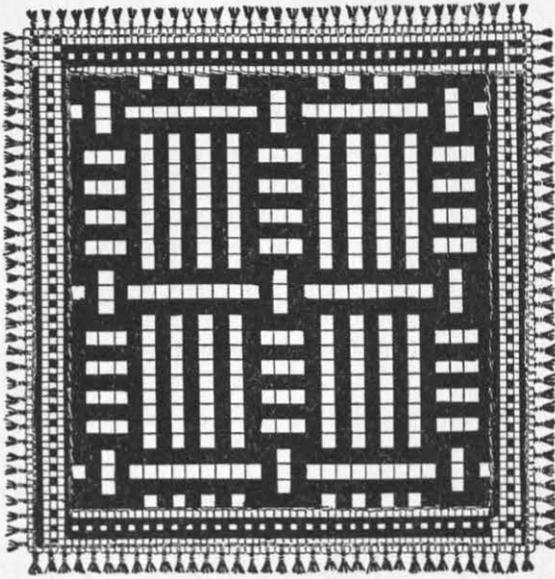


Abb. 66. S. Na. 64. Matte »iduratedi«.

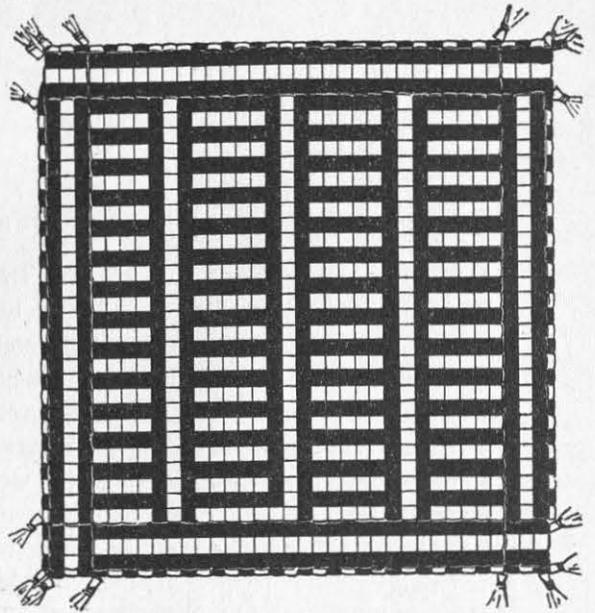


Abb. 67. S. Na. 103. Matte »tenaugodo«.

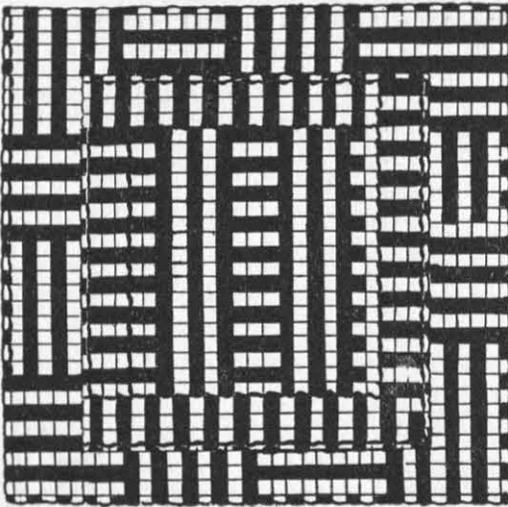


Abb. 68. S. Na. 111. Matte »enukuâu«.

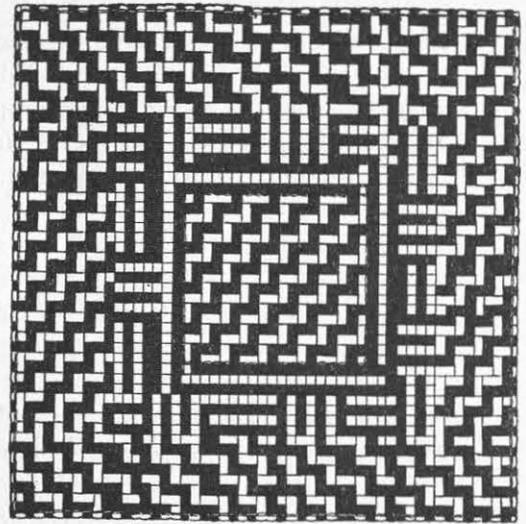


Abb. 69. S. Na. 108. Matte »erakoro«.

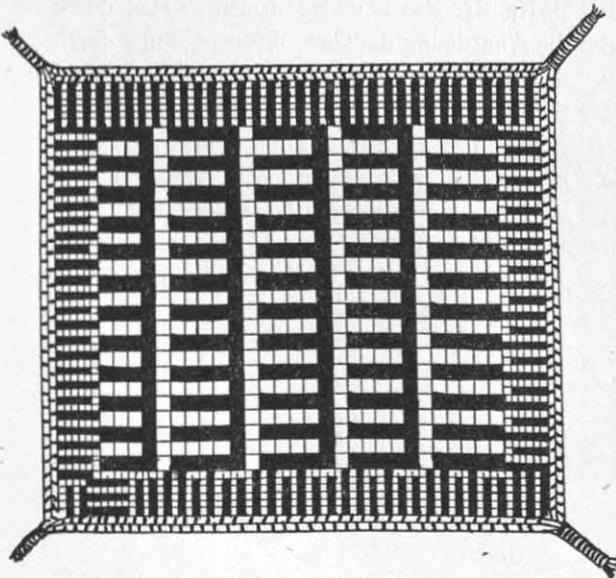


Abb. 70. S. Na. 104. Matte »erédito«.

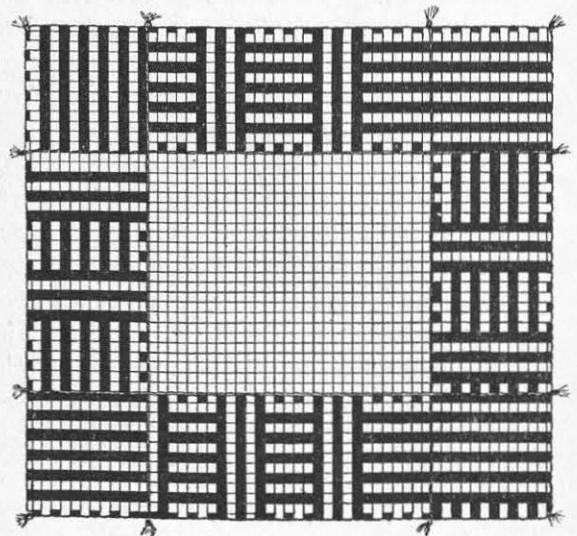


Abb. 71. S. Na. 117. Matte »tetaüüit«.

Familienwappen der Sippe Ranibek.

S. Na. 69. Matte »*kanimën*«. (Abb. 72). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; Mittel- und Randstück sind durch eingebundene Schnüre von einander getrennt, das Randstück ist aus den aufgespaltenen verdoppelten Geflechtsstreifen des Mittelstücks taftbindig verflochten; seine Kante ist von vier unter einander verbundenen Blattstreifen wie bei S. Na. 63 eingefasst; diese Einfassung ist mit Schlingenstichen festgenäht; die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Die Größe der Matte beträgt 21 × 20,5 cm.

S. Na. 105. Matte »*tedär*«. (Abb. 73). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; Mittel- und Randstück sind durch *idrua baino*-Schnur von einander getrennt; die Kante des Mattenrandes ist wie bei S. Na. 69 eingefasst und mit Kettenstichen befestigt. Die Einflechtstreifen sind schwarz, taftbindig. Die Größe der Matte beträgt 21 × 21 cm.

S. Na. 74. Matte »*εapo*«. (Abb. 74). Das Grundgeflecht der Matte ist dasselbe wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist an dem Randstück durch eine zweifache *idrua baino*-Schnur abgebunden; das Randstück besteht aus den taftbindig verflochtenen, durch Aufspalten verdoppelten Geflechtsstreifen des Mittelstücks; die Mattenkante wird wie bei S. Na. 104 von vier untereinander verbundenen Blattstreifen eingefasst, die mit Heftstichen an der Matte befestigt sind. Diese Blattstreifen überragen die Matte an den Ecken und enden hier in zwei Zipfeln. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Die Größe beträgt 22 × 22,5 cm.

S. Na. 110. Matte »*εapo*«. (Abb. 75). Das Grundgeflecht ist taftbindig wie bei S. Na. 85; Rand- und Mittelstück sind in der Art voneinander unterschieden, daß je ein Paar horizontaler und vertikaler Geflechtsstreifen der Länge nach in drei gleiche Teile zerlegt werden, die nun ebenfalls taftbindig mit den übrigen Geflechts-

streifen verbunden und außerdem durch drei parallele schwarze Hibiskusfäden durchnäht werden. Die Geflechtsstränge der Mattenkante treten aus derselben an den Ecken heraus; sie sind mit Pandanusblatt- und schwarzen Hibiskusbaststreifen umwickelt und stehen zipfelförmig ab. Die Mattenkante ist außerdem mit schwarzen Fäden abgenäht. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Die Größe der Matte beträgt 25,5 × 26 cm.

S. Na. 67. Kindertragmatte »*tebagarut'i*«. (Abb. 76). Das Muster der Matte ist dasselbe wie auf der dazugehörigen Schwangerschaftsmatte; die Matte selbst dient als Tragunterlage für Säuglinge. Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85 und besteht aus schräg verlaufenden Geflechtsstreifen. Die fertig geflochtene Matte wird in der Mitte eingefaltet, und der Faltenrücken mit fünf Pandanusblattstreifen, die mit schwarzen Hibiskusbaststreifen durchflochten sind, überflochten. Das Übergeflecht näht man mit doppelten Überwendlingsstichen an der eigentlichen Matte fest. In derselben Weise wird die Mattenkante eingefasst. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Die Größe der Matte beträgt in der Länge 31 cm, in der Breite 16 und 18 cm.

S. Na. 70. Matte »*εagetεbo*«. (Tafel 22,2). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85. Rand- und Mittelstück sind durch die Anordnung der Geflechtmuster und durch das Abbinden des Mittelstücks mit *idrua baino*-Schnur getrennt. Die Ecken der Matten bleiben von den Einflechtstreifen frei, deren Färbung in drei Schattierungen von braun erfolgt sind. Die Ecken der Matten tragen Anhängsel aus Hibiskusbast und sind von einem Zopfgeflecht aus gelben und schwarzen Streifen umgeben. Die Größe der Matte beträgt 26 × 25,5 cm.

Sippe Ranibek.

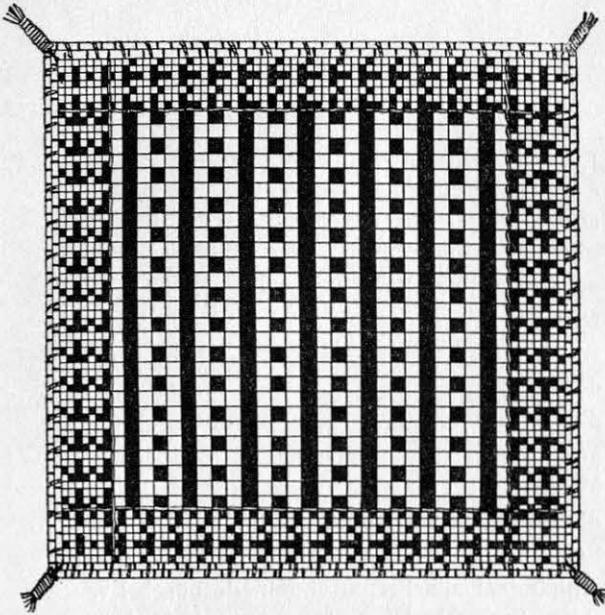


Abb. 72. S. Na. 69. Matte »*kanimën*«.

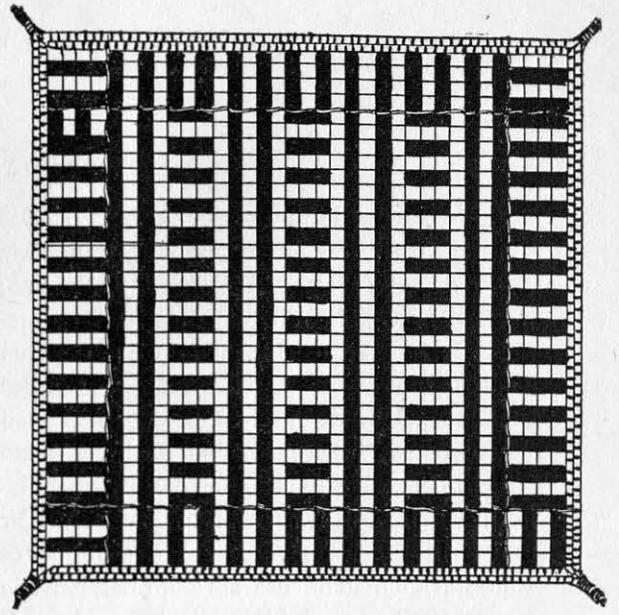


Abb. 73. S. Na. 105. Matte »*tédär*«.

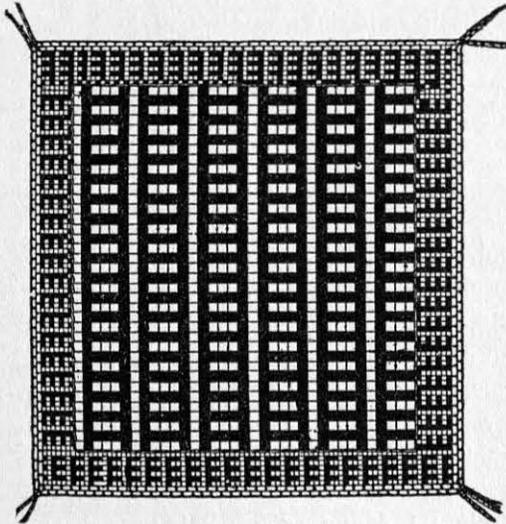


Abb. 74. S. Na. 74. Matte »*epo*«.

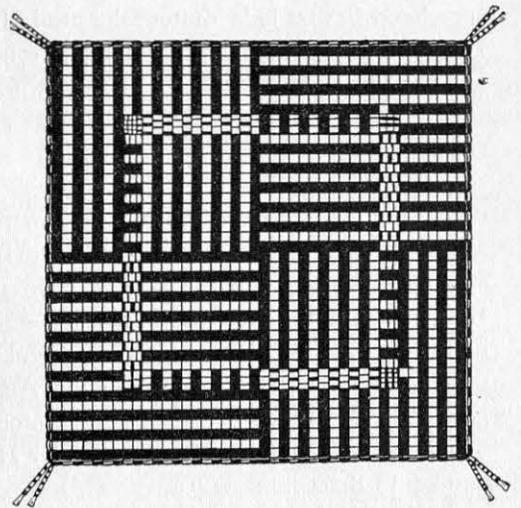


Abb. 75. S. Na. 110. Matte »*epo*«.

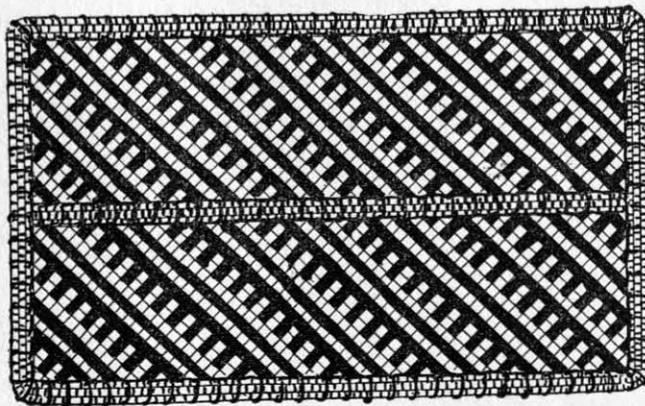


Abb. 76. S. Na. 67. Matte »*tebagarut'i*«

Die Familienwappen.

Familienwappen der Sippe Idrua.

S. Na. 82. Matte »capo«. (Abb. 77). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie S. Na. 85; die Matte selbst ähnelt S. Na. 110; das Mittelstück ist mit *idrua baño*-Schnur abgebunden; das Randstück ist in einer anderen Technik hergestellt. Die Geflechtsstreifen des Mittelstücks werden abwechselnd einmal nach der Vorderseite, das andere Mal nach der Rückseite hin umgebogen und dann die einzelnen Geflechtsstreifenreihen selbständig untereinander taftbindig verbunden, so daß ein doppeltes Randstück entsteht, das aufklappbar ist. Die Geflechtsstränge jedes Randstücks werden mit *idrua baño*-Schnur umwickelt und dementsprechend besitzt jede Mattenecke zwei Zipfel. Die Einflechtstreifen sind schwarz, taftbindig. Die Größe der Matte beträgt 21×22 cm.

S. Na. 86. Matte »iuitubutje«. (Abb. 78). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85. Rand- und Mittelstück werden nur durch die schwarzen Einflechtmuster unterschieden. Die Mattenkante wird mit einem Blattstreifen eingefast, der mit breiten schwarzen Bastfäden mittels Schlingenstichen an der Matte befestigt ist. Außerdem wird die Mattenkante mit einer *idrua baño*-Schnur durchnäht. An den Ecken der Matte ist je eine *Cypraea moneta*-Schnecke aufgebunden. Die Größe der Matte beträgt 15×20 cm.

S. Na. 91. Matte »démon«. (Abb. 79). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; die Einflechtstreifen sind schwarz, taftbindig. Mittel- und Randstück werden nur durch die Anordnung der Geflechtmuster unterschieden. Die Größe der Matte beträgt $24,5 \times 26,5$ cm.

S. Na. 62. Matte »démon«. (Abb. 80). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; Rand- und Mittelstück sind durch eine Heftstichnaht aus *idrua baño*-Schnur von-

einander getrennt. Diese Naht ist auf der Oberseite der Matte durch drei Blattstreifen, die untereinander durch schwarze Hibiskusbastfäden verbunden sind, verdeckt. Diese Blattstreifen sind an der Matte festgenäht und an der Kante mit einer Spondylus-Scheibe verziert, die mit einem Fregattvogelfiederbüschel abgeschlossen wird. In derselben Weise ist die Mattenkante eingefast. Das Randstück ist durch die senkrecht zur Kante verlaufende *idrua baño*-Schnur in gleiche Abschnitte zerlegt, die durch Anhängsel aus Fregattvogelfiederbüschel verziert sind. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Die Zieratrräger an den Mattenecken besitzen je eine große Spondylus-Scheibe mit darangebundener entkielter Fregattvogelfeder. (In der Zeichnung fortgelassen.) Die Größe der Matte beträgt $23,5 \times 26$ cm.

S. Na. 98. Matte »tenāugodo«. (Abb. 81). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; die Ecken der Matte sind durch Verkürzen der Geflechtsstreifen gleichmäßig abgeschragt; die Einflechtstreifen sind taftbindig. Mittel- und Randstück der Matte sind durch nachträglich eingezogene, schwarze Hibiskusfäden voneinander abgesetzt; die Enden dieser Fäden sind mit Fregattvogelfiederbüscheln verziert. Die Größe der Matte beträgt $21,5 \times 11,5$ cm.

S. Na. 83. Matte »borobor«. (Abb. 82). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; Mittel- und Randstück werden nicht unterschieden. Die Mattenkante ist mit Blattstreifen eingefast, die untereinander durch schwarze Hibiskusfäden verbunden sind. Mit diesen Fäden ist die Einfassung auch gleichzeitig an der Matte festgenäht. Die Einflechtstreifen sind schwarz. Die Größe der Matte beträgt $14,5 \times 18$ cm.

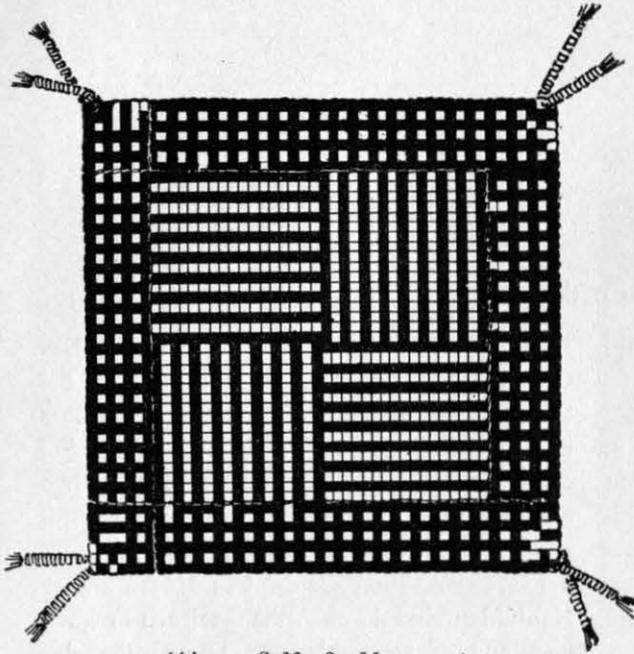


Abb. 77. S. Na. 82. Matte »eapo«.

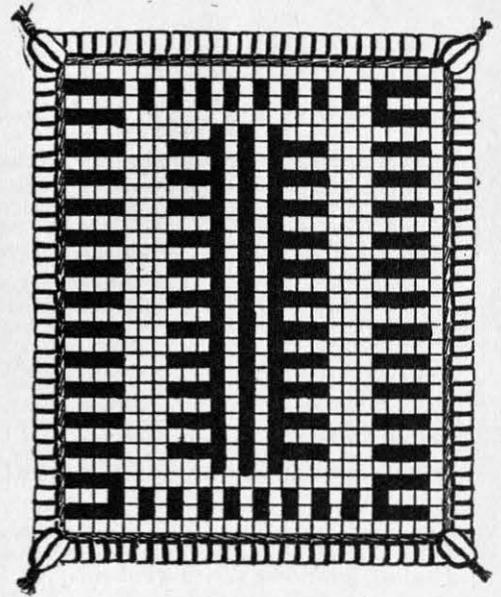


Abb. 78. S. Na. 86. Matte »iuitubuije«.

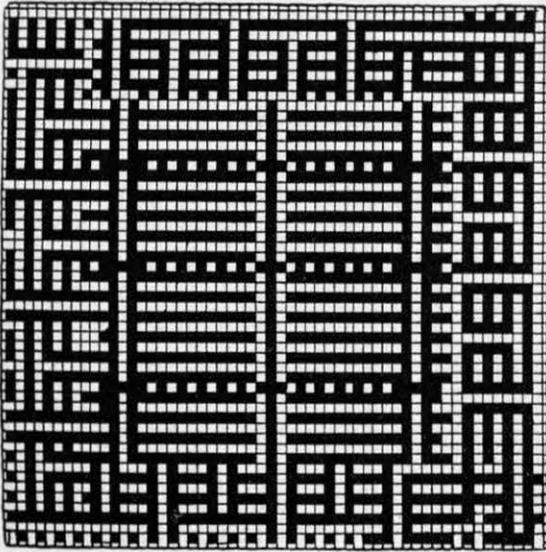


Abb. 79. S. Na. 91. Matte »dëimon«.

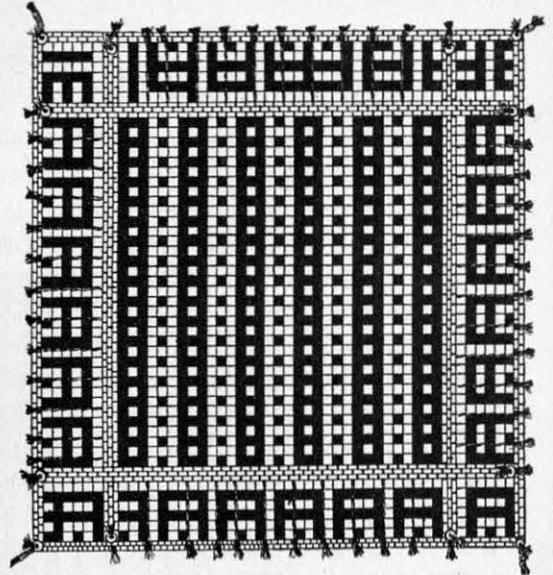


Abb. 80. S. Na. 62. Matte »dëimon«.

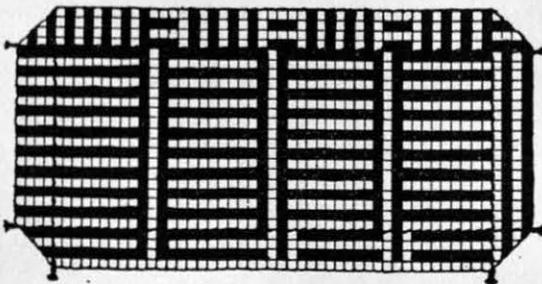


Abb. 81. S. Na. 98. Matte »tenaügodo«.

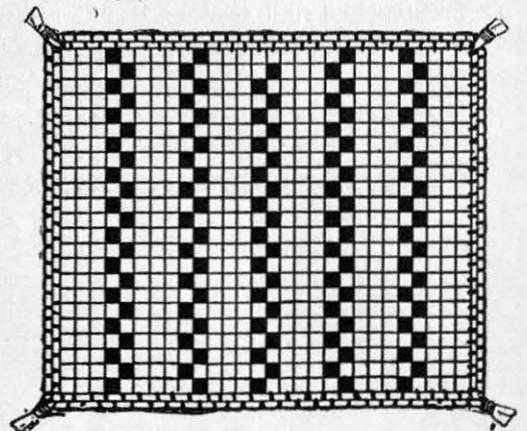


Abb. 82. S. Na. 83. Matte »ëborobor«.

Familienwappen der Sippe Idrua.

S. Na. 110. Matte »*itsi*«. (Abb. 83). Die Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; die Geflechtsstreifen verlaufen schräg; jedes Zierband besteht aus drei schwarzen Hibiskusbaststreifen, die als Zackenband eingeflochten und dabei an jeder Spitze einmal umgelegt werden; Rand- und Mittelstück werden nicht voneinander unterschieden; die Einfassung des Mattenrandes erfolgt in derselben Weise wie bei S. Na. 83. Die Größe der Matte beträgt $25,5 \times 25,5$ cm.

S. Na. 79. Matte »*jujuua*«. (Abb. 84). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig; Rand- und Mittelstück sind durch nachträglich mit Überwendlingsstichen eingenähten schwarzen Hibiskusfäden voneinander geschieden; eine gleiche Naht führt an der Mattenkante entlang. Die Enden dieser Nahtfäden sind durch Anhängsel aus Fregattvogelfiedern abgeschlossen. Die Größe der Matte beträgt $33 \times 25,5$ cm.

Familienwappen der Sippe Emañum.

S. Na. 56. Matte »*denãugodo*«. (Tafel 22,3). Das Abzeichen besteht aus zwei gleichartig gearbeiteten Matten, die miteinander durch zwei aus gelben Pandanusblatt- und schwarzen Hibiskusbaststreifen nach Art eines Zopfes geflochtene Tragschnur verbunden sind. Jede Matte besteht aus drei doppelten, aufeinandergelegten Pandanusblättern, die an ihrem oberen Rande ausgezackt sind und dann der Länge nach in einzelne Streifen aufgespalten werden. Diese vertikalen Blattstreifen werden mit horizontalen Streifen taftbindig verbunden; während das Geflecht an den vertikalen Rändern geschlossen wird, bleibt der untere offen, und das Geflecht endet hier in Fransen. Die Einflechtstreifen sind schwarz, das Ziermusterfeld wird an den Rändern durch ein eingeflochtenes Zopfband wie die Tragschnur eingefasst. Die Größe der einzelnen Matte beträgt 12×24 cm.

S. Na. 59. Matte »*tenãugodo*«. (Abb. 85). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei

S. Na. 85; das Mittelstück ist gegen das Randstück mit *idrua baño*-Schnur abgebunden, die gleichzeitig als Halteschnur für die sie verdeckenden *Cypraea moneta*-Schnecken dienen. Das Randstück ist taftbindig aus den durch Aufspalten der Geflechtsstreifen des Mittelstücks entstandenen Blattstreifen geflochten. Auch die Mattenkante ist durch ein *idrua baño*-Band mit *Cypraea moneta*-Schnecken verziert. Außerdem wird die Mattenkante wie bei S. Na. 83 von Blattstreifen eingefasst, die noch einen Extrageflechtsstrang aus Blattstreifen umflechten, der an die Mattenkante herangepreßt wird. An den Ecken stehen diese Geflechtsstränge und Einfasststreifen über und werden durch Umwicklungen mit *idrua baño*-Schnur zu Zierträgern, an denen ebenfalls *Cypraea moneta*-Schnecken befestigt sind. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Die Größe der Matte beträgt 28×31 cm.

Sippe Idrua.

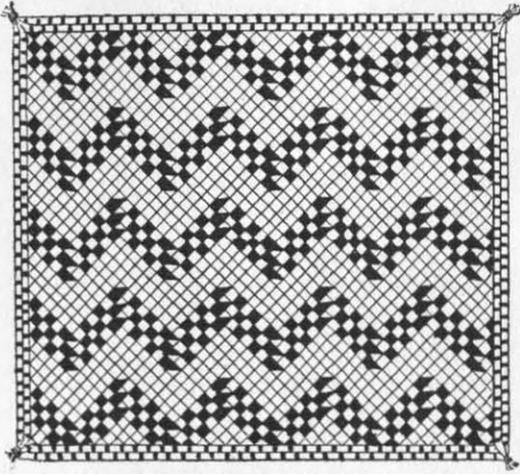


Abb. 83. S. Na. 110. Matte »itsi«.

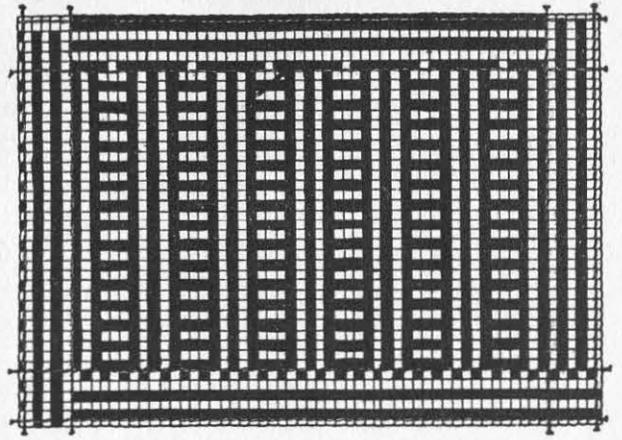


Abb. 84. S. Na. 79. Matte »jujuua«.

Sippe Emañum.

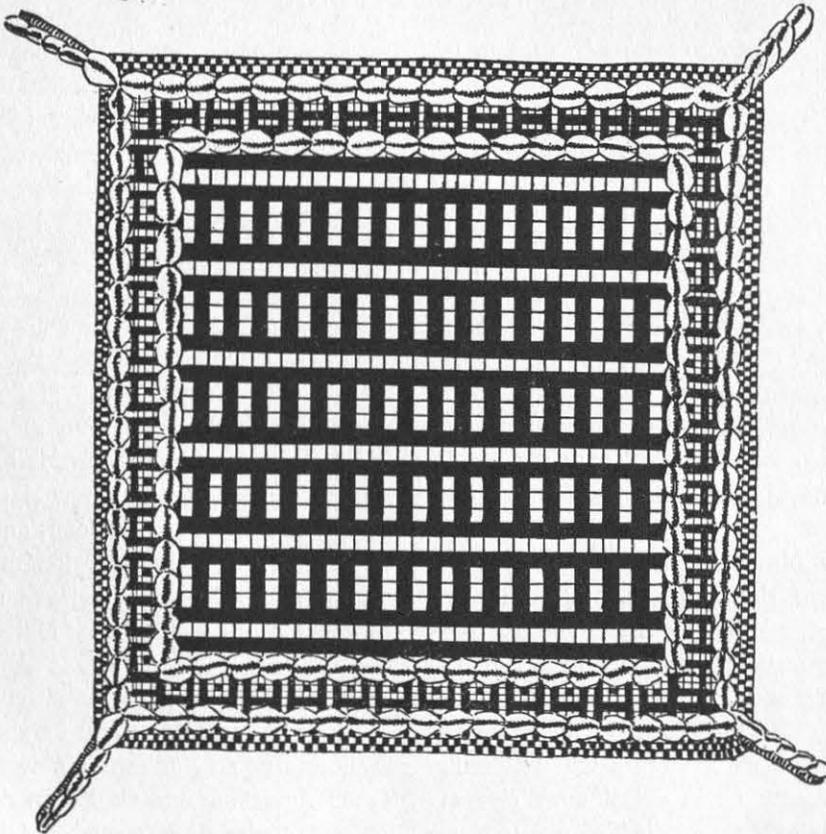


Abb. 85. S. Na. 59. Matte »tenaügodo«.

Die Familienwappen.

Familienwappen der Sippe Emanum.

S. Na. 95. Matte »denāugodobitsi«. (Abb. 86). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist mit schwarzer Schnur abgebunden, die Geflechtsstreifen sind aufgespalten und taftbindig zum Randstück verflochten; die Mattenkante ist gleichfalls mit schwarzer Schnur abgebunden. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Das Randstück ist am Mittelstück und an der Mattenkante mit einem eingeflochtenen Zopfband aus gelben Pandanusblatt- und schwarzen Hibiskusbaststreifen verziert. Die Größe der Matte beträgt 23×24 cm.

S. Na. 99. Matte »enāugodo«. (Abb. 87). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist mit einer doppelten *idrua baño*-Schnur abgebunden, das Randstück besteht aus den durch Aufspalten verdoppelten, taftbindig verflochtenen Geflechtsstreifen des Randstücks. Die Mattenkante ist mit drei Blattstreifen eingefast, die durch Hibiskusbaststreifen verbunden und gleichzeitig damit an der Matte selbst festgenäht sind. Außerdem ist die Kante mit einer *idrua baño*-Schnur abgebunden. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Die Größe der Matte beträgt $20 \times 21,5$ cm.

Familienwappen der Sippe Eoaru.

S. Na. 71. Matte »irināme«. (Abb. 88). Die Matte ist taftbindig wie S. Na. 85; die unteren Geflechtsstreifen sind braun, die oberen gelb und hier der Länge nach in zwei Geflechtsstreifen zerlegt. Als Geflechtsstreifen des Mittelstücks sind sie mit dünnen, schwarzen Hibiskusbastfäden umwickelt; das Mittelstück ist mit schwarzer Schnur abgebunden; die Einflechtstreifen des Randstückes sind taftbindig und schwarz. Die Mattenkante wird durch einen Geflechtsstrang verstärkt, der mit Pandanus- und Hibiskusblattstreifen umflochten ist. Dies Geflecht wird mit Languettenstichen an der Matte befestigt. Die Größe der Matte beträgt $19,5 \times 22$ cm.

S. Na. 90. Matte »denāugodo«. (Abb. 89). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie S. Na. 85; das Mittelstück ist mit *idrua baño*-Schnur abgebunden, das Randstück wird mit den in zwei Teilen zerlegten Geflechtsstreifen des Mittelstücks taftbindig verflochten. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Die Mattenkante ist in derselben Weise wie S. Na. 99 eingefast, und die Trennungsschnur zwischen Mittel- und Randstück ist mit einem

schwarzgelb geflochtenen Zopfband benäht. Die Größe der Matte beträgt $29 \times 28,5$ cm.

S. Na. 75. Matte »men euāk«. (Abb. 90). Vier ganze Pandanusblätter werden kreuzförmig übereinander gelegt und durch vier aufgenähte, mit schwarzen Hibiskusbaststreifen umwundene Doppelstreifen aus Pandanusblatt verbunden; in dem so entstandenen Viereck werden auch die Diagonalen aus demselben Material aufgenäht. Die freien Enden der Pandanusblätter zerlegt man nun in sechs Geflechtsstreifen, die untereinander durch neue gleichbreite Geflechtsstreifen taftbindig zur Matte verbunden werden. Das Mittelstück der Matte wird mit schwarzer Schnur abgebunden; am Randstück werden die oberen Geflechtsstreifen nach unten, die unteren nach oben umgelegt und taftbindig verflochten; die senkrecht zur Mattenkante verlaufenden Geflechtsstreifen enden frei und werden gleichmäßig abgeschnitten, so daß sie wie Fransen aus der Matte hervortreten. Die Einflechtstreifen sind schwarz. Die Enden der Trennungsschnur und die Ecken sind mit Fregattvogelfiederbüscheln verziert. Die Größe der Matte beträgt $25,5 \times 29$ cm.

Sippe Emañum.

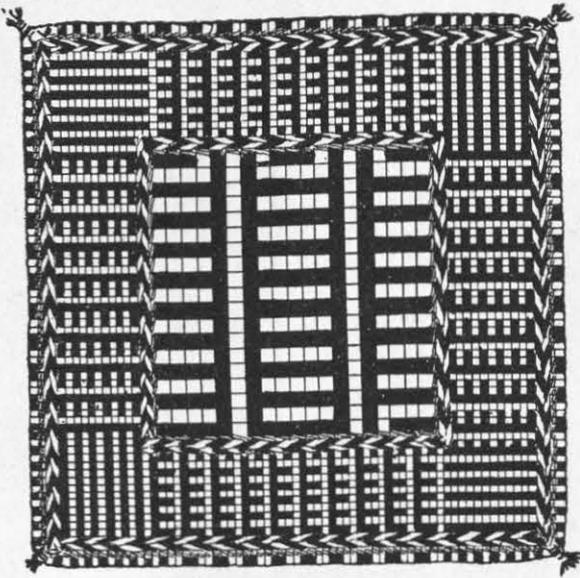


Abb. 86. S. Na. 95. Matte »denāugodobitsi«.

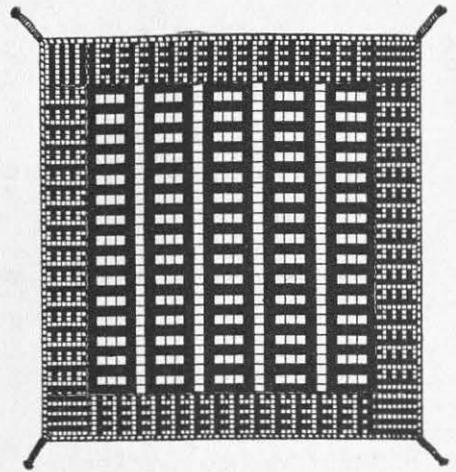


Abb. 87. S. Na. 99. Matte »enāugodo«.

Sippe Eoaru.

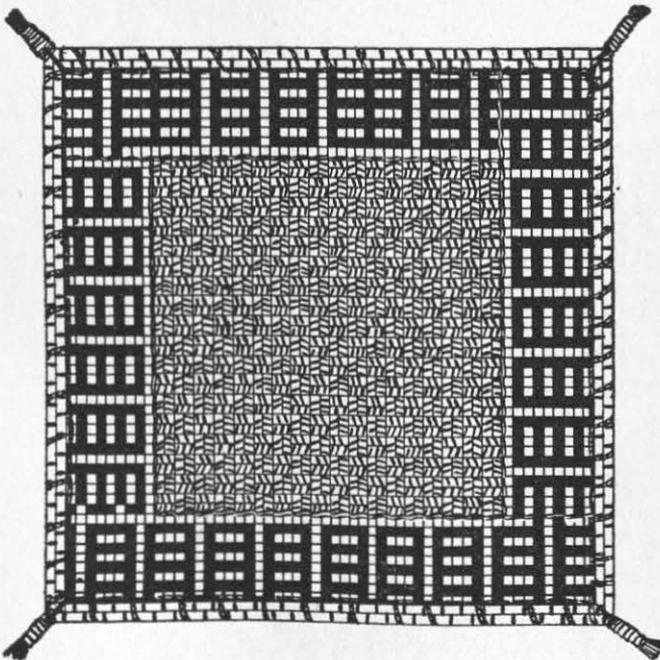


Abb. 88. S. Na. 71. Matte »irināme«.

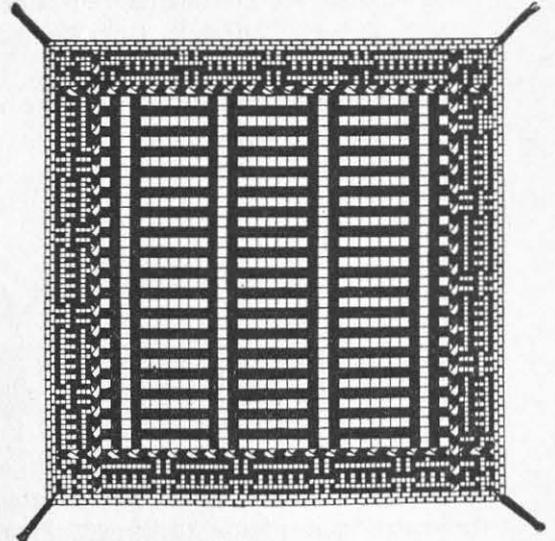


Abb. 89. S. Na. 90. Matte »denāugodo«.

Die Familienwappen.

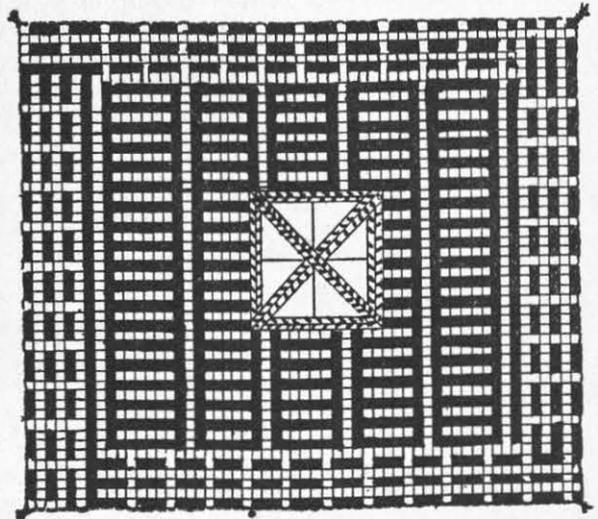


Abb. 90. S. Na. 75. Matte »men euāk«.

Familienwappen der Sippe Eoaru.

S. Na. 81. Matte »ino«. (Abb. 91). Das Geflecht ist taftbindig. Die unteren Geflechtsstreifen sind braun und einheitlich breit; die oberen sind gelb und haben dieselbe Breite wie die unteren, doch wechselt ein ganzer Geflechtsstreifen mit einem in zwei Teile zerlegten Geflechtsstreifen ab, der mit dünnen schwarzen Hibiskusfäden umwickelt ist. Rand- und Mittelstück werden durch schwarze, eingezogene Schnüre voneinander getrennt, deren Enden mit Fregattvogelfiederbüscheln abge-

schlossen sind. Die Größe der Matte beträgt 25×26 cm.

S. Na. 113. Matte »jujūua«. (Abb. 92). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig; Rand- und Mittelstück der Matte sind durch eingezogene *idrua baño*-Schnüre voneinander getrennt, deren Enden mit Fregattvogelfiederbüscheln abgeschlossen sind. Die Größe der Matte beträgt $26 \times 26,5$ cm.

Familienwappen der Sippe Eáno.

S. Na. 60. Matte »denāugobitsia«. (Abb. 93 u. Tafel 23,₁). Das Grundgeflecht der Matte ist taftbindig wie bei S. Na. 85; das Mittelstück ist von dem Randstück durch eine braune Schnur getrennt, und das Randstück selbst taftbindig aus den in zwei Teile zerlegten Geflechtsstreifen des Mittelstücks geflochten. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Die Mattenkante ist von einem umflochtenen Geflechtsstrang wie bei S. Na. 71 eingefäßt;

an dieser Borte sind eine Reihe kleiner Anhängsel angebunden, die aus aufgereihten Kokos-Scheiben und einem Fregattvogelfiederbüschel bestehen. Auf jedem Zieratträger an der Ecke der Matte ist außer einer entkielten Fregattvogelfeder ein Pecten-Abschnitt festgeheftet und ein Anhängsel, wie es eben beschrieben wurde. Die Größe der Matte beträgt $25 \times 28,5$ cm.

Sippe Eoaru.

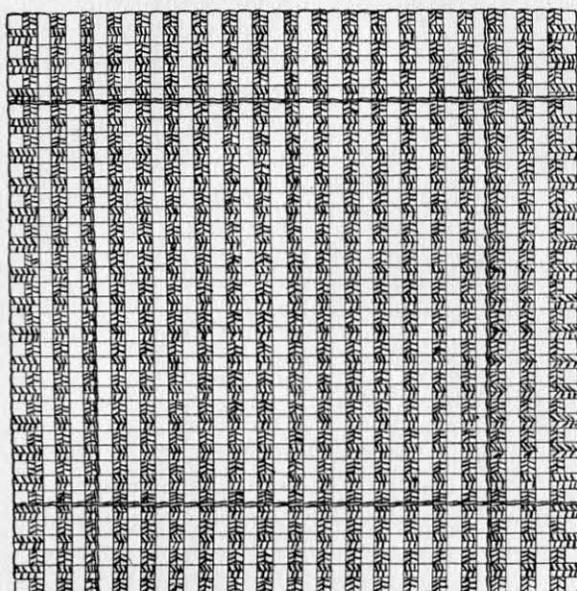


Abb. 91. S. Na. 81. Matte »ino«.

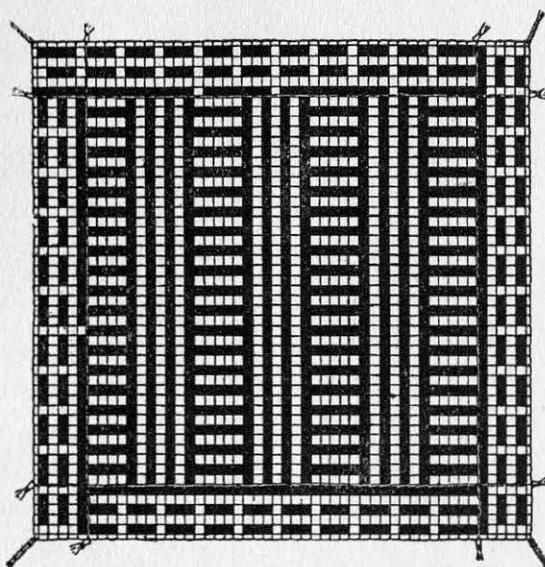


Abb. 92. S. Na. 113. Matte »jujūua«.

Sippe Eáno.

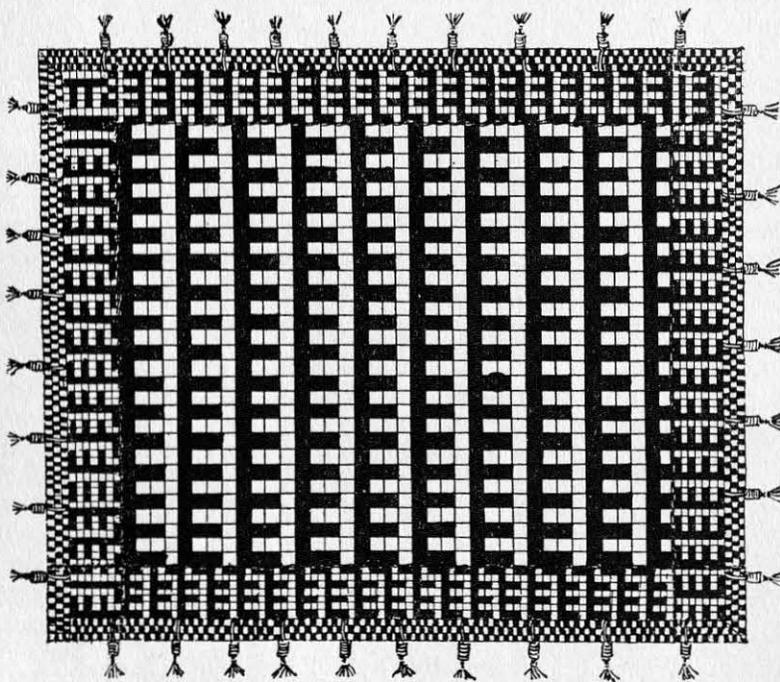


Abb. 93. S. Na. 60. Matte »denaūgobitsia« (s. Tafel 23₁).

Die Familienwappen.

Familienwappen der Sippe Irutsi.

S. Na. 66. Matte »teteabéje«. (Abb. 94). Die Matte ist aus schräge verlaufenden Geflechtsstreifen geflochten; durch das Geflecht sind drei Geflechtsstränge aus Hibiskusbast hindurchgezogen. Die Matte ist nicht einheitlich geflochten. Von der Mitte aus gerechnet folgen auf 11 taftbindige Streifen 3 körperbindige, dann 5 taftbindige und wieder 3 körperbindige

Streifen; das Geflecht wird taftbindig geschlossen. Der Längsrand der Matte wird durch eine eingeflochtene, aus einem Zopfgeflecht entstandene Borte verstärkt. Die Einflechtstreifen sind schwarz und dem Grundgeflecht entsprechend taft- oder körperbindig. Die Größe der Matte beträgt 21×31 cm.

Wappen nicht näher bestimmter Familien.

Mus. Le. Mi. Matte. (Abb. 95). Die Matte ist taftbindig wie S. Na. 85; das Mittelstück ist gegen das, wie bei S. Na. 60 geflochtene Randstück durch eine Schnur abgebunden, an der dachziegelartig übereinandergelegte Pekten-Abschnitte befestigt sind. In der Mitte und an den Ecken dieser Umrahmung sind für das Mittelstück der Matte Spondylus-Scheiben aufgesetzt, die wie die übrigen senkrecht zu diesem Rahmen an der Schnur sitzenden Pekten-Abschnitte, welche hier einzeln an ihrem freien Ende eine Spondylus-Scheibe tragen, mit Freigattvogelfiederbüscheln abgeschlossen sind. Die Pekten-Abschnitte an den Ecken der Matte werden auf beiden Seiten von zwei Spondylus-Scheiben eingeschlossen. Eine Doppelreihe von dachziegelartig angeordneten Pekten-Abschnitten ist auf dem Mittelstück aufgenäht und wird an den Enden ebenfalls von Spondylus-Scheiben abgeschlossen. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig.

H. M. 11. 44. 6. Matte. (Abb. 96). Die Matte ist taftbindig wie S. Na. 85. Das Mittelstück wird vom Randstück durch eine eingezogene *idrua baño*-Schnur abgegliedert. Die Mattenkante wird von einem breiten mit Schlingentischen befestigten Blattstreifen eingefasst. In der Mitte ist eine große Spondylus-Perle mit einem weißen Flaumfederpaar aufgenäht, um die sich vier zu einem Kreuze angeordnete Pektenabschnitte gruppieren. Das Randstück und die Ecken sind mit einzelnen festgenähten Pekten-

Abschnitten verziert, zwischen die je ein Flaumfederpaar (zum größten Teil verloren gegangen) eingefügt wurde. Die Einflechtsstreifen sind schwarz. Die Größe der Matte beträgt 26×28 cm.

S. Na. 73. Matte »ijimena«. (Abb. 97). Die Matte ist taftbindig wie S. Na. 85; Rand- und Mittelstück sind in derselben Weise wie S. Na. 60 geflochten und an der Kante von einer aufgenähten Borte aus vier Blattstreifen, die von schwarzen Hibiskusfäden durchzogen wird, eingefasst. Die Einflechtstreifen sind schwarz. Die Größe der Matte beträgt $23,5 \times 24,5$ cm.

Mus. Le. Mi. Matte. (Abb. 98). Die Matte ist taftbindig; die Geflechtsstreifen sind z. T. der Länge nach aufgespalten, mit schwarzen Hibiskusfäden umwickelt und wieder zu einem gemeinsamen Geflechtsstreifen wie bei S. Na. 71 vereinigt. Die Kante wird von einer feinen schwarz-gelben, taftbindig geflochtenen Borte eingefasst. In der Mitte der Matte ist ein Kreuz aus fünf Spondylus-Perlen und vier Pekten-Abschnitten aufgenäht; vier vertikal verlaufende Geflechtsstreifen der Mitte sind mit schwarzen Fäden nach Kreuzstichart verziert; außerdem sind auf der Matte an der Innenkante der Einfassborte in regelmäßigen Abständen Spondylus-Perlen aufgenäht, wie auch die Zierträger an den Ecken der Matten zwei Spondylus-Perlen und einen Pekten-Abschnitt zum Schmuck erhalten. Die Einflechtmuster sind schwarz und taftbindig.

Sippe Irutsi.

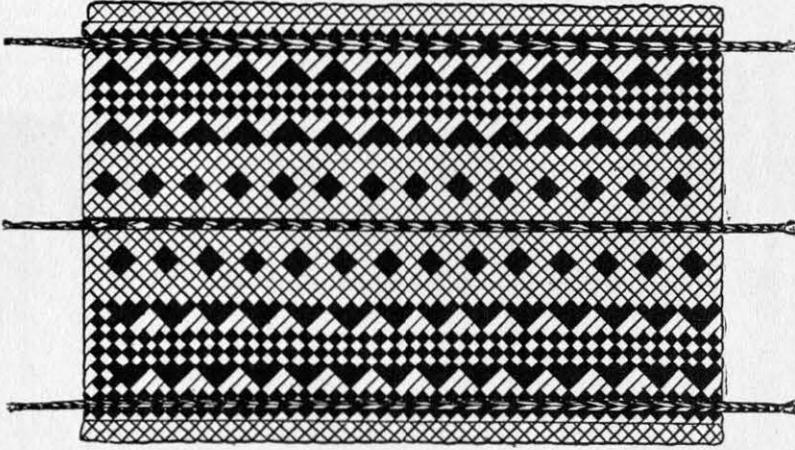


Abb. 94. S. Na. 66. Matte »teteabéje«.

Sippe Unbestimmt.

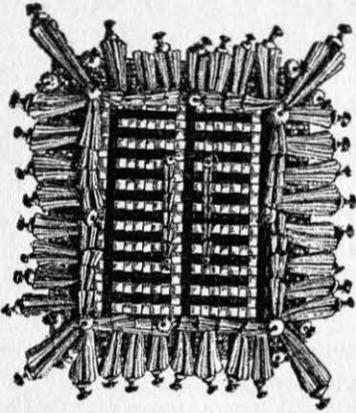


Abb. 95. Matte. Mus. Le. Mi.

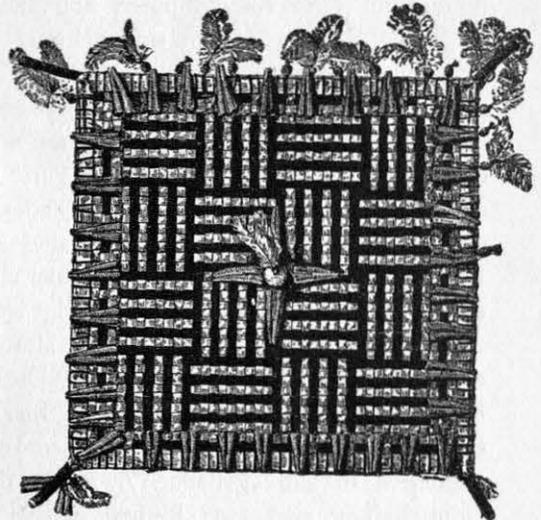


Abb. 96. Matte. H. M. 11. 44. 6.

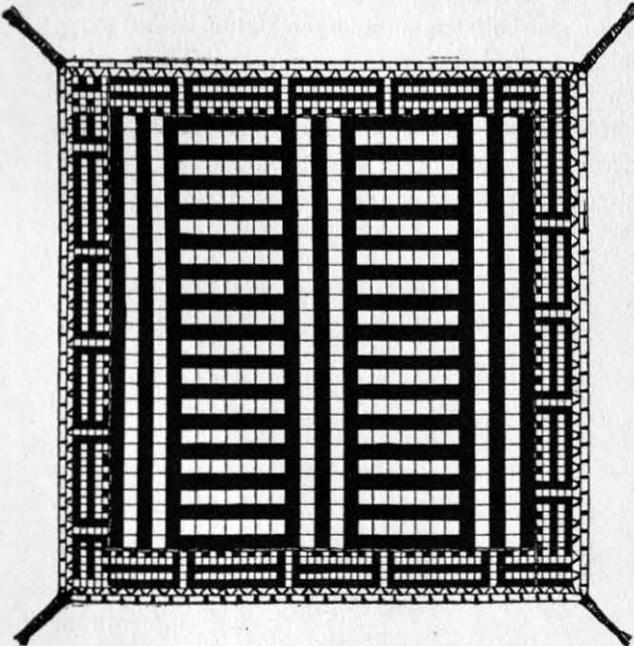


Abb. 97. S. Na. 73. Matte »ijimena«.

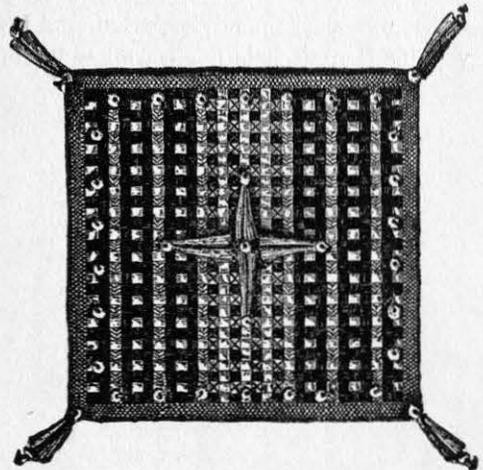


Abb. 98. Matte. Mus. Le. Mi.

Wappen nicht näher bestimmter Familien.

Mus. Le. Mi. Matte. (Abb. 99). Die Matte besteht aus einem dreiseitig geschlossenen, unten offenen taftbindigen Geflecht, dessen Seiten mit *idrua baño*-Schnüren abgebunden sind. Die Einflechtstreifen sind schwarz und taftbindig. Die Matte ist reich verziert. Es sind darauf drei Reihen dachziegelartig angeordneter Pekten-Abschnitte aufgenäht, die unten ein Anhängsel aus einer Spondylus-Perle und einer langen entkielten Fregattvogelfeder besitzen. Zwischen die drei Reihen sind zwei Perlmutter-Blänker eingefügt, an denen unten ebenfalls eine Spondylus-Perle befestigt ist.

S. Na. 82. Matte. (Abb. 100). Die Matte ist der eben beschriebenen sehr ähnlich. Die Anhängsel der Pekten-Reihen bestehen hier aus einem Haizahn, einer Spondylus-Perle und einer entkielten Fregattvogelfeder. Zwischen diese Doppelreihen sind zwei Reihen einzeln mit Fregattvogelfiedernbüschel befestigte Spondylusperlen aufgenäht. Das Tragband besteht aus einer doppelten *idrua baño*-Schnur, an der unten mit zwei Spondylusperlen und Fregattvogelfiedernbüscheln je ein weißer Perlmutter-

blänker befestigt ist. Die Einflechtstreifen sind schwarz. Die Größe der Matte beträgt 22 mal 21 cm.

Mus. Berl. VI. 26237. Matte. (Abb. 101). Die Matte ist in derselben Weise wie die eben beschriebenen geflochten. Die Einflechtstreifen sind schwarz. Die drei Pekten-Reihen sind mit den gleichen Anhängseln wie in Abb. 99 versehen; sie sind unten durch zwei quer aufgenähte Pekten-Abschnitte miteinander verbunden, während oben jede Reihe durch einen Perlmutter-Blänker abgeschlossen wird. Die Tragschnur ist ein schwarz-gelbes Zopfband und unten mit einem Pekten-Abschnitt und einer Spondylusperle verziert.

Mus. Berl. VI. 26240. Matte. (Abb. 102). Das Zierstück besteht aus zwei gleichmäßig gearbeiteten taftbindigen Matten wie VI. 26237; sie sind an einem gemeinsamen Tragband befestigt und haben in der Mitte ihres unteren Randes eine Spondylus-Perle mit daran hängender entkielter Fregattvogelfeder als Zierat.

S. Na. 54. Matte »*báiju*«. (Abb. 103). Beschreibung siehe H.-B. I, S. 239.

Sippe Unbestimmt.

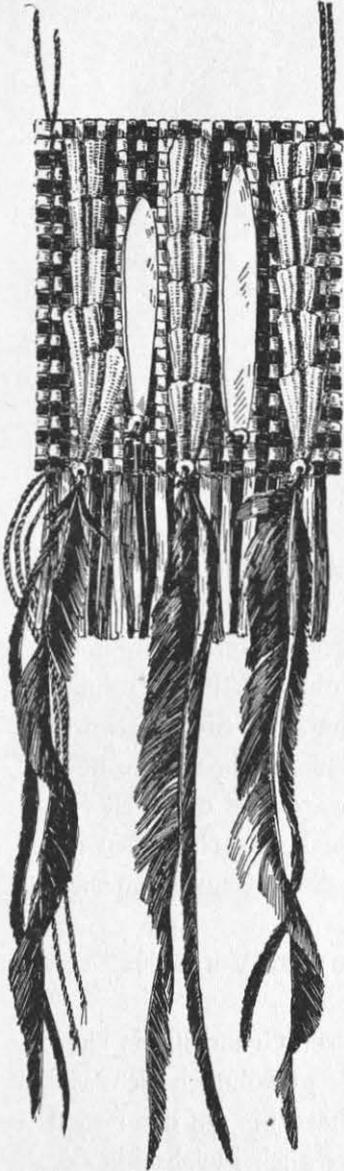


Abb. 99. Matte. Mus. Le. Mi. $\frac{1}{2}$ w. G.



Abb. 100. Matte.
S. Na. 82. $\frac{1}{2}$ w. G.



Abb. 101. Matte. Mus. Berl. VI. 26237. $\frac{1}{2}$ w. G.

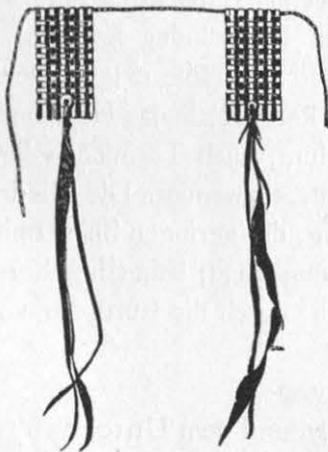


Abb. 102. Matte.
Mus. Berl. VI. 26240. $\frac{1}{8}$ w. G.

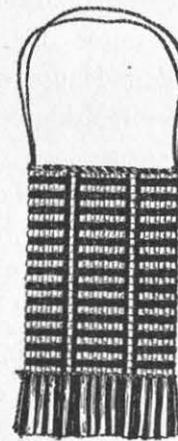


Abb. 103.
Matte »báiju«.
S. Na. 54. $\frac{1}{4}$ w. G.

2. Das Haus, *e oak*.

Die Häuser der Nauruleute haben heute ein ganz anderes Aussehen und eine andere Form wie vor wenigen Jahren. Die heutige Bauweise wurde aus gesundheitlichen Rücksichten von der Regierung angeordnet, die in den ersten Jahren ihres Wirkens auch das Amt einer Baupolizei ausübte. Der direkte Anlaß dafür ist eine schwere Dysenterieepidemie gewesen, die unter den Einwohnern erheblich aufräumte, und daran waren nicht wenig die ungesunden, z. T. elenden Wohnverhältnisse schuld.

Im Jahre 1910 waren nur noch zwei der alten Häuser vorhanden. Sie standen in Anibari. Sie waren in gutem Zustande, groß und geräumig, für Wohnzwecke noch geeignet; man hatte sie erhalten, weil sie sorgfältiger gebaut waren als die alten verschwundenen Hütten. Und unter ihresgleichen müssen es beinahe Prachtbauten gewesen sein, denn sonst würde man nicht verstehen, warum die Behausungen nach der alten Bauweise besonders schlechte, elende Hütten waren.

Diese beiden Häuser und ein Modell (Abb. 104) geben eine gute Vorstellung von der alten Bauart.

Das Wohnhaus, *e oak*, war eine niedrige, kleine Hütte, deren Grundriß ein längliches Viereck bildete. Es stand auf vier Pfählen, von denen für gewöhnlich nicht viel sichtbar war, denn das geradfirstige, niedrige Dach reichte nahezu bis auf den Boden hinab. Der Dachboden, der von ihm eingeschlossen wurde, war auch gleichzeitig der eigentliche Wohnraum; in dem Boden befand sich ein viereckiges Loch, *mem*, durch das man in den Wohnraum einsteigen konnte. Wer ins Haus wollte, mußte zunächst tief gebückt unter die seitlich herabhängenden Dachränder kriechen, um sich dann unter dem Hause ein wenig aufzurichten und mit Hilfe eines bereitstehenden Dreibeins oder Holzklotzes, die als Treppe dienen konnten, in das Hausinnere, in den Wohnraum einzusteigen. Pandanus und Calophyllum, auch Terminalia lieferten das Bauholz, als Deckmaterial wurden Pandanusblätter verwendet. Die Niedrigkeit der Häuser, ihre Dunkelheit, die fehlende Durchlüftung, die geringen Schutzmittel gegen Regen, Wind und Schmutz machten diese Hütten ungesund; kein Eingeborener sehnt sich nach ihnen zurück, sondern ist mit der neuen, durch die Europäer vorgeschriebenen Bauweise völlig einverstanden.

Das Haus besteht aus drei wesentlichen Elementen:

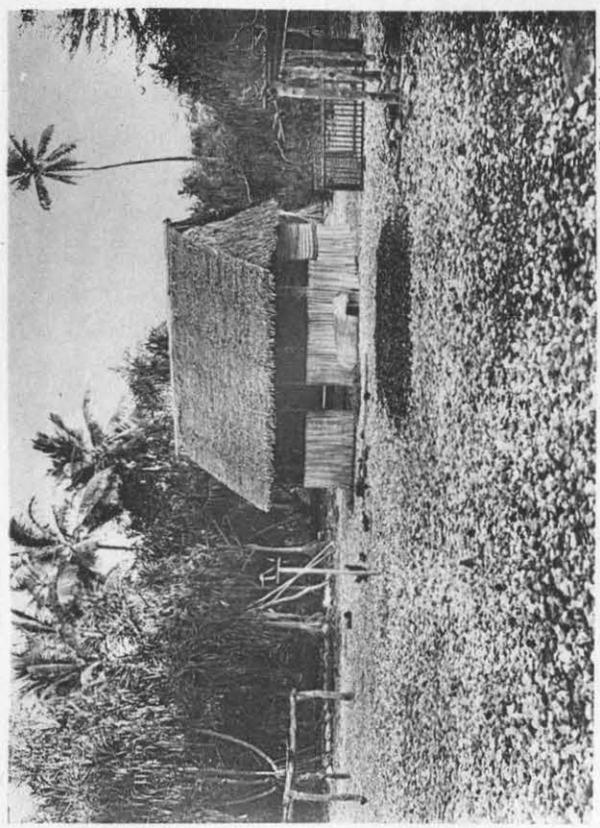
dem Dache, *e renapō*; der Plattform, *e kep* und dem Unterbau, *ijor*.

Der Unterbau wird von vier niedrigen, ungefähr $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ m hohen in die Erde eingerammten Pfosten gebildet, die aus Pandanus- oder Calophyllum-Holz bestehen. Diese Pfosten, *i jor*, tragen das gesamte Hausgerüst; die Pfosten der Hauslängsseite sind untereinander durch starke Tragebalken, *de darian*, verbunden. Nach den Giebelseiten stehen sie vor und tragen als Dielenschwellen die Plattform, den eigentlichen Fußboden des Hauses. Derselbe wird aus quer liegenden, leichten, dünnen Flach- und Rund-Hölzern, *enapo*, gebildet, zwischen die hin und wieder stärkere, nach den Seiten überstehende Bohlen eingelegt sind, um der ganzen Diele einen sicheren Halt zu geben. An einer Stelle ist der Bodenbelag offen und hat hier ein mannsbreites Loch, *mem*, das Einsteigeloch zum Innern des Wohnraumes. Diese Dielenbretter ruhen lose auf den Schwellen. Durch einen doppelten Dielenrahmen werden sie von oben her festgehalten. Das geschieht durch die äußeren Rahmenhölzer, *i neña*, die auf den dicken Dielenbohlen aufgebunden werden. Sie lagern über den Dielenschwellen und klemmen so die Dielenbretter fest zwischen sich ein; nach den Giebelseiten stehen sie ein wenig vor und werden hier durch zwei Querbohlen miteinander verbunden. Vier Reihen innerer Rahmenhölzer, *i nedāna*, laufen den äußeren parallel; zwei davon liegen dem *i neña* an, die anderen begrenzen die Längsseiten des Einsteigeloches und werden durch die quer liegenden Verbindungsbohlen der äußeren Rahmenhölzer auf den Dielenhölzern festgeklemmt. Außerdem sind die vier *i nedāna* durch Schnüre an denselben befestigt. Alle Verbindungen werden mittels Schnüren hergestellt. Nägel oder Verzapfungen sind unbekannt.

Die äußeren Hölzer des Dielenrahmens sind gleichzeitig als Fußpfetten die Träger des Dachstuhls, dessen Hauptstütze ein großer kräftiger Pfeiler, *iorap*,¹ ist. Er steht genau in der Mitte des Hauses und unterstützt den Firstbaum, *i ynyiāu*, über dem die aus zwei Balken bestehenden Gabeln der Hauptdachsparren, *e karun*, gehängt sind. Die Giebelsparren dieses Dachgerüsts heißen *i kuø*. In der oberen Gabel dieser *e karun* ruht die untere Firstpfette, *dagāi dabādu*; sie wird aus schwächerem Holz angefertigt und trägt die dünnen, aber zahlreicheren ebenfalls aus zwei gekreuzten Sparren bestehenden Mattenhalter. Die Sparren der Mattenhalter reichen bei den alten Häusern bis nahezu an den Boden und werden hier untereinander durch zwei parallele Bodenpfetten, *enak*, verbunden. Um dem Ganzen einen festeren Halt zu geben ist das Gerüst der Mattenhalter, von denen ein Doppelpaar, *duñ*, an den Giebelseiten nach außen vortritt, durch aufgebundene Zwischenpfetten, *i neña*, verstärkt. Auf diesen Sparren werden die Dachmatten aus Pandanusblatt dachziegelförmig in dicht nebeneinanderliegenden Reihen aufgebunden. Die Firstmatten werden durch Dachreiter oder die obere Firstpfette, *dagāi rinerin*, festgehalten. Die Giebelwand, *raman*, erscheint nach innen ein wenig eingedrückt. Das erklärt sich aus der Konstruktion dieser Wand; in der halben Höhe des Giebels ruht auf der Mittelpfette eine Querstange, welche die beiden äußeren Hauptdachsparren, *i kuø*, mitein-

¹ Fehlt am Modell und daher auch in der Abbildung.

Trockenplatz Fregattvogel Wohnhaus Hferlatsteile Grab Vorratschuppen



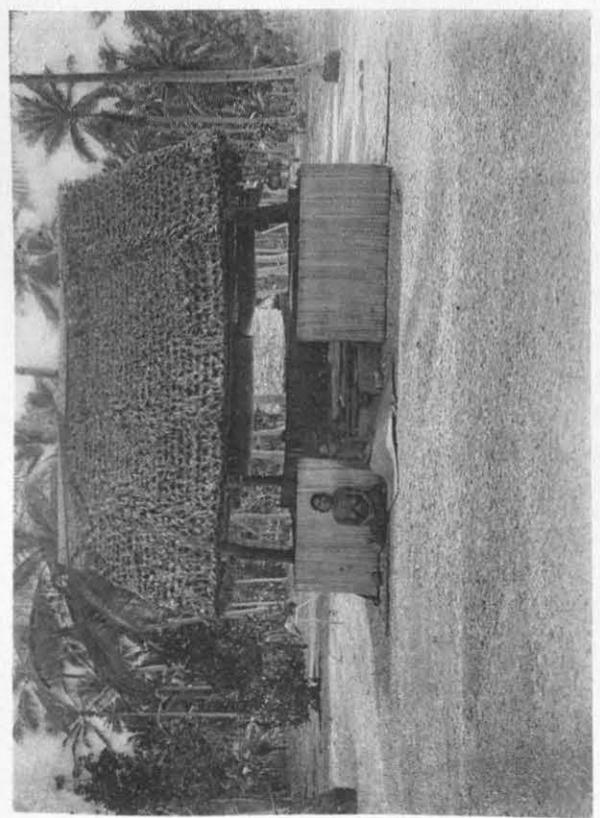
Hambruch phot.

2. Gehöft in Buada.



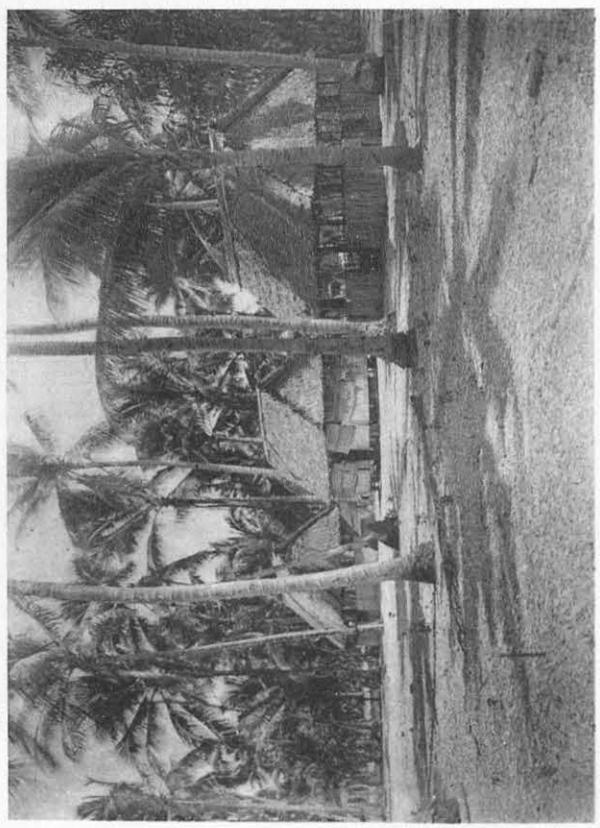
Hambruch phot.

4. Steinsetzung zum Abgrenzen von Grundstücken im Busch



Hambruch phot.

1. Wohnhaus in Tabata.



Hambruch phot.

3. Wohnhäuser in Aiwo.

ander verbindet. Von dieser Querstange führt eine Reihe schräg angeordneter kurzer Hölzer nach oben zu dem ersten außen vorstehenden Mattenhalterpaar, eine andere führt nach unten zum Querholz des Dielenrahmens, das außerdem in der Mitte durch ein Spannholz mit dem Firstbaum verbunden ist. Das äußere Sparrenpaar der *duèn* wird unten durch zwei Bodenpfetten abgeschlossen, die gleichzeitig an der eben erwähnten Reihe unterer Giebelhölzer befestigt werden. Auch die Giebelseite wird mit Matten verkleidet.

Zum Decken des Hauses verwendet man Pandanusmatten. Um einen dünnen Stab aus Hibiskus oder gesplissene Luftwurzeln des Pandanus legt man ein Pandanusblatt neben das andere. Jedes wird einzeln am Stab befestigt, indem man den unteren Teil des Blattes ungefähr 30—40 cm vom Blattansatz entfernt und denselben nach hinten auf den längeren Blatteil zurückschlägt und dann durch die Vorder- und Rückseite des Blattes mit einem knöchernen Pfriem zwei Löcher bohrt, durch welche die dünne Fiederrippe eines Kokospalmblattes gesteckt wird. Ein Pandanusblatt reiht sich in dieser Weise an das andere und alle werden zusammen durch die eine Kokospalmfiederrippe untereinander verbunden. Beim Dachdecken wird eine Schicht auf die andere gelegt und mit einer fortlaufenden Schnur auf den Dachsparren festgebunden. Alle drei bis vier Jahre muß das Eindecken des Hauses wiederholt werden, da vor allem Regen die Blätter allmählich in Fäulnis versetzt und das Mattendach undicht macht.

Das heute gebräuchliche Haus sieht wesentlich anders aus.

Unverändert bleibt daran die Konstruktion des Dachgerüsts, das in der beschriebenen Weise übernommen wird. Doch treten hier auch schon Vereinfachungen auf, indem an die Stelle der zurückliegenden, eingedrückten Giebelwand ein dreieckiges ebenes Schrägdach tritt. Die Plattform mit dem Einsteigelloch ist völlig verschwunden; der Unterbau mit den 4—6 Tragepfählern ist bedeutend erhöht worden; die Stützen sind so lang zugeschnitten, daß man heute in jedes Nauru-Haus aufrecht eintreten kann. Der Hauptpfeiler, *iorap*, wird fortgelassen, oder doch nur sehr selten verwendet. So ähnelt das Haus heute sehr den geräumigen Wohnungen der Gilbertleute (siehe Tafel 24 1—3). Es wird mit Pandanusblattmatten gedeckt und erhält einen Firstschutz aus Kokosblattmatten, die mit quergesteckten Dachnadeln und seitlichen Beschwerstangen auf dem Dache selbst festgehalten werden. Zum Schutz gegen Regen und Wind bekleidet man den Wohnraum mit einer ungefähr 1 m hohen Palissadenwand, *e òròr*, in der auf einer Seite eine breite Türöffnung, *mem*, ausgespart wird. Die Palissadenwand besteht aus glatten Holzlatten, die entweder dicht nebeneinander in den Boden gerammt oder an der Innenseite der Hütte an wagerechten Holzleisten verschnürt werden. Den freien Raum zwischen Dachrand und Wand läßt man offen; nur bei starkem Wind und Regen verhängt man die Luvseite durch Vorhänge aus dachziegelartig übereinanderfassenden viereckigen Matten aus Kokosblatt. Zum Schutz gegen die Bodenfeuchtigkeit errichtet man häufig im Hausraum Bodenplattformen aus

Brettern, die man von der Phosphatgesellschaft kauft; sonst behilft man sich mit dicken Lagen von Pandanusblattmatten. Manche Häuser werden auch auf viereckigen niedrigen Wurfteu aus Korallensteinen und Schotter errichtet; sie werden sauber mit größeren Steinen eingefast und an den Ecken gelegentlich mit Blattpflanzen geschmückt. Angenehm berührt an jedem Nauruhaus die peinliche Sauberkeit und Ordnung, mit der es instand gehalten wird.

Außer den Wohnhäusern gibt es noch Hütten, die besonderen Zwecken dienen. Zunächst sind da die Vorrathshäuser, *e oak in koyi* (Tafel 25,1); alte, leer gewordene, sonst unbenutzt gebliebene Wohnhäuser, finden dazu Verwendung. Hier wird das Brennmaterial, Rohstoffe zur Herstellung von Geräten, Matten, Lebensmittel usw. aufbewahrt. Die Wände sind in diesen Häusern meistens bis unter das Dach aufgeführt oder man schließt wenigstens den sonst offenen Raum zwischen Dachrand und Palissadenzaun mit Vorhangmatten ab.

Die Kanuschuppen, *im en ekuo*, verdienen diesen Namen nicht, denn es sind eigentlich nur niedrige, unansehnliche, flache Gestelle aus vier rohen Pfählen, die oben in eine natürliche Astgabel auslaufen (s. Tafel 4,4 und 25,1). In den Gabeln ruhen lange Stangen, welche untereinander durch Querhölzer, Bretter und abgeschlagene Palmwedel verbunden sind. Sie bilden gleichzeitig das Dach. Unter den Gestellen bewahrt man die Boote auf, während das »Dach« gleichzeitig als Ablage für Körbe, Geräte und dergleichen dient. Praktische Eingeborene verwenden die Dächer auch als Trockenplätze für Kopra. In der Nähe der Häuser trifft man häufig auf die Geräteebäume (s. Tafel 25,1). Diese sind meist abgestorbene Pandanuspalmen oder Hibiskussträucher, deren noch kräftiges Astgewirr vorzüglich als Aufhängehaken für Wasserflaschen, Eßkörbe usw. gebraucht wird.

Schließlich sind die Feldhütten, *e oak in oi*, zu erwähnen. Es sind niedrige wenig sorgfältig ausgeführte Hütten, die zur Zeit der Pandanusreife errichtet werden, um als Koch- und Rasthäuser am Tage und als Zufluchtsstätten während der Nacht zu dienen, da dann die Ernteleute nur sehr selten abends in ihre Dörfer zurückkehren. Gelegentlich hält auch ein im Schutz eines Gebüsches errichteter Windschirm die Unbilden der Witterung ab.

In der Buada-Lagune bemerkt man noch eine besondere Hausform, die auf hohen Pfahlrosten errichteten Wachhäuser. Der Pfahlrost besteht aus 4—6 hohen Pfeilern, die durch einen mit Verschalpbrettern bedeckten Dielenrahmen miteinander verbunden sind. Auf dieser Unterlage wird in der oben beschriebenen Weise ein Haus errichtet, das dem Fischereiwächter zum Aufenthalt und zur Aufbewahrung von Fischereigerät dient (s. Tafel 26,1).

Die Tanz- und Versammlungshäuser, *temaniap* (s. H.-B. I, S. 416), existieren heute nicht mehr. Nach den Mitteilungen der Eingeborenen gleichen sie den großen Prachtgebäuden, wie sie KRÄMER in seinem Werke über Hawaii, Ostmikronesien und Samoa auf Tafel 12 abbildet. Sie wurden von der einzelnen Gaugenosenschaft unter

der allgemeinen Teilnahme sämtlicher Mitglieder errichtet. Diese Hallen sollen sich durch besonders schöne, künstlerische Balkenbindungen aus Schnurwerk ausgezeichnet haben. Tagelang währende Festessen beschloss die mehrmonatliche, oft über ein Jahr dauernde Bauzeit.

Die übrigen erwähnten Häuser brauchen wesentlich weniger Zeit. In drei bis vier Wochen stand früher ein Haus fertig da; heute geht es bei der Verwendung von europäischen Werkzeugen erheblich rascher, zumal man die zeitraubenden Schnurbindungen allmählich durch eiserne Nägel ersetzt. Die gesamte männliche und weibliche Verwandtschaft unterstützt den Bauherrn bei der Errichtung des Hauses (s. H.-B. I, S. 308). Ein in solchen Arbeiten besonders geschickter Mann leitet als Baumeister, *amen enap*, den Bau, bei dem die übrigen ihren Fähigkeiten gemäß zur Hand gehen und arbeiten müssen. Die Bezahlung der Bauleute besteht in freier Lieferung des Essens und einem Festschmause nach Fertigstellung des Hauses.

3. Hausgerät und Gebrauchsgegenstände.

Die Sauberkeit, welche die Umgebung des Nauruhauses auszeichnet, trifft man auch im Innern desselben. Unrat, Speisereste, zerbrochenes Holzgeschirr usw. wird man nicht finden. Alles ist peinlich in Ordnung gehalten; jedes Ding scheint seinen eigenen Platz im Hause zu haben. Der Boden ist zur Hälfte ein wenig aufgeschüttet und erhöht und völlig mit feingeflochtenen, dauerhaften, großen Pandanusmatten bedeckt. Sie ersetzen unsern Dielenboden und dienen auch als Schlafunterlagen. Die eigentlichen Schlafmatten liegen am Tage aufgerollt zusammen mit den Kopfkissen in den Ecken oder an den Wänden des Hauses, wenn sie nicht auf dem primitiven offenen Hängeböden im Dachstuhl eine Ruhestatt finden. Fast in keinem Hause fehlt der Kostbarkeitenkorb (s. S. 22), der heute bei den wohlhabenden Eingeborenen durch eine vom Händler erworbene Kampferholzkiste ersetzt wird. Auf dem Hängeboden und an den Hauswänden, dem Verkehr aus dem Wege gerückt, bemerkt man Haus- und Küchengerät, Eßgeschirr usw. wie Besen, Kokos-, Pandanusschaber, Holzschaber, Wasserflasche, Löffel, Messer, leere und mit Lebensmitteln gefüllte Körbe. An den Dachstangen hängen Ölfaschen, Rollen von Tauwerk, Vogelkäfige, Bündel aus zubereiteten Pandanusblättern, Paddeln, Fischgerät; auch manches Geschirr und Werkzeug, Lampen usw. haben ihren Weg in diese Eingeborenenhütten gefunden.

Auf der nackten Bodenfläche des Hauses errichtet man die Herdstelle. Ein eigentlicher kastenartiger Herd, wie er sonst vielfach in der Südsee gebräuchlich ist, fehlt überhaupt; nur die schwarzgebrannten Korallenstücke, in einer kleinen aschengefüllten Grube verrät die Herdgrube, *eöm*. Solche Herdstellen werden auch gern vor dem Hause angelegt (Tafel 24,2) und das Feuer hinter einem vor Regen und Wind schützenden geflochtenen oder aus Zweigen zusammengesetzten dachartigen Schirm unterhalten. Hier wird am offenen Holzfeuer geröstet und in eisernen Töpfen gekocht. Früher geschah es mit erhitzten Steinen in Holzgefäßen; doch ist diese Kochweise schon seit langer Zeit außer Gebrauch. Auch der Erdofen ist bekannt. Seine Herichtung und Benutzung ist an anderer Stelle (s. Herstellung der Pandanusdauerspeise) ausführlich beschrieben.

Schlafgeräte. Man schläft auf dem mit Matten bedeckten erhöhten Boden. Gegen Mückenstiche schützt man sich durch schwelendes Feuer, oder man kriecht völlig unter die großen, breiten für Stiche undurchdringlichen Schlafmatten, *e pāu*, mit denen

man sich sonst zudeckt. Diese Matten werden aus feinen, schmalstreifigen Pandanusblättern geflochten und sind sehr biegsam und geschmeidig. Jeder Eingeborene bedarf deren zwei: eine als Bettlaken, die andere als Spreitdecke. Gelegentlich bemerkt man in den Hütten Matten mit großen Abmessungen. Diese dienen gewissermaßen als Familienschlafmatten, denn abends kann man Mann, Frau und Kinder unter einer einzigen, solchen Decke schlafend antreffen.

S. Na. 46. Schlafmatte *e pau*. Die Matte ist taftbindig geflochten; die einzelnen Geflechtsstreifen bestehen aus zwei 1 cm breiten übereinandergelegten Pandanusblattstreifen; das Geflecht ist geschlossen und mißt 150 × 90 cm.

Als Nackenstütze benutzt man roh zugeschnittene Holzstücke oder geeignete Korallensteine, die mit einer gefalteten Matte bedeckt werden. Oder man legt den Kopf auf regelrechte Kissen, *e te*, schmale, rechteckige Unterlagen aus Pandanusblattgeflecht, die mit Laubwerk, Gras und Pandanusblattabfällen ausgestopft sind.

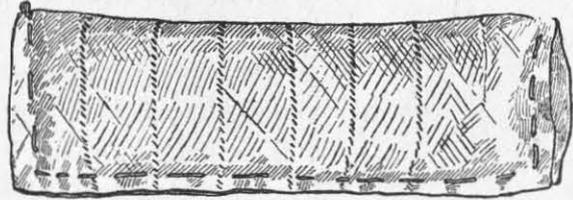


Abb. 105. Kopfkissen, *e te*. S. Na. 37.

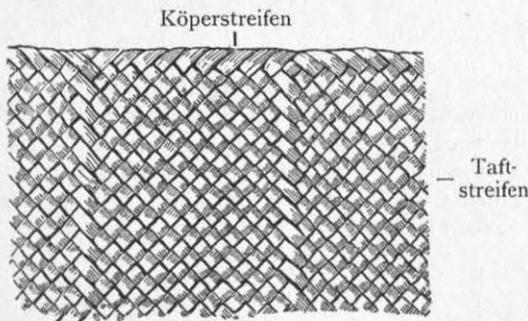


Abb. 106. Geflechtmuster des Kissens.
S. Na. 37. $\frac{1}{2}$ w. G.

S. Na. 37. Kopfkissen, *e te*. (Abb. 105 u. 106). Eine Matte, die ungefähr 30 × 50 cm mißt, wird aus taftbindigen Pandanusblattstreifen geflochten, zwischen die alle 4—5 cm ein körperbindiger Streifen eingezogen wird. Dann faltet man die Matte so zusammen, daß die Querseiten aufeinander liegen und näht mit Heftstichen die Mattenkanten bis auf eine handbreite Öffnung aneinander, die ebenfalls in derselben Weise verschlossen wird, nachdem das Kissen mit Füllmaterial ausgestopft ist. Das Kissen mißt 14 × 47 cm.

Besondere Schlafgestelle oder -Plätze gibt es im Hause für die einzelnen Insassen nicht. Ich bemerkte nichts derartiges; und jeder scheint dort zu schlafen, wo es ihm gefällt oder der andere es erlaubt. Eine Platzeinteilung gibt es also nicht. Ebensowenig sind Sitzgeräte vorhanden. Man hockt mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden und legt beim Sitzen vor dem Hause meistens eine Matte unter.

Koch- und Eßgerät. Mehr als anderswo fällt in Nauru das recht einfache und spärliche Koch- und Eßgeschirr auf. In den letzten Jahren ist dies noch stärker zum Ausdruck gekommen, da während dieser Zeit die Eingeborenen derartig mit europäischen Gegenständen, Töpfen, Tellern, Bechern, Messern, Gabeln, Löffeln, Lampen usw. versehen wurden, daß von den alten ehemaligen Gebrauchsstücken nur noch wenig verwendet und neue überhaupt nicht mehr hergestellt werden. Das ursprüngliche Koch- und Eßgerät wird somit bald der Vergangenheit angehören.

Die Speisen werden z. T. auf dem Herde (s. S. 58) oder in der Kochgrube (s. Abschnitt Nahrungsmittel) zubereitet. Heute sind allgemein Zündhölzer in Benutzung, und nur selten wird das Feuer nach der alten hergebrachten Art entzündet. Es gab

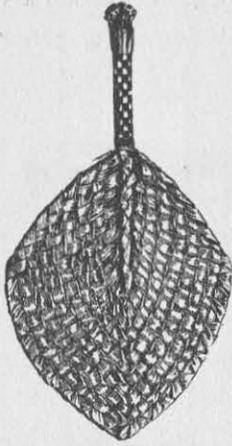


Abb. 107. Fächer.
S. Na. 192. $\frac{1}{8}$ w. G.

zwei Weisen Feuer anzumachen, mit dem Feuerhobel oder dem Feuerquirl. Der Feuerhobel ist das ursprünglichere Gerät. Mit ihm wurde der Sage nach das Feuer überhaupt erfunden (s. H.-B. I, S. 442). Es besteht aus zwei Stücken Hibiskusholz; in dem einen wird eine kleine Rinne hineingefurcht, in der das zweite zugespitzte Holz rasch hin und her bewegt wird; die feinen abgespaltenen Holzsplitter und der Holzstaub erhitzen sich, so daß sie nach kurzer Zeit zu glimmen beginnen. Das Glimmfeuer wird angeblasen und allmählich durch herbeigetragenes trockenes Laub und Holz zur hellen Flamme entfacht. Der Feuerquirl besteht ebenfalls aus zwei Hölzern; einer Unterlage mit einer Vertiefung, in welcher der senkrecht dazu stehende Quirl zwischen den Handflächen schnell hin- und hergedreht wird und in derselben Weise wie beim Feuerhobel das Feuer erzeugt. Zum An-

fachen eines schon unterhaltenen Feuers benutzt man kleine, rautenförmige Fächer, die gleichzeitig als Fliegen- und Mückenwedel dienen.

S. Na. 192. Fächer. (Abb. 107). Der Fächer ist rautenförmig und aus Kokos- und Pandanusblattstreifen angefertigt; der Fächer selbst ist tafbindig und besteht aus Kokosblatt; das Geflecht ist mit Pandanusblattstreifen, die schnurähnlich zusammengedreht sind, durchflochten; die Geflechtsstreifen werden zum Griff vereint; mit dem Fächer selbst ist er durch ein Zopf-

geflecht aus diesen Streifen vereint, während die übrigen frei endenden Geflechtsstreifen z. T. mit tafbindigen schwarzen Hibiskusbast- und Pandanusblattstreifen umflochten werden, wodurch das schachbrettartige Geflechtmuster erzielt wird. Die Länge des Fächers beträgt 30 cm, die Breite 15,5 cm.

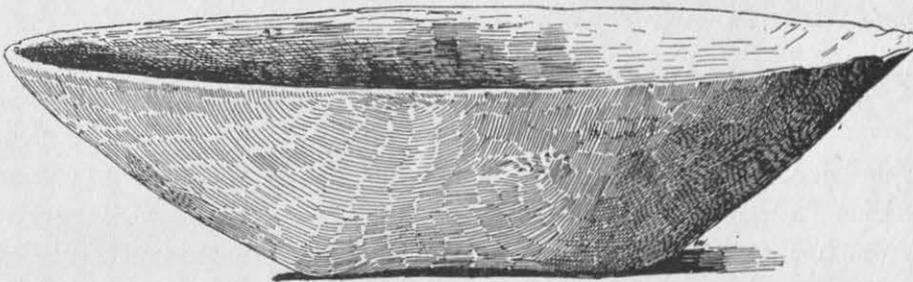


Abb. 108. Holzschale. S. Na. 191. $\frac{1}{8}$ w. G.

Als Koch- und Eßgefäße dienen Holzschalen, die heute vielfach durch eiserne Kessel, Schalen und Töpfe aus Steingut oder Porzellan ersetzt werden; auch leere Konservendosen benutzt man gern als Kochgefäße. Die kleinen Holzschalen werden als Koch- und als Speisenapf verwendet; man ißt entweder einzeln, jeder aus seinem eigenen Napf oder gemeinsam aus größeren Schüsseln. An der Mahlzeit nehmen beide Geschlechter teil.

Die Holzschalen, *tēpi* werden aus einem einzigen Holzstück vom Brotfrucht- oder Calophyllumbaum geschnitzt; sie sind kunstlos und verhältnismäßig klein. Überwiegend sind es niedrige, rundliche, bauchige Gefäße mit flachem Boden, und nur für besondere Zwecke verwendet man bei der Herstellung der Pandanusdauerspeise Langschüsseln.

S. Na. 191. Kahnförmige Schale. (Abb. 108). Die Schale ist aus Brotfrucht Holz geschnitzt. Ihre Länge beträgt 63 cm, die Breite 19 cm und die Höhe 13,5 cm.

S. Na. 176. Holzschale. (Abb. 109 u. 110). Die Holz-

schüssel ist schlecht und unregelmäßig gearbeitet. Der Rand ist elliptisch und an den Enden verdickt; die Wandungen sind ungleichmäßig. Ihre Länge beträgt 44 cm, die Breite 22 cm und die Höhe 13 cm.



Abb. 109. Holzschale. S. Na. 176. $\frac{1}{5}$ w. G.

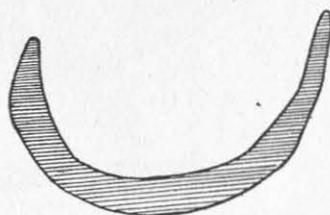


Abb. 110.
Querschnitt der Holzschale S. Na. 176.

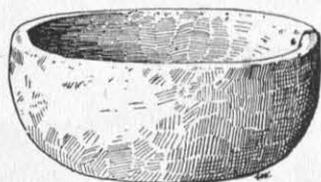


Abb. 111.
Holzschale. S. Na. 177. $\frac{1}{5}$ w. G.



Abb. 112. Querschnitt der
Holzschale S. Na. 177.



Abb. 113. Holzschale. S. Na. 178. $\frac{1}{5}$ w. G.

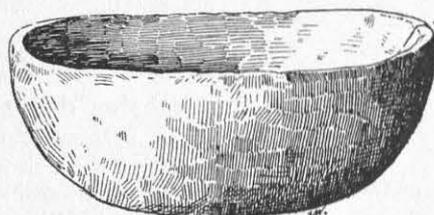


Abb. 114. Holzschale. S. Na. 179. $\frac{1}{5}$ w. G.

S. Na. 177. Holzschale. (Abb. 111 und 112). Die Schüssel ist sehr sorgfältig gearbeitet. Der Rand ist elliptisch; die Wandungen sind nach außen bauchig, gleichmäßig gewölbt und verjüngen sich nach dem oberen Rande hin. Ihre Länge beträgt 21 cm, die Breite 12 cm und die Höhe 9,5 cm.

S. Na. 178. Holzschale. (Abb. 113). Die Schale hat einen elliptischen Rand, der an den Enden verstärkt ist. Sie ist gleichmäßig gearbeitet. Unterhalb des

oberen Randes wölben sich die Wandungen leicht nach außen, um dann flach zum Boden hin abgeschrägt zu werden. Der Boden ist flach. Die Länge mißt 30 cm, die Breite 14 cm und die Höhe 10 cm.

S. Na. 179. Holzschale. (Abb. 114). Die Schale ist ähnlich wie S. Na. 177, nur die Abmessungen sind etwas größer. Ihre Länge beträgt 28,5 cm, die Breite 17 cm und die Höhe 10,5 cm.

S. Na. 180. Holzschale. (Abb. 115 u. 116). Die Schale hat einen elliptischen Rand und leicht gewölbte Wände, dagegen einen stark verdickten Boden. Ihre Länge beträgt 34 cm, die Breite 15 cm und die Höhe 13 cm.

S. Na. 222. Holzrog. (Abb. 117 u. 118). Das Gefäß ist aus einem Baumabschnitt herausgeschnitzt und hat die Form eines langgestreckten Troges. Die Längs-

wände sind niedrig, die Breitenwände schmal und dick; alle Wände sind nach außen leicht gewölbt während der Boden außen flach, innen leicht ausgehöhlt ist. Der Rog wird bei der Bereitung der Pandanusdauerspeise zum Auffangen der Schabemasse von den vorher gekochten Pandanusfrüchten verwendet. Seine Länge beträgt 1,18 m, seine Breite 19 cm.

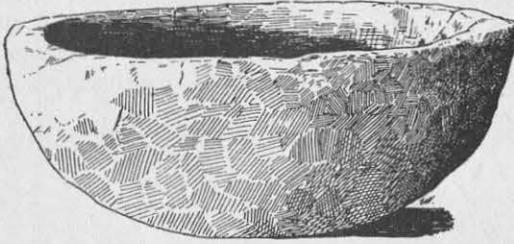


Abb. 115. Holzschale. S. Na. 180. $\frac{1}{5}$ w. G.

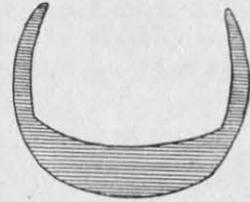


Abb. 116. Querschnitt der Holzschale S. Na. 180.



Abb. 117. Holzrog. S. Na. 222. $\frac{1}{5}$ w. G.

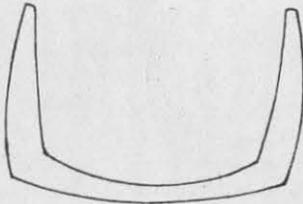


Abb. 118. Querschnitt zum Holzrog S. Na. 222.

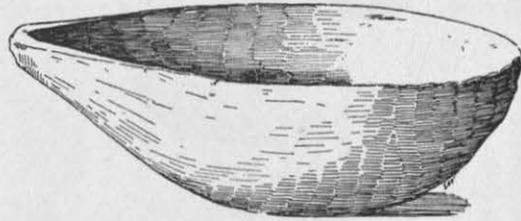


Abb. 119. Trinkschale *e kuën erën*. S. Na. 163. $\frac{1}{2}$ w. G.

Zum Wasserholen benutzt man Kokosschalen. Man verwendet gern die harten, jungen, dünnwandigen Schalen der jungen Nüsse dazu; die drei Keimlöcher werden zu einer einzigen Öffnung erweitert, der Rand geglättet und zweimal zur Befestigung eines Tragbandes durchbohrt. Diese Wassergefäße werden zu Bündeln vereinigt (s. Tafel 25,1) und mehrmals am Tage gehen die Frauen und Mädchen damit zu den Wasserplätzen, um in ihnen das Süßwasser ins Haus zu tragen (s. Tafel 25,3).

Kokosschalen werden auch zu Trinkgefäßen, *e kuën erën*, verwendet. Die Schale, *egani*, wird zu $\frac{3}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ ihrer Größe abgeschliffen, der Rand und die Wandungen geglättet und der Trinkbecher ist fertig (Abb. 119). Der Größe entsprechend unterscheidet man zwei Arten: *tagai nimoï* sind kleine, *tagai tamaüğü* große Trinkgefäße. Nur die Trinkschalen der Vornehmen erhalten Schmuck (Abb. 119 u. Tafel 20,6), der bei den einzelnen Sippen ganz verschieden ausfällt. Diese Schalen sind auch viel sorgfältiger gearbeitet.

S. Na. 163. Trinkschale, *e kuēn erēn*. (Abb. 119). Der Becher ist aus einer birnenförmig gewachsenen Kokosnuß hergestellt, deren Schale man zur Hälfte abgeschliffen hat. Sie ist 17,5 cm lang und 11,5 cm breit.

S. Na. 33. Trinkbecher für temonibe, *ibūr*. (Abb. 120). Die Schale ist mit einem Henkel versehen und aus dem Ganzen einer Kokoschale herausgeschnitten. Der Rand ist in regelmäßigen Abständen von kleinen Löchern durchbohrt, die als Zierleiste dienen, und die ebenfalls zur Befestigung des Schmucks benutzt werden. Dieser besteht aus einem dreimal durchbohrten Haizahn, der durch die mit Fregattvogelfiedern festgehaltenen Spondylus-Scheiben am Rande befestigt ist. Aus der mittleren Spondylus-Scheibe hängt eine entkielte Fregattvogelfeder heraus; seitlich wird der Zahn von zwei Spondylus-Scheiben flankiert. Nur Vornehme dürfen aus diesen Bechern trinken. Der Durchmesser der Schale beträgt 7,5 cm, die ganze Höhe 13,5 cm.

S. Na. 173. Trinkschale für temonibe, *ibūr*. (Taf. 20, 8). Die eigentliche Schale, *egāni*, ist eine zu drei Vierteln abgeschliffene Kokoschale, die am Rande einen Schmuck aus einem einmal durchbohrten Haizahn, *imuān emeē*, erhalten hat, der mit einer *idrua baino*-Schnur befestigt ist; an dieser Schnur hängt nach außen eine entkielte Fregattvogelfeder, deren Bärte ausgezackt sind, *ēotōgogo ibīn oruōr*; zu beiden Seiten

des Zahns sind zwei Spondylus-Scheiben, *ēna*, angebracht. Der Durchmesser der Schale beträgt 7,5 cm.

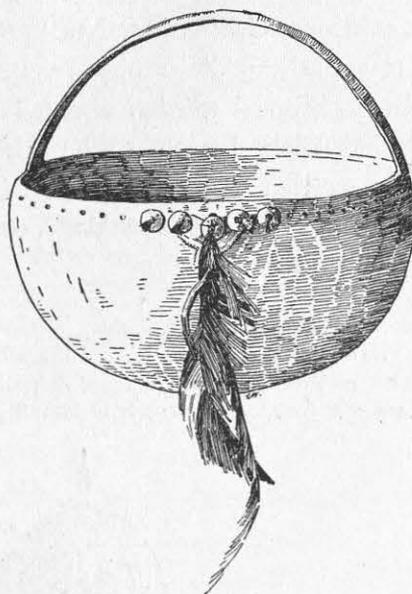


Abb. 120. Trinkschale für temonibe, *ibūr*.
S. Na. 33. $\frac{1}{2}$ w. G.

Als Eßgeräte sind Messer, Gabel und Löffel in Gebrauch, deren englische Bezeichnung auch gleich die Herkunft verrät. Sie finden sich fast in jedem Hause, und nur noch selten trifft man hier und da die ehemals gebräuchlichen Messer und Löffel an, soweit man sich nicht heute wie früher überhaupt der Finger als Haupteßgeräte bedient. Gabeln waren unbekannt; die Messer stellte man sich aus scharfkantigen Muscheln wie z. B. Pinna, dann auch aus Abschnitten von Tridacna und Meleagrina her. Heute verwendet man nur eiserne Messer. Zur Anfertigung der Löffel gebrauchte man ebenfalls Muscheln oder schiff sie aus Abschnitten der Kokoschale wie in Abb. 121.

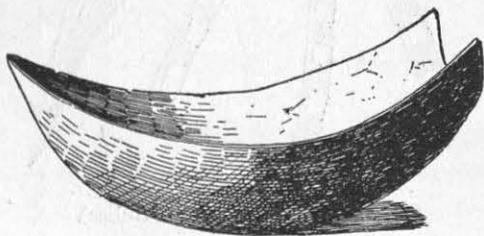


Abb. 121. Löffel, *jekuūr*. S. Na. 186. $\frac{1}{2}$ w. G.

S. Na. 186. Löffel, *jekuūr*. (Abb. 121). In einer Kokosnuß hat man die Öffnungen der Keimlöcher zu einem einzigen großen Loche erweitert, die Nuß zur Hälfte durchgeschnitten, den Kern entfernt und darauf die Längsränder der Schale an beiden Seiten beträchtlich abgeschliffen. Die Länge beträgt 11,5 cm.

Zum Einfüllen von Flüssigkeiten, namentlich von Öl in Flaschen oder andere Behälter gebraucht man Trichter, *te mānab'*, welche man sich mit Vorliebe aus verkümmerten Kokosnüssen herstellt.

S. Na. 187. Trichter, *te mānab'*. (Abb. 122). Von einer kleinen Nuß ist der obere Teil der Schale abgesprengt, der Rand glatt geschliffen, durchbohrt und mit einem Aufhängeband versehen. Die Spitze ist durchlöchert und dient als Ausflußöffnung des Trichters. Die Höhe beträgt 11,5 cm, die größte Weite 8 cm.

Soweit das Salböl nicht in Glasflaschen aufbewahrt wird, die man von den Europäern erwirbt und mit einem Blatt- oder Baststöpsel verschließt, benutzt man dazu Kokosnüsse mittlerer Größe. Der Nußkern wird entfernt, die Wandungen innen und außen geglättet, und nur die wenig erweiterten Keimlöcher der Nuß dienen als Öffnung des Behälters. Stöpsel werden ebenfalls aus Blättern, Bast oder Leichtholz angefertigt. Meist sind solche Flaschen schmucklos, nur die im Besitz von *temonibe* befindlichen Behälter werden sehr reich verziert (s. H.-B. I, S, 217, Abb. 8 und H.-B. II, Abb. 123). Die *temonibe* genießen auch das Vorrecht, den Kofferfisch, *ebuer en bai*, als Ölfaschen benutzen zu dürfen.

S. Na. 11. Ölbehälter für *temonibe*, *egäuer*. (Abbild. 123). Das Keimloch einer jungen Kokosnuß ist ausgebohrt und die Nuß dann längere Zeit auf dem Riffe ausgesetzt worden, um durch kleines Seegetier

langen entkielten Fregattvogelfeder verziert. Ihre Höhe beträgt 16 cm.



Abb. 122.
Trichter, *te mānab'*
S. Na. 187. $\frac{1}{4}$ w. G.



Abb. 123.
Ölbehälter, *egäuer*.
S. Na. 11. $\frac{1}{4}$ w. G.

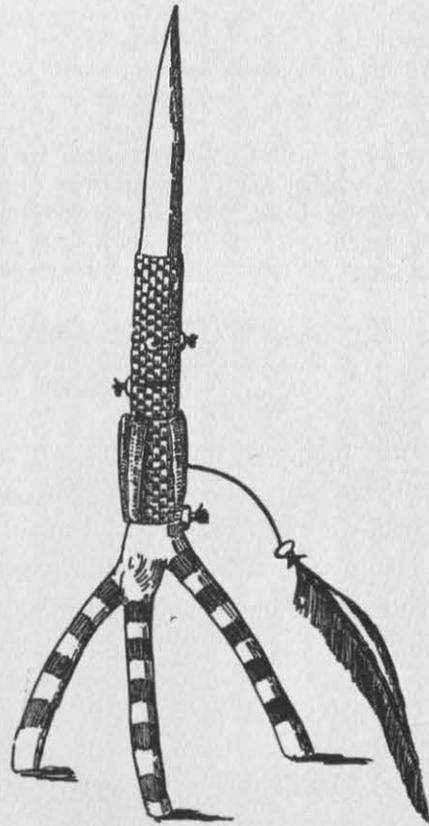


Abb. 124. Zeremonial-Kokosöffner.
Sam. DELAPORTE. (Nach Skizze).

den Nußkern entfernen zu lassen. Der Rand des Loches ist durchbohrt und eine Aufhängeschnur hindurchgezogen. Die Flasche ist mit zwei Anhängern aus einem Pekten-Abschnitt, einer Spondylus-Perle und einer

Zum Aufschlagen und Öffnen der Kokosnüsse verwendet man geeignete Korallensteine oder oben zugespitzte, in den Erdboden gerammte Holzpfähle, an denen man die Außenhülle der Nuß aufspaltet und abreißt. Mit einem geschickten Messerhieb oder Stein versteht man es, darauf die Nuß in zwei gleiche Hälften zu zerteilen, um an den Kern zu gelangen. In den Häusern der *temonibe* bewahrt man Zeremonial-

Kokosöffner auf, die den Knaben kurz nach der Geburt von den Verwandten überreicht werden (s. H.-B. I, S. 248). Sie sind viel zu schwach angefertigt, um je als Kokosöffner wirklich benutzt werden zu können.

Sam. Delaporte. Zeremonial-Kokosöffner. (Abbild. 124). Der Öffner besteht aus einer dreiteiligen Astgabel, deren kurz gestutzte Enden gleichzeitig als Fußgestell für den oben zugespitzten Holzstab dienen. Das Gerät ist aus einem Stück weißen Hibiskusholzes geschnitzt; die Beine sind mit schwarzen Ringen in Brandmalerei verziert, während der eigentliche Öffner an seiner unteren Hälfte mit einem der Länge nach in

Streifen aufgespaltenen Pandanusblatt umwickelt ist. Diese Streifen sind taftbindig von dünnen schwarzen Hibiskusbaststreifen durchflochten. Das Geflecht wird von schwarzen Schnüren festgehalten, die mit Spondylus-Perlen verziert sind. Am unteren Ende des Geflechts sind außerdem zwei Pekten-Abschnitte und eine entkielte Fregattvogelfeder samt einer Spondylus-Perle befestigt.

Der Kokosnußkern wird nur selten so gegessen, wie man ihn aus der Schale bricht. Meist pflegt man ihn zu schaben und zu raspeln. Das geschieht auf dem Kokoschaber, *ekāuuidua*, der aus zwei wesentlichen Teilen besteht, dem Sitzholz und dem Schaber. Als Sitzholz, *ekāuuidua*, verwendet man eine dreiteilige derbe Astgabel, bei welcher der eigentliche Ast als Sitz, die Sprossen als Beine, *nanān*, und der dritte Sproß zur Befestigung des Schabers, *muʻn*, dienen (Abb. 125). Diese Schaber

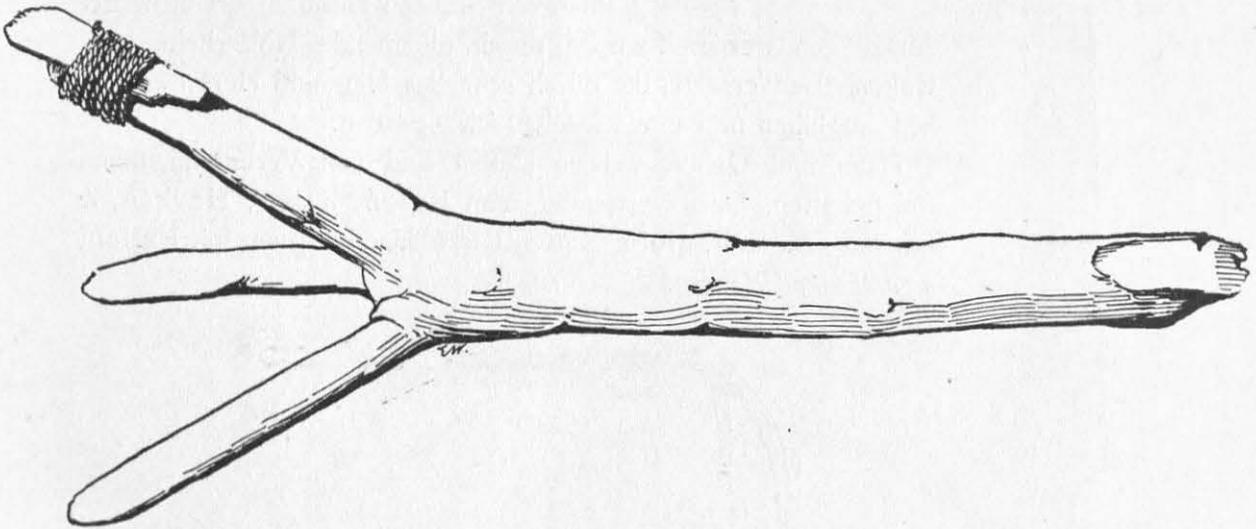


Abb. 125. Kokoschaber, *ekāuuidua*. S. Na. 151. $\frac{1}{3}$ w. G.

bestehen heute aus geschärftem oder gezähntem Bandeisen und wurden früher aus Cardinus- oder Perlmutteruschale hergestellt (s. Abb. 126). Zum Schaben verwendet man gut trockene, völlig ausgereifte und abgelagerte Nüsse. Auf dem Boden wird eine feine Matte ausgebreitet, außerdem flicht man einfache, flache Teller aus Palmblatt als Auffanggefäß der Schabemasse. Man stellt den Kokoschaber auf die Matte, setzt die Blatteller unter die Schabezunge und sich selbst auf das Sitzholz. Eine Nuß ist vorher aufgeschlagen und in zwei Hälften zerteilt worden, deren Nußkern, während er in der Schale verbleibt, durch schnelles Hin- und Herreiben in der gezähnten Schabezunge zerraspelt und als Geschabsel in den Blattellern aufgefangen wird.

S. Na. 151. Kokosshaber, *ekauuidia*. (Abb. 125). Der Schaber besteht aus einer roh zugeschnittenen dreiteiligen Astgabel aus Hibiskusholz, deren nach oben ragender Sproß ein wenig abgeplattet ist. Auf demselben ist ein Stück gezähntes Bandeisern als Schabezunge mit

Kokosbindfaden festgebunden. Die Länge des Geräts beträgt 42 cm, die Höhe 13,5 cm.

S. Na. 162. Schabezunge, *muin*. (Abb. 126). Aus dem Mittelteil einer Meleagrina-Schale ist ein 8 cm langes und 4,3 cm breites Stück herausgeschnitten. Die Seitenwände sind glatt geschliffen, während der vordere Rand gezähnt ist.



Abb. 127.
Besen, *enóup'*.
S. Na. 181. $\frac{1}{4}$ w. G.



Abb. 126.
Zunge eines Kokos-
shabers aus Perl-
mutter. S. Na. 162.
 $\frac{1}{2}$ w. G.

Ausgängen werden Lampen durch glimmende Holzscheite oder Kokoshülsen ersetzt, die durch schnelles Hin- und Herschwenken hell aufglühen und so ein wenig Licht spenden.

Haus und Gehöft werden sauber und von Verunreinigungen frei gehalten. Dazu verwendet man Besen, *enóup'*, Harken, *te nemöna* und Schaufeln. Ratten und Mäuse hält man mit Fallen, *e gatokumóðóðo* fern.



Abb. 128. Harke und Kokospflücker, *te nemöna*.
S. Na. 223. $\frac{1}{10}$ w. G.

S. Na. 181. Besen, *enóup'*. (Abb. 127). Eine große Anzahl ungefähr gleichlanger Rippen von Kokospalmblattnerven wird gebündelt und an einem Ende mit Kokosbindfaden fest umwickelt. Die Länge beträgt 70 cm.

S. Na. 223. Harke und Kokospflücker, *te nemöna*. (Abb. 128). Die eigentliche Harke besteht aus einer zweiteiligen kräftigen Astgabel, deren beiden Zinken gleichmäßig abgeschnitten, zugespitzt und geglättet sind. Der Gabelschaft ist oben etwas abgeschrägt und wird auf dem in gleicher Weise abgeschrägten Stiel

mit drei Umwicklungen aus Kokosbindfaden befestigt. Dieses Gerät wird nicht allein zum Wegharken von Unrat benutzt, sondern dient ebenfalls zum Abstoßen der Kokosnüsse und Pandanusfrüchte von den Palmen. Es ist 190 cm lang, die Zinken haben eine Länge von 20 cm und einen Abstand von 23 cm.

S. Na. 225. Harke, *te nemöna*. (Abb. 129). Acht leicht gebogene Holzstäbe werden unten zugespitzt und fächerartig zusammengelegt, so daß die Zinkenenden auf der einen Seite vereinigt sind, während sie auf der anderen zwischen den Spitzen gleiche Abstände haben. Durch

drei Querhölzer, die durch kreuzweis verlaufende Schnüre auf den Zinken befestigt sind, werden sie untereinander verbunden und gemeinsam an einem langen Holzstiel befestigt. Statt der hölzernen Zinken

verwendet man auch Menschen- und Schweinerippen und befestigt sie in derselben Weise. Die Länge des Geräts beträgt 136 cm, die Zinken sind 28 cm lang, der Abstand zwischen den beiden äußeren beträgt 28 cm.

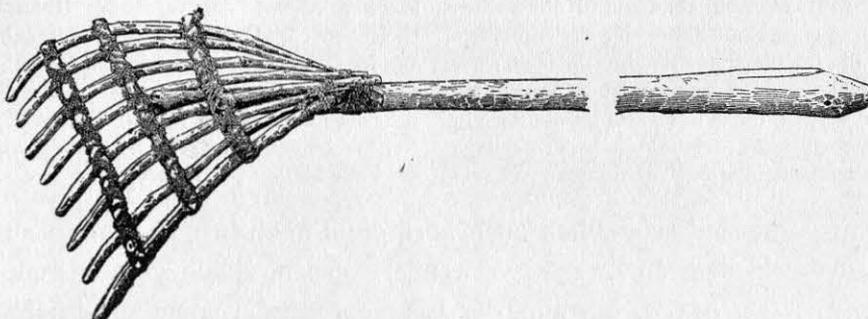


Abb. 129. Harke, *te nemōna*. S. Na. 225. $\frac{1}{10}$ w. G.

Mus. Berl. VI. 16503. Schaufel. (Abb. 130). Obwohl das Gerät einem Spaten ähnlicher ist, kann es als solcher nicht verwendet werden, denn dafür ist das Schaufelblatt viel zu schwach. Es dient zum Fortschaufeln von Unrat und wird am Strande gebraucht, um im Ufersande nach den daselbst verborgenen Korallen und Langusten zu graben. Das Blatt ist

aus Holz, hat elliptische Form und endet oben in einem kurzen stielartigen Ansatz. Derselbe wird mit Kokosbindfaden an einem langen hölzernen Stiel befestigt; außerdem ist das Schaufelblatt zweimal durchbohrt; durch die Löcher sind Schnüre gezogen, die das Blatt am Stielende nochmals befestigen.



Abb. 130. Schaufel, Mus. Berl. VI. 16503.

S. Na. 133. Rattenfalle, *egatō kumōdōdo*. (Abb. 131). An einer dreiteiligen Astgabel ist über den Ast ein Stück zugeschnittenen, angetriebenen Bambus gestülpt.

Dieser Bambus ist am Ende der Oberseite dreimal durchbohrt. Durch das erste Loch ist eine Schnur gezogen, die im Innern des Bambusrohres die eigentliche

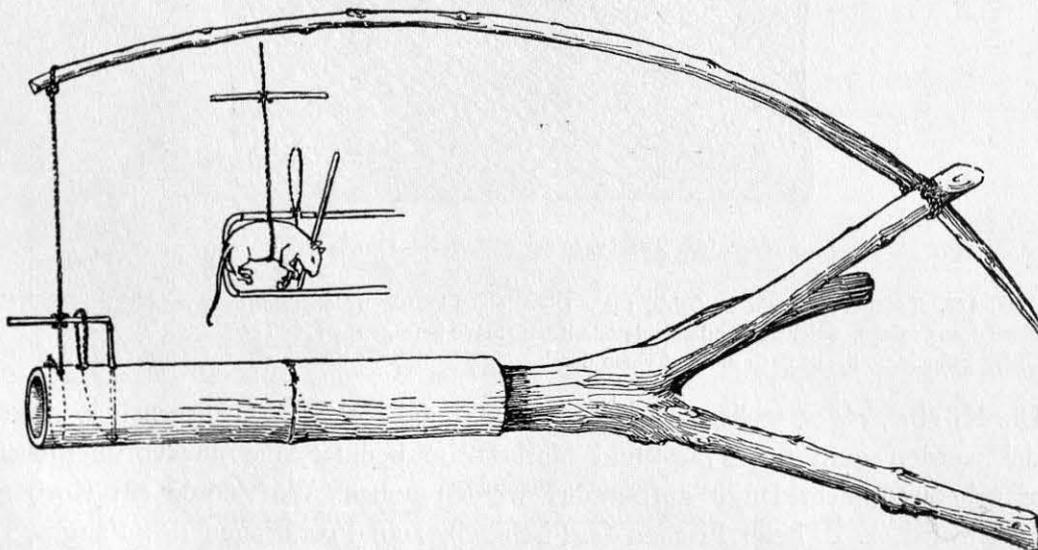


Abb. 131. Rattenfalle, *egatō kumōdōdo*. S. Na. 133. $\frac{1}{10}$ w. G.

Fangschlinge bildet, das andere Ende der Schnur ist an einem biegsamen, geschmeidigen Zweig befestigt, der seinerseits wiederum an einen Sproß der Astgabel gebunden ist. An der eben erwähnten Schnur ist ein wenig höher über dem Bambusrohr ein dünnes Holzstäbchen befestigt, dessen eines Ende durch eine Fadenschlinge gesteckt ist, die innerhalb des Bambus unten in einer kleinen Öse endet. Beim Aufstellen der Falle wird ein Holzstäbchen vertikal durch das dritte Bambusloch in diese Öse hineingesteckt, welche mittels der Schlinge das kleine Querstäbchen und damit den biegsamen Zweig

herabzieht. Die Fangschlinge ist dann weit geöffnet. Der Köder besteht aus geraspelter Kokosnuß, gekochtem Fisch und dergl. Gelangt nun ein Tier in das Bambusrohr an den Köder, so stört es durch den leisesten Anstoß des vertikalen Holzstäbchens das Gleichgewicht der Falle. Dieses Holzstäbchen gleitet aus der Öse heraus und im selben Augenblick schnell auch der biegsame Zweig in seine Ruhelage zurück, zieht die Fangschlinge zu und hält das Tier fest. Die Nebenabbildung veranschaulicht den Fang. Die Länge der Falle beträgt 50 cm, ihre Höhe 31 cm.

Zum Hausgerät sind schließlich auch noch die Taschen und Körbe zu rechnen, die für die verschiedensten Zwecke verwendet werden. Beide werden geflochten. In den Taschen, *tebägabäga*, bewahrt der Eingeborene die unentbehrlichsten Geräte, Geld, Tabak, Pfeife usw. auf. Er trägt sie entweder an einem Bande auf der Brust (s. H.-B. I, Tafel 6,2) oder aufgerollt unter dem Arm.

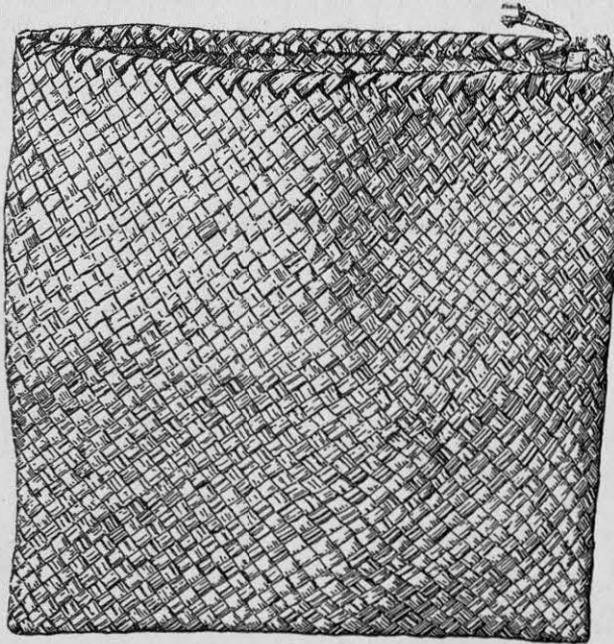


Abb. 132. Tasche, *tebägabäga*. S. Na. 128. $\frac{1}{2}$ w. G.

S. Na. 128. Tasche, *tebägabäga*. (Abb. 132). Die Tasche ist aus feinen, weichen Pandanusblattstreifen taftbindig geflochten. Sie ist flach und hat einen durch

einen kräftigen Geflechtsstrang verstärkten Rand. Ihre Maße betragen: 33×36 cm.

Die Körbe, *ebueŕ*, stellt man aus Pandanus- und Kokospalmblättern her. Kokoswedel werden gern für Trag- und Marktkörbe benutzt, die nur vorübergehend gebraucht und nicht lange aufbewahrt werden sollen. Wo gerade ein Korb gebraucht wird, z. B. beim Fischen (s. Fischerei), zum Fortbringen des Fanges, zur Herbeischaffung der Pandanusfrüchte, reifen Kokosnüsse, Kopa usw. fertigt man

sich im Augenblick die benötigten Körbe an. Von einer Palme wird ein frischer Wedel abgeschlagen, Spitzen- und Ansatzteil werden entfernt und die Fiedern von beiden Seiten tafbindig miteinander verflochten (s. Abb. 133), indem die einzelnen

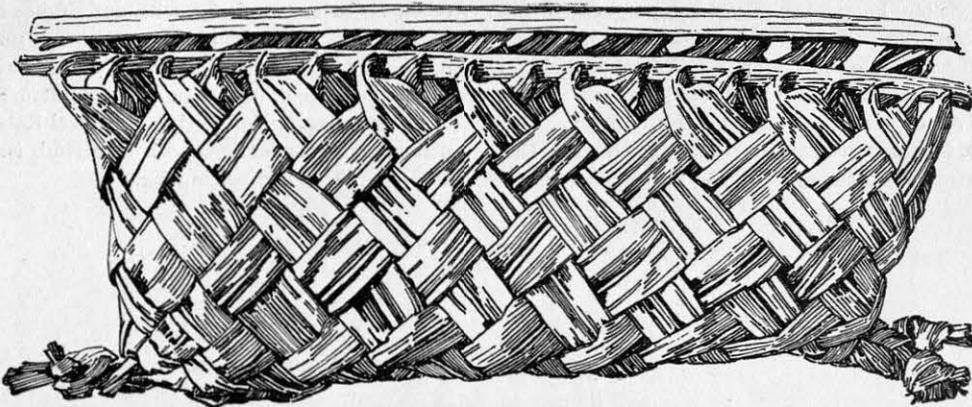


Abb. 133. Tragkorb, *e kädē*. S. Na. 43. $\frac{1}{4}$ w. G.

Fiedern als Geflechtsstreifen abwechselnd einmal von links oben nach rechts unten, dann von rechts oben nach links unten verlaufen; die an den Ecken zunächst noch

z. T. frei endenden Fiederspitzen werden zu einem Zopfgeflecht vereinigt und schließlich verknötet. Damit ist bei einer Beschwerung des künftigen Korbes ein Auseinandergehen des Geflechts verhindert. Das fertige Geflecht ist auf allen Seiten vollständig geschlossen; es wird zum Korb, wenn man die Blattrippe des Wedels der Länge nach aufschneidet, die dann die Korbränder bildet.

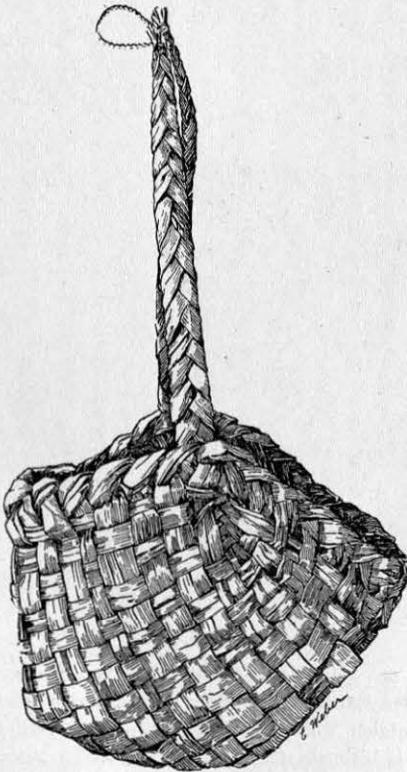


Abb. 134. Hängekorb, *ijedjīnape* S. Na. 35.
 $\frac{1}{4}$ w. G.

S. Na. 43. Tragkorb, *e kädē*. (Abb. 133). Der Korb ist in der soeben beschriebenen Art tafbindig aus dem Mittelstück eines Kokoswedels geflochten. Er mißt 19×52 cm.

Die Körbe, welche länger aushalten sollen und zur Aufbewahrung von Eßvorräten, Speiseresten, Werkzeugen, kleinen Geräten usw. dienen, werden viel sorgfältiger angefertigt. Zu ihrer Herstellung verwendet man ganze Pandanusblätter oder Streifen aus diesem Material. Jeder einzelne Geflechtsstreifen besteht aus zwei über einander gelegten Blättern oder Blattstreifen. Diese Körbe haben sämtlich Aufhängevorrichtungen, die entweder aus demselben Material dem Korbe angeflochten oder mit Schnüren zum Aufhängen versehen werden.

S. Na. 35. Hängekorb, *ijedjinape*. (Abb. 134). Der Korb dient zur Aufbewahrung von Speisevorräten. Er ist tafthändig geflochten; am Rande sind die Geflechtsstreifen zu einem Zopfgeflecht vereinigt und verstärken damit denselben. Durch die Mitte des Randes sind auf beiden Seiten Pandanusblätter hindurchgezogen, die darauf zopfartig zu Tragebändern zusammengeflochten und am Ende mit einer Schnur zum Korbhenkel verbunden werden. Der Korb ist 33 cm breit, seine Höhe beträgt ohne Henkel 29 cm, mit Henkel 63 cm.

S. Na. 137. Eßkorb, *ebuef in ijéji*. (Abb. 135). Der Korb wird zur Aufbewahrung von fertig zubereiteten

Speisen und Lebensmitteln benutzt. Er ist tafthändig, aus schräge verlaufenden Geflechtsstreifen hergestellt. Der Rand ist mit einem Pandanusblatt eingefast, das mit Languettenstichen festgenäht ist. Die schräge von links oben nach rechts unten verlaufenden Geflechtsstreifen ragen an der Außenseite des Korbes frei aus dem Geflechte heraus und bilden so einen Fransenbehang, während die von rechts oben nach links unten verlaufenden Geflechtsstreifen abgeschnitten werden. An die Längsränder des Korbes sind zwei Kokosbindfäden als Tragebänder geknüpft. Der Korb ist 13 cm hoch, 10 cm breit und 20 cm lang.



Abb. 135. Eßkorb, *ebuef in ijéji*. S. Na. 137. $\frac{1}{2}$ w. G.

S. Na. 185. Utensilien-Korb, *egadakua*. (Abb. 136). Der Korb trägt im Ziermuster das Wappen der betreffenden Familie und wird zur Aufbewahrung des Behälters mit Salböl und des Trinkgefäßes gebraucht; auch überreicht man darin bei der Geburt eines Kindes die Säuglingsausstattung (s. H.-B. I, S. 216). Der Korb ist tafthändig geflochten; auf der Außenseite sind

Ziermuster aus schwarzen Hibiskusbaststreifen eingeflochten. Der Rand ist mit einer geflochtenen Borte aus horizontalen Pandanusblattstreifen und vertikal schwarzen Hibiskusbaststreifen eingefast, die mittels Schlingenstichen festgenäht sind. An den vier Ecken des Randes hat man zum Schmuck je eine Fregattvogelfeder und eine Spondylus-Perle angebunden;

ferner sind hier die beiden Aufhängeschnüre befestigt. Die vier Ecken des Bodens haben je einen Anhänger aus miteinander abwechselnden weißen Muschel- und schwarzen Kokos-Scheibchen erhalten, der von einer

doppelten Spondylus-Perle und einer entkielten Fregattvogelfeder abgeschlossen wird. Die Höhe des Korbes beträgt 11 cm, die Länge 17 cm und die Breite 14 cm.

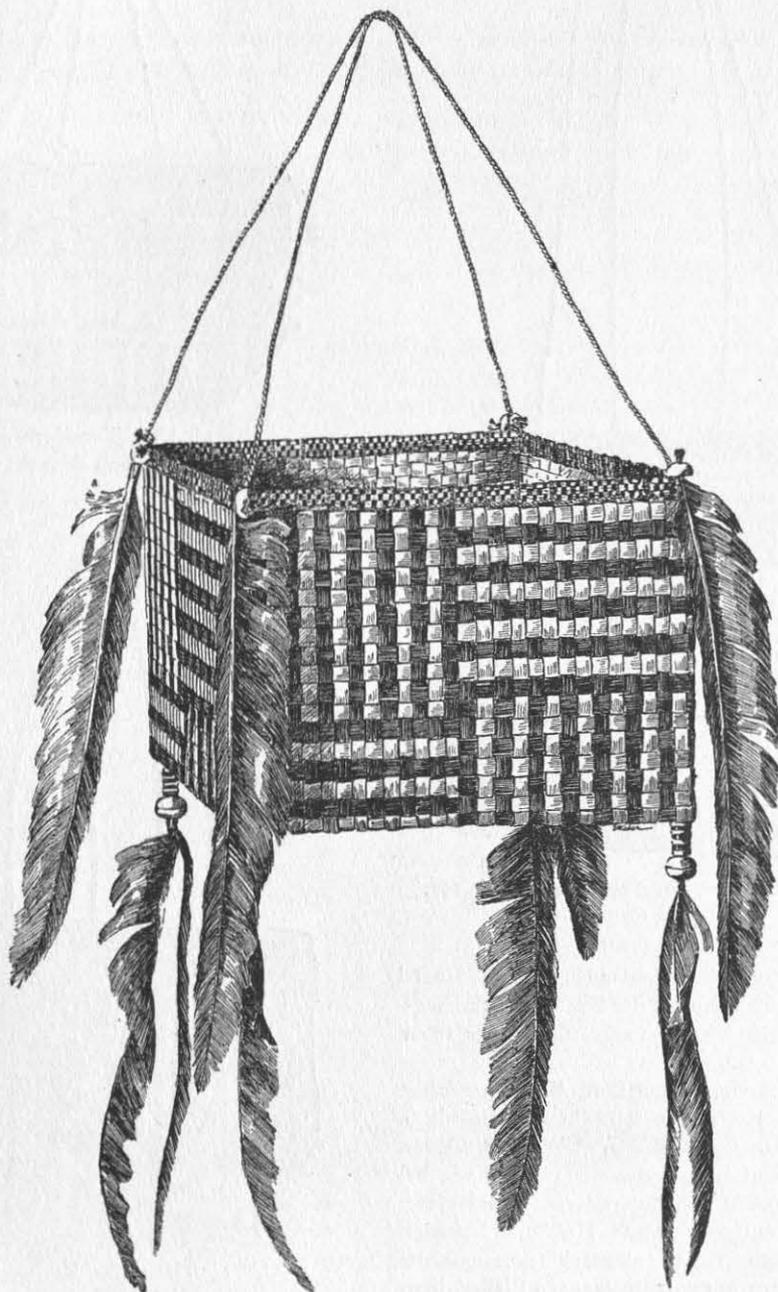


Abb. 136. Utensilien-Korb, *egadaku*. S. Na. 185. $\frac{1}{2}$ w. G.

S. Na. 197. Utensilien-Korb, *egadaku*. (Abb. 137). Der Korb dient denselben Zwecken wie S. Na. 185. Er ist taftebündig geflochten und besteht aus zwei Teilen, dem eigentlichen Korb und dem in derselben Art her-

gestellten Mantel, der in der Mitte durch Geflechtsstreifen mit dem eigentlichen Korb selbst verbunden ist. Der Rand des Korbes und die Ränder des Mantels sind mit Schlingenstichen eingefaßt. Ziernmuster aus



Abb. 137. Utensilien-Korb, *egadakua*. S. Na 197.
 $\frac{1}{2}$ w. G.

schwarzen Hibiskusbaststreifen sind in Korb und Mantel eingeflochten; außerdem hat der Korb zwei Aufhängebänder. Die Höhe beträgt 12 cm, die Länge 15 cm und die Breite 16 cm.

Sammlung Brandeis, Utensilien-Korb, *egadakua*. (Abb. 138). Der Korb ist in derselben Weise wie S. Na. 185 hergestellt und wird zum gleichen Zweck verwendet. Der Rand ist mit derselben Borte wie bei S. Na. 185 eingefast. An der unteren Kante dieser Borte sind einmal durchbohrte Haizähne befestigt, während an den Ecken aufgeschlitzte, entkielte Fregattvogelfedern mit ausgeschlagenen Fiederbärten angebracht sind. Die Seitenkanten werden von Pandanusblattstreifen eingefast, welche mit schwarzen Hibiskusbastfäden am Korbe festgenäht sind. Zum Zierat sind darauf in regelmäßigen Abständen Büschel aus Fregattvogelfedern befestigt. Der Korb hat zwei Aufhängebänder; das Ziermuster der Außenseiten be-

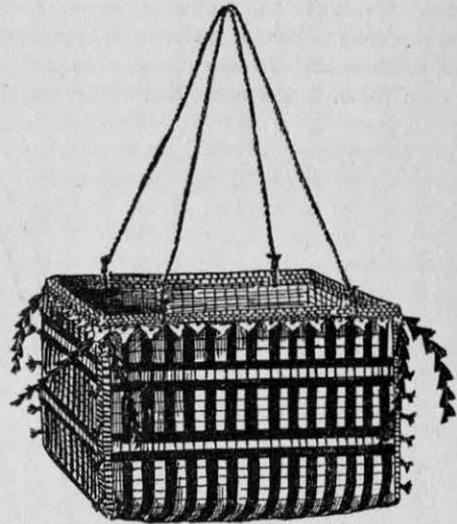


Abb. 138. Utensilien-Korb, *egadakua*.
 Sammlung Brandeis.

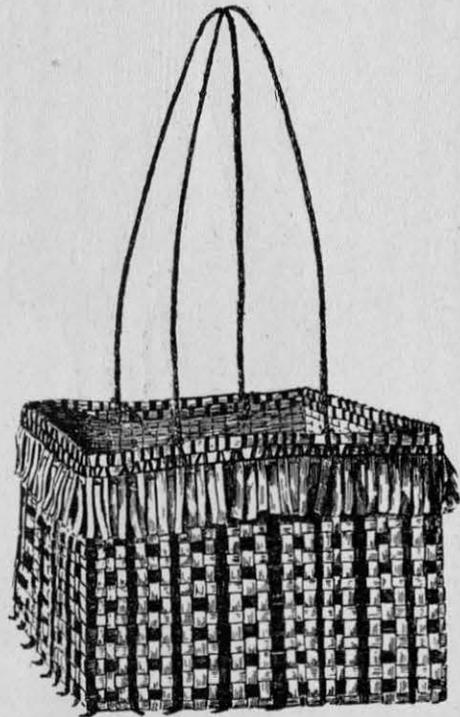


Abb. 139. Utensilien-Korb, *egadakua*.
 S. Na. 184. $\frac{1}{2}$ w. G.

steht aus eingeflochtenen schwarzen Hibiskusbaststreifen.

S. Na. 184. Utensilien-Korb, *egadakua*. (Abb. 139). Der Korb ist in ähnlicher Weise wie S. Na. 185 ange-

fertigt. Er ist taftbindig. Der Rand ist mit Blattstreifen eingefast, die mit schwarzen Hibiskusbastfäden angehängt sind. Unter dieser Borte hängen die vertikalen Geflechtsstreifen frei als Fransenbehang heraus. Das

Zierrmuster besteht aus schwarzen eingeflochtenen Hibiskusbaststreifen. Am Rande sind zwei Schnüre zum Aufhängen befestigt. Der Korb ist 10 cm hoch, 14 cm lang und 12,5 cm breit.

Frau BRANDEIS bemerkt in ihrem Aufsatz über Nauru (Globus 1904), daß die eben beschriebenen Utensilien-Körbe auf der Insel nicht heimisch waren, sondern ihre Herstellung den Eingeborenen von den Europäern gezeigt wurde. Das ist nicht der Fall; denn Nachfragen ergaben das Gegenteil. Anders steht es um die folgenden Körbe, deren Technik auf Nauru nicht heimisch ist und die zur Zeit meiner Anwesenheit auf der Insel nicht mehr vorhanden waren. Sie sind in Form, Aussehen und Herstellung unbedingt Fremdgut; die eigenartige Technik erinnert an chinesische und formosianische Vorbilder.



Abb. 140. Korb. Sam. Brandeis.

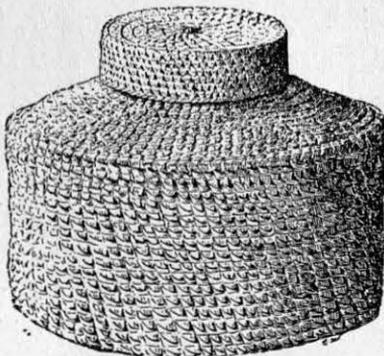


Abb. 141. Deckelkorb. H. M. E. 2175. $\frac{1}{5}$ w. G.

Sam. Brandeis. Korb. (Abb. 140). Der eigentliche Korb besteht aus horizontalen Geflechtssträngen von Hibiskusbast, die untereinander durch schräg verlaufende

fende Geflechtsstreifen aus Pandanusblatt verbunden sind. Diese Streifen haben einen die Flechtart besonders charakterisierenden Verlauf, der im folgenden Abschnitt näher beschrieben ist. Der Korb hat einen Henkel aus einem gebogenen Holzspan, der mit Pandanusblattstreifen umwickelt ist, die der Länge nach mit schwarzen Hibiskusbaststreifen durchflochten sind. An der Außenseite ist der Korb blau betupft.

H. M. E. 2175. Deckelkorb. (Abb. 141). Der Korb wird zur Aufbewahrung von Schmucksachen verwendet. Er ist in derselben Art wie der eben beschriebene Henkelkorb hergestellt, nur liegen die Geflechtsstränge unmittelbar aufeinander, so daß damit das Geflecht geschlossen wird. Der Korb ist zylindrisch, die Oberseite ist leicht abgeschragt und endet in einem zylinderförmigen Halsaufsatz, der einen erheblich kleineren Durchmesser als der eigentliche Korb hat und mit einem Stulp-Deckel verschlossen ist. Die Gesamthöhe des Korbes beträgt 22 cm; der Durchmesser 24 cm, seine Höhe 13,5 cm; der Halsaufsatz ist 5 cm hoch und 13 cm breit.

H. M. E. 3470. Deckelkorb. (Abb. 142). Der Korb ist in derselben Weise wie E. 2175 hergestellt. Der obere Rand ist mit einer Schnur von Maschen bestickt. Der Halsaufsatz ist nur wenig enger als der Korb selbst

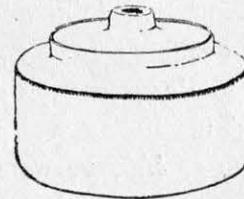


Abb. 142. Deckelkorb.
H. M. E. 3470. $\frac{1}{10}$ w. G.

und wird durch einen Deckel verschlossen, dessen Rand in diesen Aufsatz hineinfast. Er besitzt in der Mitte eine kleine Erhöhung mit einer Öffnung.

4. Werkzeug und Handwerk.

Die Spärlichkeit brauchbaren Materials zur Herstellung von Gebrauchs- und Schmuckgegenständen hat keine hervorragende Entwicklung des Handwerks und der in ihm benutzten Werkzeuge gezeitigt. Mit wenigen Ausnahmen ist der Eingeborene Eigentümer der Rohstoffe und der Werkzeuge und arbeitet meistens nur für seinen Eigenbedarf. Massenherstellung kennt er nicht; und nur wenige Handwerkszweige wie z. B. der Bootbau, die Herstellung der Fischereigeräte, des Salböls und ehemals der Panzer werden von einigen Familien monopolisiert. Im übrigen stellt jeder seinen eigenen Bedarf an Schmuck, Waffen, Matten, Holzschüsseln her, was nicht ausschließt, daß einige besonders geschickte Arbeiter von Konsumenten Aufträge für die Herstellung benötigter Dinge erhalten. Heute werden allerdings die Bestellungen auf Eingeborenen-Erzeugnisse seltener, denn im europäischen Laden kauft man bequemer und billiger, wenn auch nicht besser. Zu einer kleinen Industrie hat sich nur die Mattenherstellung aufgeschwungen, deren Erzeugnisse gern von den Europäern aufgekauft und z. T. von der evangelischen Mission nach Hawaii verhandelt werden. Erwähnenswert, wenn auch von geringer Bedeutung, sind die Anfertigung und Versendung der *ikuan* *iu*-Medizin (s. H.-B. I S. 265). Die Herstellung der Kleidung, des Schmuckes, das Flechten der Körbe und Matten geschieht durch die Frauen, die Bearbeitung des Holzes, Herstellung der Geräte, Geschirre, Waffen, die Zubereitung der bei den Schmucksachen verwendeten Rohstoffe erfolgt durch die Männer.

Werkzeug. Es sei gleich im voraus bemerkt, daß heute das früher gebrauchte Handwerksgerät nur noch in wenigen Fällen benutzt wird. Europäische Hammer, Sägen, Feilen, Hobel, Äxte, Bohrer, Pfriemen usw. sind an seine Stelle getreten. Das ursprüngliche Werkzeug setzte sich im wesentlichen zusammen aus: 1) schneidenden Muscheln, Korallen, Zähnen. 2) Holzhämmern, Muscheläxten. 3) Knochenpfriemen, Nadeln und Drillbohrern. Von diesen Geräten sind die Muscheläxte völlig außer Gebrauch und in Vergessenheit gekommen, während die anderen noch hier und da verwendet werden.

Als Messer, *bidi*, verwendet man Muscheln, kleine Mya-ähnliche, zartrandige Schalen, Pinna, Meleagrina und Cardium. Diese Schalen ersetzen gleichzeitig die Schaber, glattrandige Muscheln werden alsdann künstlich gezähnt (s. Abb. 125).

Hämmer, *amar*¹, stellt man aus dem Hartholz des Calophyllum-Baumes her. Häufig sind es einfache Prügel; doch fertigt man auch sorgfältig gearbeitete, stumpf-

¹ Bezeichnung wohl aus dem Englischen entnommen. Hämmern heißt *bakabakö*.



1. Kanuhaus

Vorratshaus
Gerätebaum

Hambruch phot.



2. Ölpresse in Buada.

Hambruch phot.



3. Brunnen in Aiue.

Hambruch phot.



↑
Ataiauuin

4. Der Wegegeist Ataiauuin. - Phosphatblock.
In der kleinen Vertiefung auf dem Stein wurden die Opfergaben niedergelegt.

Hambruch phot.

kegelförmige Werkzeuge an, die mit einem kurzen Stiel als Handgriff versehen sind. Sie werden namentlich bei der Zubereitung des Pandanusblattmaterials benutzt und dienen ebenfalls in der Küche als Stampfer, beim Zerquetschen der Speisen.



Abb. 143. Holzhammer, *amar*.
S. Na. 175. $\frac{1}{5}$ w. G.

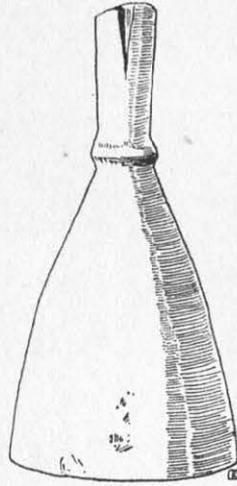


Abb. 144. Holzhammer.
Mus. Berl. VI. 23965. $\frac{1}{5}$ w. G.



Abb. 145. Hammer und Mattenklopfer aus Walknochen.
S. Na. 152. $\frac{1}{5}$ w. G.

S. Na. 175. Holzhammer, *amar*. (Abb. 143). Der Hammer ist aus einem Stück *Calophyllum*-Holz angefertigt. Seine Form ähnelt einem stumpfen Kegel; der Stiel ist kurz und mit einem Knauf versehen. Die Grundfläche des Kegels ist leicht gewölbt. Die Höhe des Werkzeugs beträgt 30 cm, der größere Durchmesser des Kegels 14 cm.

Mus. Berlin VI. 23965. Hammer. (Abb. 144). Der Hammer ähnelt dem eben beschriebenen Werkzeug und besteht aus demselben Material. Stiel und Hammer-

kopf sind durch einen wulstartigen Ring gegeneinander abgesetzt.

S. Na. 152. Hammer und Mattenklopfer, *erortagora*. (Abb. 145). Aus einem Walknochen ist ein Schlagwerkzeug hergestellt, das im großen und ganzen einem Keile ähnelt. Der Hammerkopf ist dicker und breiter als der eigentliche Stiel, in den er unmerklich übergeht. Das Werkzeug ist auf allen Seiten geglättet und abgerundet. Seine Länge beträgt 45 cm.

Die Muschelbeile, *e tereb, eta*, bestehen aus drei Teilen: dem Holzstiel, *i kīm*, der Klinge, *muīn*, und der Bindung, *o kuoren*. Die mir bekannt gewordenen Formen sind Deiβel, und die im Busch gefundenen Klingen passen auch nur zu derartigen Werkzeugen. Es ist daher fraglich, ob ehemals wirkliche Beile und Äxte mit so großen Klingen gebraucht wurden, wie sie aus anderen Teilen der Südsee bekannt sind und ob es eine solche Mannigfaltigkeit gegeben hat, wie ich dieselben von Wuwulu und Aua beschrieben habe. Bei der geringen, kunstlosen Holzver- und bearbeitung genügten die Deiβel technisch vollauf.

Die aufgefundenen Klingen sind klein und treten in zwei Arten auf. Beide werden aus *Tridacna*, *carin beoō*, hergestellt, und zwar mit Vorliebe aus dem Schloßteil alter, fossiler, aus den gehobenen Riffen herausgegrabener Muscheln. Doch verwendet man ebenfalls die allerdings weniger harten rezenten Schalen. Bei der ersten Art ist die Klinge flach und meißelähnlich; die Schneide, *muñ*, ist gerade und hat eine schräge Schleiffläche, nach hinten zu verjüngt sich die Klinge und endet in einer abgestumpften Spitze. Die zweite Art ist seltener; die Klinge ist rundlich und ähnelt einem Hohlmeißel. (s. Abb. 150 u. 151).



Abb. 146. Beilklinge. S. Na. 7.
 $\frac{3}{4}$ w. G.

S. Na. 7. Beilklinge. (Abb. 146). Die Klinge wurde im Busch gefunden und besteht aus rezenter junger *Tridacna*, und ist flachmeißelartig. Ihre ganze Länge beträgt 11 cm, die Länge der Schneide 7,5 cm.



Abb. 147. Beilklinge. S. Na. 161.
 $\frac{1}{1}$ w. G.

S. Na. 161. Beilklinge. (Abb. 147). Die Klinge wurde im Busch gefunden; sie ist flachmeißelartig und wurde aus dem Schloßteil fossiler *Tridacna* hergestellt. Ihre ganze Länge beträgt 6 cm, die Länge der Schneide 4,5 cm.

Der Stiel wird aus einer Astgabel herausgearbeitet; Griff und Klingenslager stehen im spitzen bis rechten Winkel zueinander. Die Bindung der Klinge geschieht in der Weise, daß in das Klingenslager oben eine Kerbe geschnitten wird, die so breit ist, um gerade die Klinge aufzunehmen. Um das Abgleiten der Bindschnüre zu verhüten, wird die Klinge, nachdem sie in die Kerbe eingepaßt ist, mit Baumrinde oder Kokosbast bedeckt; darauf wird die Umwicklung mit kräftigem Kokosbindfaden vorgenommen.

Die Arbeit mit solchen Beilen ist recht mühsam gewesen, denn die Klingen wurden schnell stumpf und brachen zudem sehr leicht entzwei. Das Schärfen der Schneiden nahm man mit Schleifsteinen vor, wozu Steine benutzt wurden, die gelegentlich im Wurzelwerk von Bäumen hoher Inseln antrieben. Sie galten als große Kostbarkeit.

S. Na. 155. Deißel, *e tereb*. (Abb. 148). Der leicht geschwungene Stiel besteht aus *Calophyllum*holz; der Griff ist lang und gekantet, während das Klingenslager sehr kurz ist. Die Klinge besteht aus *Tridacna*, hat eine gerade Schneide und ist mit Kokosbindfaden, dessen

Abgleiten durch eine Unterlage von Kokosbast verhütet wird, auf dem Klingenslager befestigt. Die Länge des Griffes beträgt 36 cm, des Klingenslagers 16 cm und der Klinge 8 cm.

S. Na. 131. Deißel, *eta*. (Abb. 149). Das Werkzeug unterscheidet sich von dem eben beschriebenen nur durch die Art des Stiels. Derselbe ist aus einer Astgabel geschnitten; das Klingenlager bildet mit dem Griff einen spitzen Winkel und läßt deutlich die Befestigung der Klinge in einer Kerbe erkennen. Die Länge des Griffes beträgt 27 cm, des Klingenlagers 10 cm und der Klinge 10 cm.

Mus. Berl. VI. 23906. Deißel. (Abb. 150 u. 151). Das Gerät ist sehr sorgfältig gearbeitet und veranschaulicht die Art der alten Muschelbeile am besten. Der Stiel besteht aus einer Astgabel; Klingenlager und Griff stehen im spitzen Winkel zueinander; die Klinge selbst ist in das Lager eingelassen; die Bindung erfolgt derartig, daß die Klinge zunächst mit einem Stückchen Rindenbast bedeckt und dann von hinten beginnend fest am Klingenlager verschnürt wird. Die Umwicklung führt man hart an das Ende des Klingenlagers heran, faltet dann den Rindenbast nach rückwärts, schnürt ihn nochmals und verknötet den Bindfaden. Die Klinge hat die Form eines Hohlmeißels.

Feilen und Raspeln zum Glätten des Holzes fertigt man aus verschiedenen Steinkorallen an. Die Stücke werden handgerecht zugeschlagen.



Abb. 148. Deißel, *e tereb.*
S. Na. 155. $\frac{1}{5}$ w. G.



Abb. 149. Deißel, *eta*.
S. Na. 131. $\frac{1}{5}$ w. G.



Abb. 150. Deißel.
Mus. Berl. VI. 23906.
 $\frac{1}{10}$ w. G.

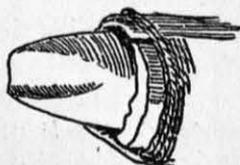


Abb. 151. Befestigung der
Klinge von Mus. Berl. VI.
23906. $\frac{1}{2}$ w. G.



Abb. 152. Feile.
S. Na. 117.
 $\frac{1}{3}$ w. G.



Abb. 153. Raspel. S. Na. 118.
 $\frac{1}{6}$ w. G.

S. Na. 117. Feile. (Abb. 152). Aus einem Block von *Astraea*-Korallen hergestelltes keilförmiges Gerät, das zum Hobeln von Holz und Aufreiben von Bohrlöchern benutzt wird.

S. Na. 118. Raspel. (Abb. 153). Das Werkzeug besteht aus *Astraea*-Koralle und wird zum Hobeln benutzt.

Zum Nähen und Sticken verwendet man Fischgräten und feine Vogelknochen. Die Nadeln werden in verschiedenen Größen und Ausführungen hergestellt, unter denen die Mattennadeln, *eka*, die größten sind.



Abb. 154.
Mattennadel, *eka*.
S. Na. 25. $\frac{1}{2}$ w. G.



Abb. 155. Bohrer.
Mus. Berl. VI. 16530.
 $\frac{3}{4}$ w. G.

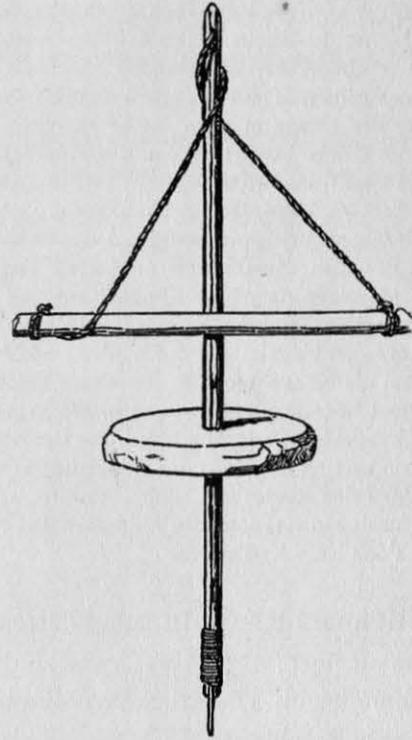


Abb. 156. Bohrer, *e kãibaba*. Mus. Berl. VI. 16531.

S. Na. 25. Mattennadel, *eka*. (Abb. 154). Aus Schweine-
knochen hergestellte 13 cm lange Nadel zum Nähen
der Dachmatten (s. S. 55).

Pfrieme, *e kãmãm*, fertigt man aus Knochen und Madrepora-Koralle an. Zum Bohren gebraucht man zwei Werkzeuge; das eine ist mehr eine Art Vorreiber (Abb. 155), während das andere als Drillbohrer, *e kãibaba*, bezeichnet werden muß. Bei beiden Geräten bestehen die Bohrspitzen ursprünglich aus Seeigel-Stachel, Hai-, auch Delphinzahn oder einem Stückchen Koralle; heute werden sie vielfach durch einen eisernen Nagel ersetzt.

Mus. Berl. VI. 16530. Bohrer. (Abb. 155). In ein dünnes Holzstückchen ist unten ein Haizahn eingelassen und mit Bastfaden befestigt.

Mus. Berl. VI. 16531. Drillbohrer, *e kãibaba*. (Abb. 156). Das Werkzeug hat die allgemein in der Südsee gebräuchliche Form. Es besteht aus der hölzernen Bohrspindel, in die unten die Bohrspitze, *muin*, ein eiserner, geschärfter Nagel eingelassen und mit Kokosbindfaden befestigt ist, aus dem Schwungrad, *e kãibabãn*, und dem Holzgriff, *uon*. Das Schwungrad ist fest auf die Bohrspindel hinaufgeschoben, die oben durchbohrt ist, um das Haltetau für das fingerdicke Griffholz aufzunehmen. Beim Bohren wird das Gerät fest auf den zu durch-

bohrenden Gegenstand (Holz, Kokoschale, Conus-Schnecke, Spondylus-Muschel usw.) aufgesetzt; mit der Rechten faßt man das Griffholz und dreht mit der Linken gleichzeitig das Schwungrad; dabei rollen sich die Halteschnüre des Griffholzes an der Bohrspindel auf und das Griffholz wird nach oben gezogen; beide Hände fassen nun das Griffholz und drücken es nach unten, wobei die Halteschnüre sich abrollen, die Bohrspindel und damit das Schwungrad drehen, dessen lebendige Kraft nun den Bohrer in steter gleichmäßiger Bewegung hält, und die Halteschnüre nach ihrem Aufrollen wieder abrollt usw., bis das Loch fertig gebohrt ist.

Pressen werden nur zur Gewinnung des Kokosöls benutzt. Ein alter Kokospalmstamm wird ca. $1\frac{1}{2}$ m über dem Boden angebohrt und aus demselben eine kindskopfgroße Öffnung herausgeschnitten. Am Boden vor dem Stamme errichtet man zwei Korallenblöcke, die 1 m auseinanderstehen. Sie dienen als Bogen für ein horizontal liegendes Holz, das sich gleichzeitig an den Palmenstamm anlehnt. Im rechten Winkel zu diesem Holz liegt der eigentliche Preßbaum, dessen eines Ende im Loche des Palmstammes festgehalten wird, während das andere frei ist. Beim Ölpresen wird die Kokosnuß zunächst fein geraspelt und in einen Beutel aus Kokosbast geschüttet. Diesen Beutel legt man zwischen die beiden Preßhölzer und stellt eine Holzschale darunter; drei bis vier Eingeborene drücken dann den schweren Preßbaum herunter, so daß durch sein Gewicht der Inhalt des Beutels zerquetscht wird und das Öl herausfließt, um in der Holzschale aufgefangen zu werden. (s. Tafel 25, 2).

Handwerk.

Seilerei. Zur Herstellung von Bindfaden, Schnüren, *e anakabua*, Seilen, *e rea*, benutzt man Kokosfasern, Hibiskusbast, Seegras, Cassythastengel und Menschenhaare. Die ersten drei müssen vor ihrer Verwendung zur Seilerei erst einen Zubereitungsprozeß durchmachen.

Kokosfaser. Die zerschlagenen äußeren Hüllen der Nüsse werden ungefähr einen Monat hindurch in Brackwassergruben eingeweicht. Dann nimmt man die Schalen aus dem Wasser heraus und klopft sie mit Holzhämmern, um so das reiche Fasergewebe zu lockern; die Faserbündel werden hierauf aussortiert, in Süßwasser gewaschen und in der Sonne zum Trocknen ausgebreitet. Die getrockneten Fasern bewahrt man in Päckchen auf und verarbeitet sie nach Bedarf. Dabei hockt der Eingeborene mit untergeschlagenen Knien auf den Boden, zupft aus dem Päckchen kleine Faser-mengen heraus und legt sie zu einem länglichen, lockeren, gleichmäßigen, dünnen Strang zusammen, der dann auf dem Oberschenkel mit der flachen Hand nach einer Richtung hin gerollt wird; auf das faserige Ende der so entstehenden Schnur wird ein anderer Faserstrang angelegt und in derselben Weise festgerollt. So entsteht durch fortwährendes Anlegen neuer Faserstränge eine Schnur, die viele Meter mißt und zu runden Knäulen aufgewickelt wird. Je nachdem die Faserstränge rechts, d. h. auf dem rechten Oberschenkel mit der rechten Hand, oder links, d. h. auf dem linken Oberschenkel mit der linken Hand, beidemale in der Richtung vom Hersteller fortgedreht sind, unterscheidet man rechts- und linksgedrehte Schnüre. Die erste ist die bessere Qualität, härter und straffer als die zweite.

Die so hergestellten Schnüre werden mit einfachen Geräten zu stärkeren Tauen und Seilen verarbeitet. Das geschieht folgendermaßen: In jede Hand nimmt man eine zylindrische, aus Hartholz angefertigte Garnspule, *e benoer*, auf der die Schnüre aufgewickelt sind, und verknotet die lose herabhängenden Enden zu einer Öse, die man an einem Holzapfen am Hause oder an einem abgebrochenen Ast befestigt.

(s. Abb. 157). Dann spannt man die Schnüre straff und dreht sie unter möglichst gleichmäßiger Kraftanwendung umeinander. Linkswindende Schnüre werden rechts herum, rechtswindende links herumgedreht. Und nach Bedarf lassen sich so Taue und Seile beliebiger Stärke herstellen.

S. Na. 134. Seilereigerät, Garnspule, *ε βεννοεῖ*. (Abb. 157). Die Garnspulen sind aus Calophyllum-Holz angefertigt. Es sind rundliche 22 cm lange Hölzer, die

an beiden Enden mit angeschnitzten, scheibenähnlichen Köpfen versehen sind, um das Abgleiten der aufgewickelten Schnüre zu verhüten.

Bei Schmuckstücken verwendet man gern *idrua baio*-Schnur, die aus einem Strang gedrehter Pandanusblattstreifen und einem zweiten Strang gedrehter schwarz gefärbter Hibiskusbastschnur besteht.

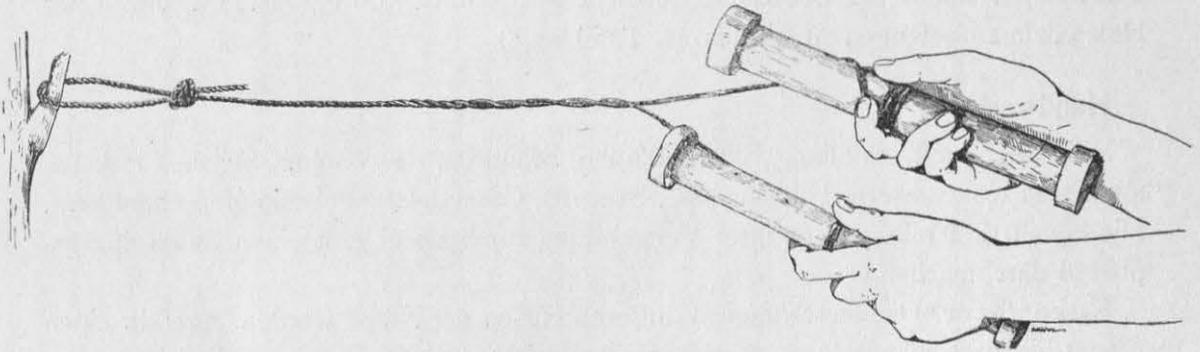


Abb. 157. Herstellung eines Kokosseiles. S. Na. 134. $\frac{1}{3}$ w. G.

Hibiskusfaser. Von jungen Hibiskuszweigen werden Rinde und Bast in Streifen heruntergeschält und beide, die noch ein Ganzes bilden, in Wasser eingeweicht. Nach Verlauf einer Woche schabt man die weichgewordene Rinde mit einer scharfkantigen Muschel ab, und die langen, zähen, faserigen, braunen Baststreifen bleiben übrig. Diese werden an der Sonne getrocknet und in derselben Weise wie die Kokosfasern verarbeitet.

Seegras. Auf dem Riffe wächst ein dunkelgrünes, langblättriges Seegras, das gern zu Netzen verarbeitet wird, da die Schnüre nicht so leicht brüchig werden wie Kokos- und Hibiskusfasern. Das Gras wird hart an der Wurzel abgeschnitten, in Körbe gesammelt und dann an der Sonne getrocknet; die Außenhaut des Blattes wird abgeschabt und das Innengewebe zu Schnüren zusammengedreht.

Cassytha wird von den Strandbüschen gesammelt und ohne weitere Zubereitung verarbeitet.

Menschenhaar. Das abgeschnittene Frauen- (früher auch Männer-) Haar wird zunächst zu feinen Strähnen zusammengeflochten, die darauf nach ihrer Bestimmung zu Schnüren zusammengerollt, oder wenn größere Festigkeit verlangt wird, verflochten werden.

Fregattvogelfiedern. Ein eigenartiges Befestigungsmittel, das als solches nur auf Nauru auftritt, sind die Bärte der Fregattvogelfedern. Sie werden zum Anbinden

der Spondylusscheiben benutzt (s. z. B. Familienwappen). Die Bärte werden von den Federkielen abgelöst, vor der Spondylusscheibe durch deren Befestigungsschnur hindurchgezogen, zusammengefaltet und an den Enden mit Cassythafäden abgebunden.

Weberei.

Es läßt sich heute nicht mit absoluter Gewißheit feststellen, ob die Weberei auf der Insel heimisch gewesen ist. Die übereinstimmenden Berichte von MICHELENA Y ROJAS, SIMPSON und vor allem CHEYNE lassen jedoch ihr Vorhandensein vermuten (s. H.-B. I. S. 12, 13). CHEYNE gibt eine nähere Beschreibung davon; und da seine Nachrichten durchaus glaubhaft und zuverlässig sind, wird die Weberei wahrscheinlich einst auf Nauru bekannt gewesen sein.

Flechtereie.

Das Flechten wird allein von Frauen ausgeübt. Sie sammeln das Rohmaterial ein und bereiten es zu. Im Busch wird das zum Flechten geeignete Blattwerk zusammengesucht und dann für den künftigen Zweck sortiert. Nicht alle Pandanusarten liefern brauchbares Material, sondern nur bestimmte Palmen, deren besondere Qualitäten den Eingeborenen genau bekannt sind. Nachdem den Blättern die Spitzen abgeschnitten sind, werden sie in großen Bündeln nach Haus geschleppt und zunächst im Freien getrocknet. Dann feuchtet man sie wieder an, trennt die Blattrippe heraus und glättet die Blätter, indem man sie über eine scharfe Holzkante oder den Rand einer Muschel hinwegstreift. Das Blatt rollt dabei zusammen, und wird mehrmals, um es zu strecken, einmal auf-, dann wieder rückwärts gerollt bis es glatt und eben ist. Die Stacheln der Blattkanten schneidet man ab, wickelt sämtliche Streifen zu einer großen, flachen, radähnlichen Scheibe auf und bewahrt sie zunächst auf. Bei Bedarf entnimmt man dieser Materialrolle die nötigen Blattstreifen und zerlegt sie durch Aufspalten in gleichmäßig breite Flechtstreifen, wie es die Herstellung des Gegenstandes nötig macht.

Neben Pandanusblättern verwendet man auch Kokosfiedern; doch sind Flechtwerke aus diesem Material grob und leicht vergänglich. Als Zier- und Einflechtstreifen der Flechtwerke benutzt man naturfarbenen, schwarz, braun oder rot gefärbten Hibiskusbast.

Aus Pandanusblatt werden Hüte, Deckelkörbe, Schlafmatten, Decken und Schwangerschaftsmatten hergestellt; Fächer, Augenschirme, Tragkörbe, Fischkörbe verfertigt man aus Kokospalmfiedern.

Die Flechttechnik ist einfach, und nur in wenigen Fällen kompliziert; z. T. läßt sie recht kunstvolle Erzeugnisse entstehen.

Unter Benutzung der von LEHMANN-Frankfurt in Vorschlag gebrachten und immer mehr sich einbürgernden technischen Ausdrücke gibt es:

⁶ Hambruch: Nauru.

1. Geflechte aus Geflechtsstreifen vorwiegend zweifacher Richtung I. A. a. α .

Überwiegend sind die Flechtwerke Naurus taftbindig, gelegentlich köperbindig (s. Abb. 69) und zwar werden sie meistens aus horizontalen und vertikalen, seltener aus schräg verlaufenden Geflechtsstreifen hergestellt. Die Geflechtsstreifen sind nur sehr selten einfach, sondern bestehen vorwiegend aus zwei gleich breiten, übereinander gelegten Streifen. Die Matten pflegt man im Geflecht durch farbige Einflechtsstreifen (s. Abb. 158 a u. b), ferner durch Über- und Zwischenflechtungen zu verzieren, ganz abgesehen von dem etwa angenähten Zierat.



Abb. 158 a.

Taftbindige Matte mit schwarzen Einflechtsstreifen.

Formel: I. A. a. α . + E.

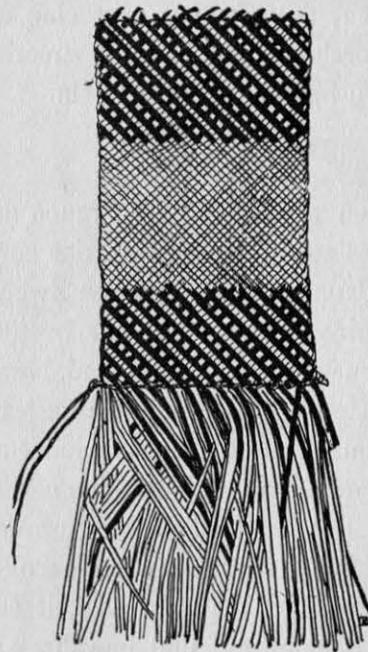


Abb. 158 b. Angefangene Matte aus schrägen Geflechtsstreifen; Abbinden des Randstücks.

Mus. Berl. VI. 14612 b.

Herstellung der Schwangerschaftsmatten.¹

Von den Pandanusblattrollen wird eine Anzahl Blätter losgelöst und in möglichst gleich breite Streifen, die Geflechtsstreifen, *erinapānab'*, aufgespalten. Zwei derartige Geflechtsstreifen werden zu einem zusammengelegt, *epojīda*; sie sind überwiegend hellfarben, *itubir̄*, doch wählt man gelegentlich als unteren Geflechtsstreifen auch braune Blattstreifen. Je nach den Erfordernissen des zu flechtenden, *epōtion*, Ornamentes, erhalten einzelne Geflechtsstreifen noch einen dritten Einflechtstreifen aus Hibiskusbast, der gern schwarz, *e karēare*, gefärbt wird. Diese Geflechtsstreifen werden vorwiegend taftbindig untereinander verbunden. (Abb. 159). Das Geflecht besteht meistens aus horizontalen und vertikalen, seltener aus schräg verlaufenden Streifen. (Abb. 158 b).

¹ s. auch S. 22 ff.

Eine große Anzahl Matten wird in drei Teile geschieden, in Mittelstück, Randstück und Kante. (s. Abb. 162). Rand- und Mittelstück sind durch eine sich um die Geflechtsstreifen verzwirnende dünne Schnur von einander getrennt. Die Flechterei des Mittelstücks setzt man in derselben Weise fort, oder man spaltet, *ejija*, die Geflechtsstreifen,

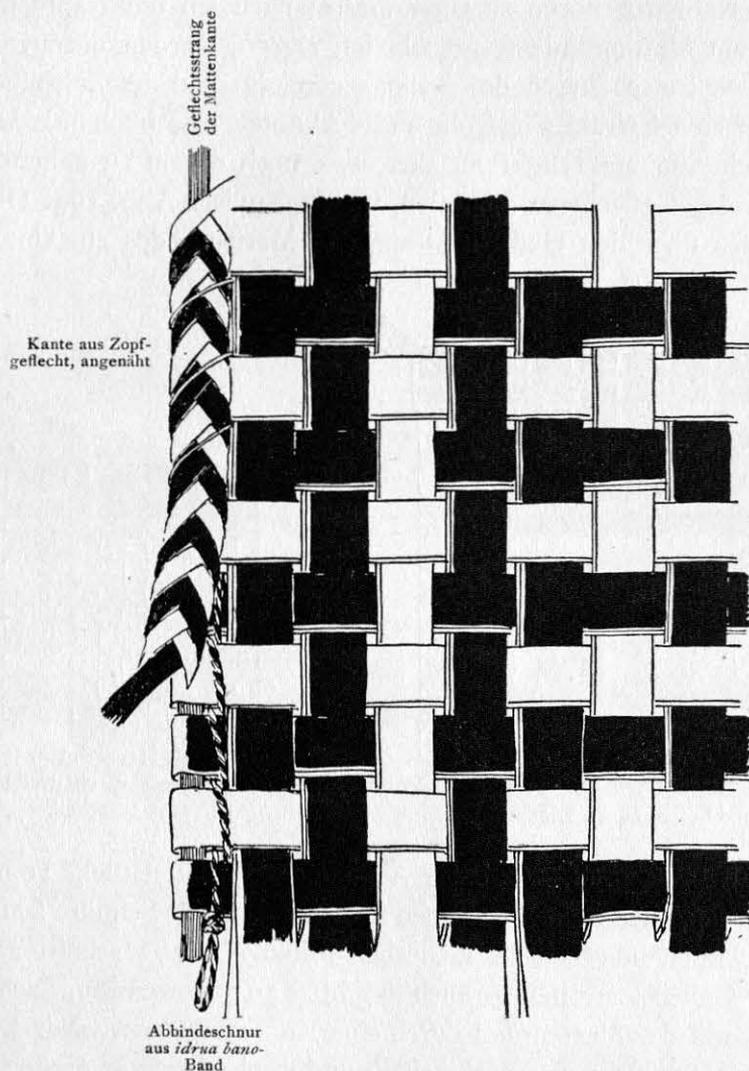


Abb. 159. Matte. S. Na. 56
mit Kante aus Zopfgeflecht I. A. a. α . $\frac{1}{2}$ w. G.

ejija, nochmals, um am Randstück ein dichteres Geflecht zu erzielen (s. Abb. 162). Alle Geflechte der Matten sind geschlossen; das geschieht in der Weise, daß am Mattenrande ein Geflechtsstrang aus Kokosschnur oder Hibiskusbast eingelegt wird, um den jeder Geflechtsstreifen herumgelegt, *etimédu*, (s. Abb. 159 u. 162) und dann abgeschnitten wird. Die dicht nebeneinanderliegenden Geflechtsstreifen verhindern das Abspringen eines einzelnen Streifens. Zuweilen endigt damit die Flechterei einer Matte;

da die heraustretenden, kurz abgeschnittenen Geflechtsstreifen jedoch unschön wirken, verdeckt man sie vielfach durch eine besonders geflochtene Kante. Gern stellt man sie aus einem Geflecht der Art II. A. b. her, aus vier bis fünf Strängen, die taftbindig durch ein fortlaufendes Flechtband (s. Abb. 162) verbunden werden. Vier derartig geflochtene Kanten gehören zu einer Matte; nachdem die Kante mit großen Schlingenstichen am Mattenrande festgenäht ist, *erētidi*, werden die an den Ecken zusammenstoßenden freien Enden der Stränge vereinigt und auf denselben die Befestigungsfäden in eine Spirale eingerollt und verknotet. (s. Abb. 162). Diese Fortsätze dienen gleichzeitig als Träger für den etwa noch darauf zu nähenden Zierat. Eine andere Art, das Geflecht zu schließen, veranschaulicht Abb. 163. Hier werden die Geflechtsstreifen über den Geflechtsstrang des Mattenrandes zur Unterseite der

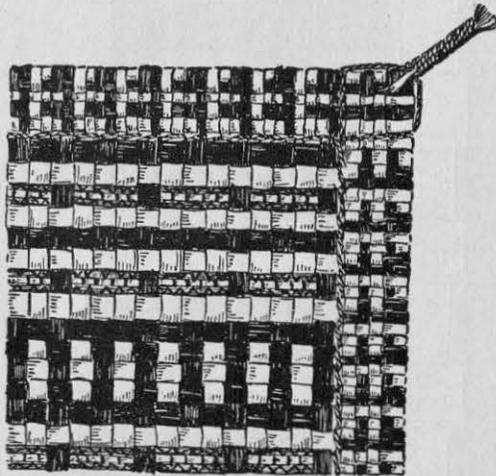


Abb. 160. Matte S. Na. 55. Oberseite mit schwarzen und besponnenen Einflechtstreifen.

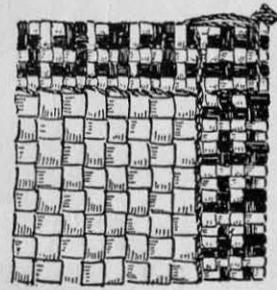


Abb. 161. Matte S. Na. 55. Unterseite, Einflechtstreifen nur am Randteil.

Matte hin gefaltet und darauf, wie beim Abbinden des Mittelstücks vom Randteil, durch zwei um die einzelnen Geflechtsstreifen sich verzwirnende Schnüre festgebunden; der dann noch überstehende Teil der Geflechtsstreifen wird abgeschnitten. Diese Befestigungsart der Geflechtsstreifen ist auch in Abb. 159 angewendet, welche auch die zweite Art zeigt, wie der Mattenrand durch eine Kante verstärkt wird. Letztere besteht aus einem Zopfgeflecht von zwei weißen und zwei schwarzen Geflechtsstreifen, das mit Schlingenstichen am Mattenrande befestigt wird.

Die Einflechtstreifen werden meistens an der Oberseite der Matte angebracht, während dies an der Unterseite nur in wenigen Fällen geschieht; das Muster weicht dabei gelegentlich von dem der Oberseite ab (s. Abb. 54 u. 55); häufiger sind die Randteile der Unterseite mit Einflechtstreifen versehen, deren Muster denen der Oberseite entsprechen. (s. Abb. 160 u. 161). Diese Streifen bestehen fast immer aus Hibiskusbast, der schwarz, gelegentlich auch rot oder braun gefärbt wird; vereinzelt werden auch Pandanusblattstreifen eingeflochten, wie z. B. bei S. Na. 55 (s. Abb. 160),

wo der dreigeteilte Einflechtstreifen außerdem mit schwarzen Hibiskusbastfäden umspinnen ist.

Eine komplizierte und neue Flechtart ist die Zwischenflechtung (U c β 2) der Matte S. Na. 95 (Abb. 86 und 163). Hier ist der Mattenrand durch eine Borte verstärkt, die aus zwei Paaren Geflechtsstreifen, schwarzem Hibiskusbast und gelben Pandanusblattstreifen bestehen. Über die Unterseite der Matte sind zwei dünne, einander parallele Schnüre als Geflechtsstränge gespannt; die Geflechtsstreifen des Zwischenflechts verlaufen so, daß sie stets über zwei senkrecht zur Richtung dieses Zwischen-

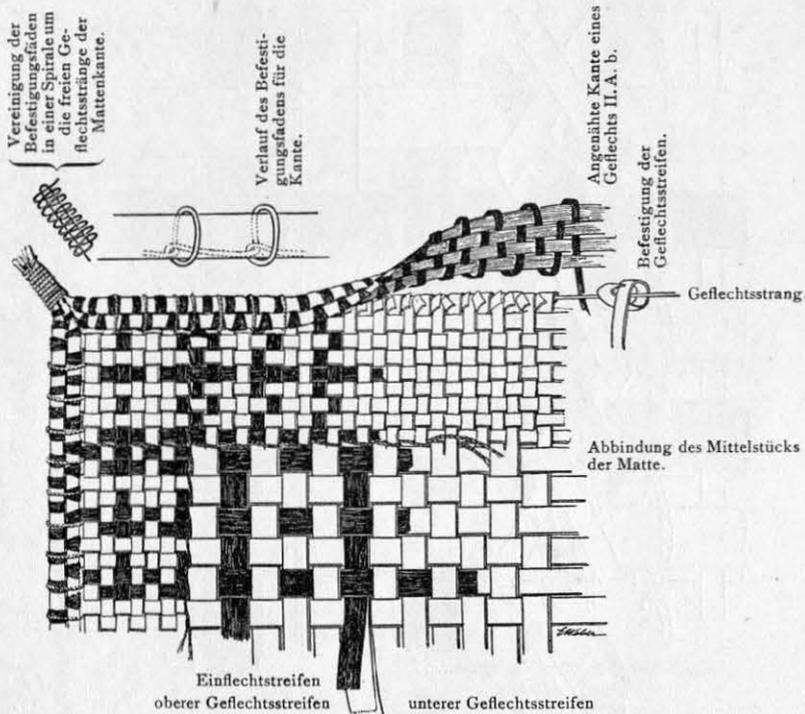


Abb. 162. Matte S. Na. 69. Geflechtsstreifen am Randteil aufgespalten, $\frac{1}{1}$ w. G.

geflechts verlaufenden Geflechtsstreifen des Grundflechts ausgreifen; schwarze und weiße Geflechtsstreifen wechseln mit einander ab, und der Verlauf eines solchen wird von dem anderen im Spiegelbild wiederholt. Ein einzelner Geflechtsstreifen verläuft folgendermaßen. Er beginnt rechts oben¹ auf der Oberseite der Matte und läuft schräge nach links unten, indem er über zwei horizontale Geflechtsstreifen des Grundflechts und zwei Zwischenflechtstreifen, die von links oben nach rechts unten verlaufen, hinweggreift, *e kamāmāi*; alsdann wird er so gefaltet, daß er diesen Geflechtsstreifen parallel läuft, und zwischen die beiden Schnur-Geflechtsstränge an der Unterseite der Matte nach rechts hindurchgezogen, und wiederum zum schrägen Geflechtsstreifen gefaltet wird, der wieder an der Oberseite der Matte in der eben beschriebenen Weise verläuft.

¹ Bei dem dazu gehörigen Zwillinggeflechtsstreifen ist links zu setzen usw.

Bemerkenswert sind die Maßnahmen zur Verstärkung eines Mattenrandes und Herstellung der gezähnten Kante. Sie werden in den Abbildungen 164—167 besser im Bilde erläutert als es einer Beschreibung mit Worten gelingen dürfte. Abb. 164 ver-

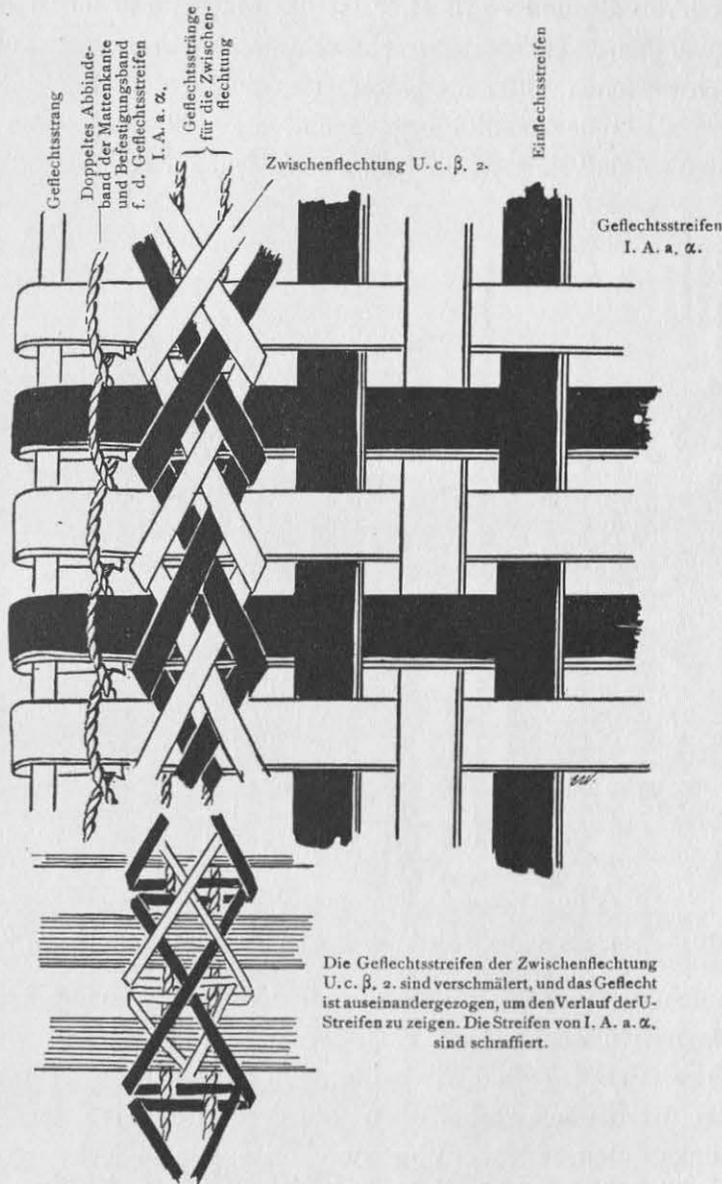


Abb. 163. Matte S. Na. 95 mit Zwischenflechtung. $\frac{2}{1}$ w. G.

anschaulicht die Verstärkung der Mattenkante; die Geflechtsstreifen der taftbindigen Tanzmatte S. Na. 126 bestehen aus zwei aufeinandergelegten Pandanusblattstreifen, die am Breiten-Rande der Matte einmal gebrochen werden, so daß ihre neue Richtung senkrecht zur alten steht, in der sie beim Erreichen des Längsrandes nochmals in derselben Weise gebrochen wird; die Streifen nehmen somit ihre alte Richtung wieder

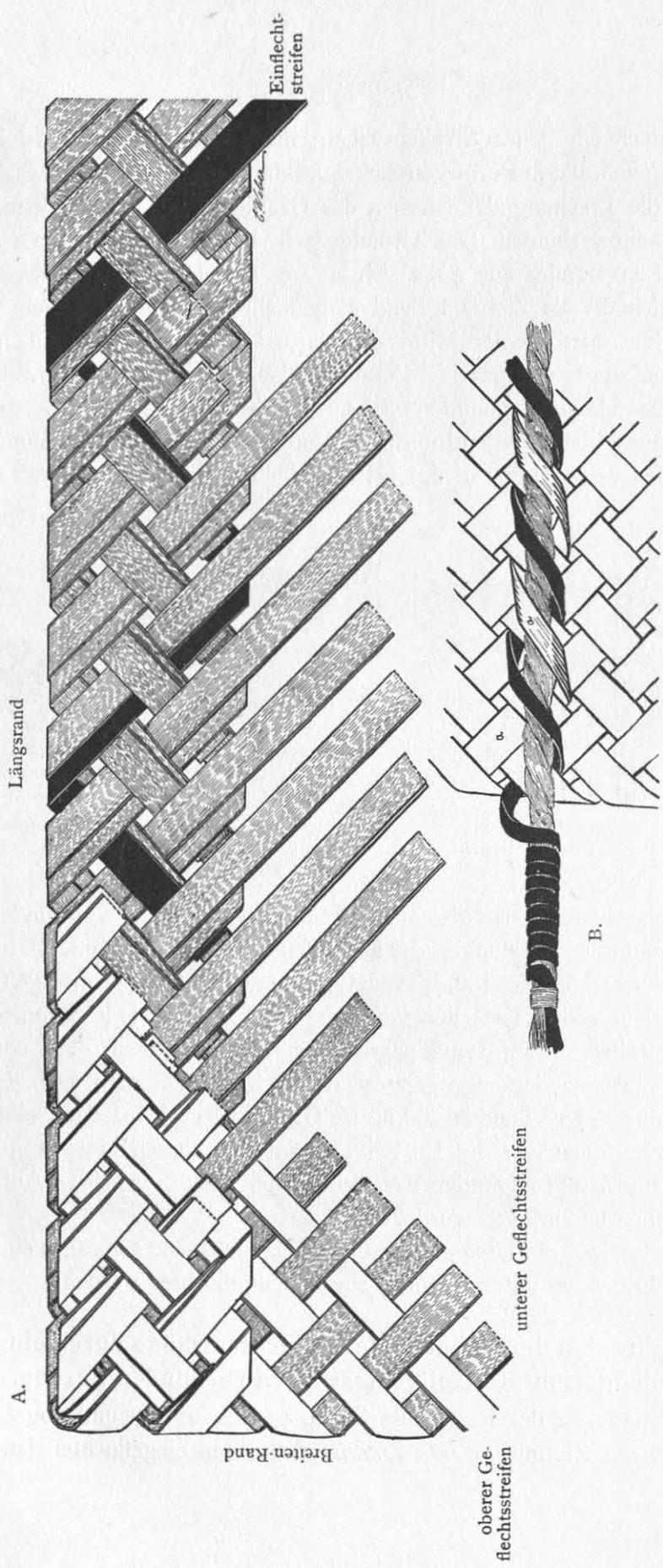


Abb. 164. Verstärkung eines Mattenrandes (S. Na. 126) und Befestigung der Tragschnur. $\frac{1}{1}$ w. G.

auf, bilden jedoch ein neues Streifensystem; das entsteht durch Einziehen zweier neuer Flechtstreifen, die in Form von Zickzack-Bändern eingeflochten werden und die beiden durch die Brechung der Streifen des Grundgeflechts entstandenen Streifen-systeme taftbindig verbinden. Das Grundgeflecht besteht somit aus 2×2 , die Verstärkung des Längsrandes aus 4×2 sich kreuzenden einzelnen Geflechtsstreifen, zu denen der gleichfalls als Zickzack-Band eingeflochtene Zierstreifen aus schwarzem Hibiskusbast hinzutritt. In der Mitte der Matte ist das Tragband aus gedrehtem Hibiskusbast befestigt; das geschieht in der Weise, daß ein Geflechtsstreifen (a) aus dem Flechtverband herausgenommen wird, und nun je einen Geflechtsstreifen entgegengesetzter Richtung überspringend in Spiralen um die Tragschnur geschlungen und in das Geflecht wieder eingezogen wird. Die Enden der Tragschnur werden mit schwarzem

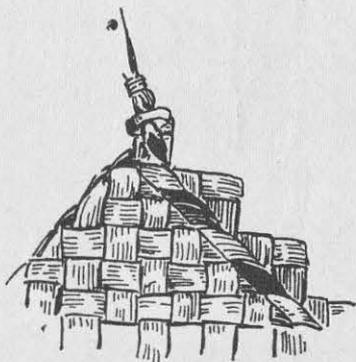


Abb. 165. Eingezogener Geflechtsstrang zur Verstärkung der Kante. S. Na. 189.

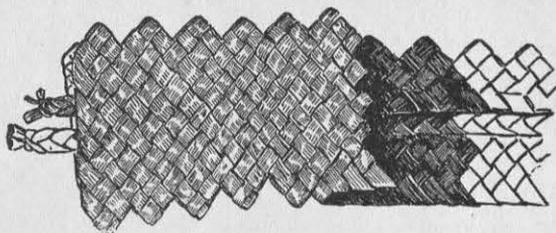


Abb. 166. Gezähnte Ränder eines geflochtenen Schmuckbandes. S. Na. 188. $\frac{1}{2}$ w. G.

Hibiskusbast abgebunden, das gleichfalls in Spiralen um dieselbe gewunden wird und den Zwischenraum der Windungen des a-Streifens ausfüllt (Abb. 164, B). In derselben Weise ist die Verstärkung des Randes vom Geflechtstück S. Na. 189 erfolgt. (Abb. 165).

Abb. 167 erläutert die Herstellung des gezähnten Randes; jeder Zahn besteht aus vier Geflechtsstreifen, die am Rande paarweise gebrochen werden; die Richtungen der beiden Paare sind einander entgegengesetzt; die Streifen werden nach dem Umlauf taftbindig miteinander verbunden und in das Grundgeflecht wieder mit eingeflochten.

Abb. 168 veranschaulicht die Entstehung eines gezähnten Mattenrandes wie in Abb. 167 mit der darauf folgenden Verstärkung der Kante, wie sie in Abb. 164 sich darstellt und oben beschrieben wurde.

Abb. 166 zeigt, wie die Längsränder eines Schmuckstückes gezähnt sind, und die Zähne an den Enden am unteren Rande zusammengeflochten werden.

2. Geflechte, bei denen parallele Geflechtsstränge durch einander gleichgerichtete Geflechtsstreifen verbunden werden.

In H.-B. I. S. 321 ist der Festschurz S. Na. 42 beschrieben und abgebildet, dem am Tragbande das Ziermuster *ir'n camuit* = Aalgräten eingeflochten ist. Abb. 169

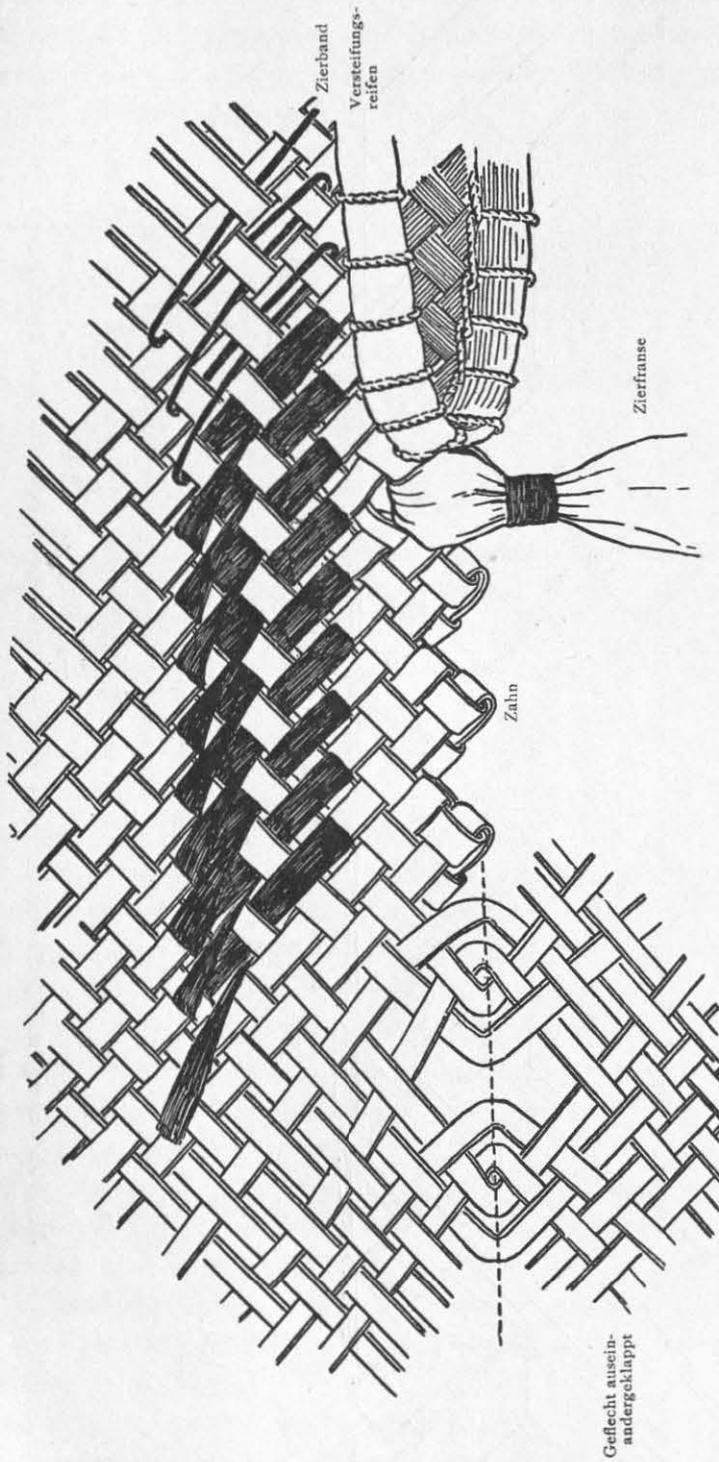


Abb. 167. Verlauf der Geflechtstreifen zur Herstellung des gezähnten Randes und des Zierbandes bei S. Na. 198. $\frac{2}{1}$ w. G.

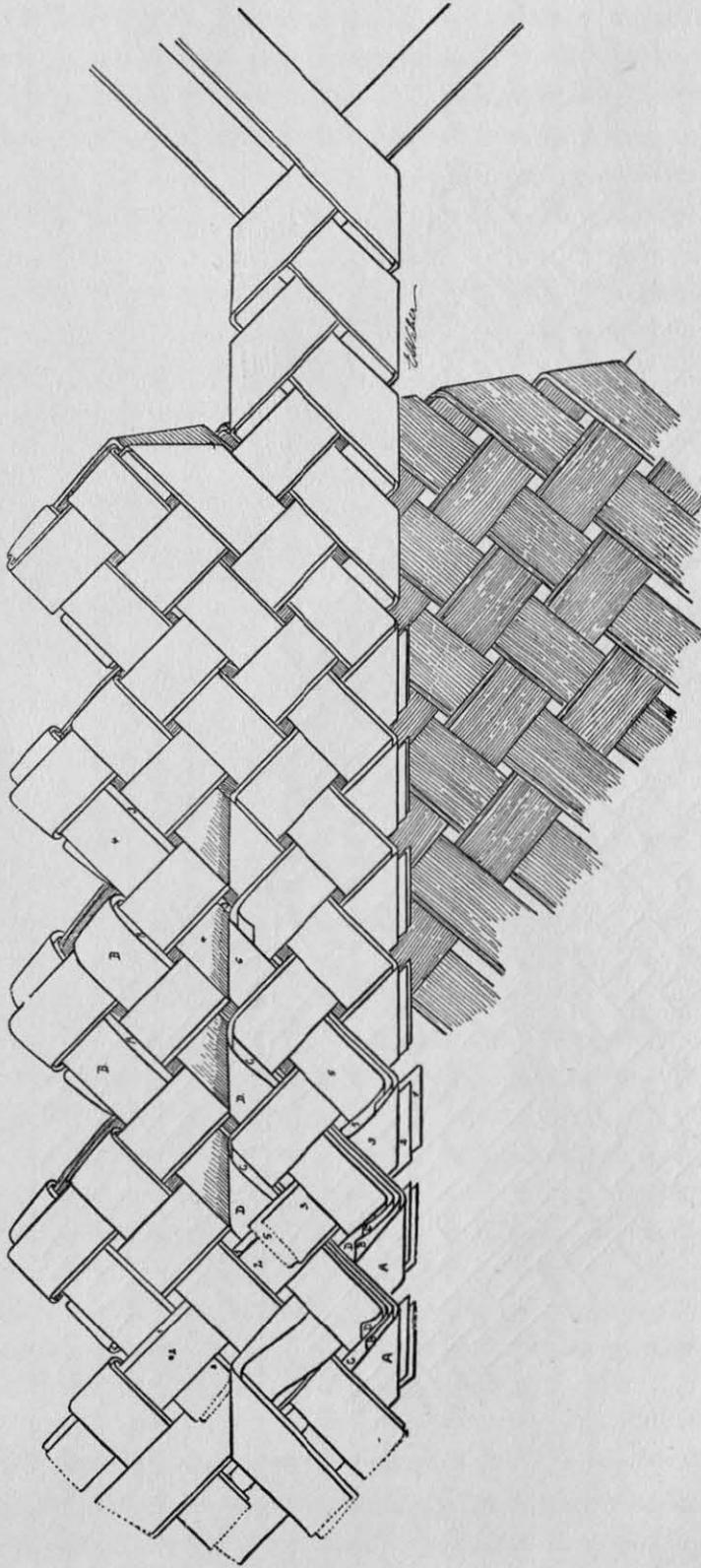


Abb. 168. Verlauf der Geflechtsstreifen zur Herstellung des gezähnten Randes und seiner Verstärkung
bei S. Na. 189. $\frac{2}{1}$ w. G.

zeigt die Entstehung dieses Musters aus vier parallelen Geflechtssträngen, die untereinander durch ein fortlaufendes schwarzes Hibiskusband verbunden werden. Dieser Geflechtsstreifen läuft in Schleifen um die Geflechtsstränge, wendet nach Erreichen eines Außenstranges um, und kehrt in entgegengesetzter Drehung zum anderen Außenstrang zurück. II. A. b. α . Spiegelbild.

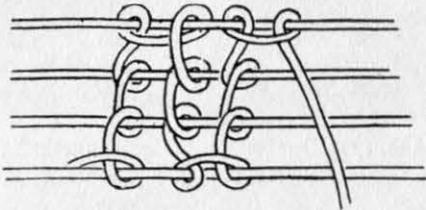


Abb. 169. Herstellung des Ziermusters am Festschurz
S. Na. 42. II. A. e. α . Spiegelbild.

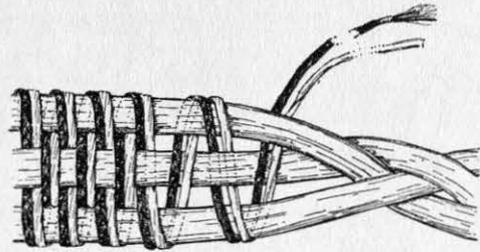


Abb. 170. Tragschnur des Schmuckstückes
Mus. Rostock Nr. 80. II. B 2 b. α .

Beim Gürtel Mus. Rostock Nr. 80 (s. S. 18) besteht das Geflecht aus drei horizontalen parallelen Geflechtsstreifen (Abb. 170), die am Ende in einem Zopfgeflecht vereinigt werden, während der vertikale Geflechtsstreifen aus einer geflochtenen Haarschnur und einem Pandanusblattstreifen hergestellt ist, der als fortlaufendes Band abwechselnd über und unter dem mittleren und um die äußeren Geflechtsstreifen gewunden wird. II. B. 2 b α .

Um den Panzer H. M. E. 687/688 (s. Abschnitt Krieg und Waffen) herzustellen, wendet man die in Abb. 171 dargestellte Technik an. Die horizontalen bastenen Geflechtsstränge werden zu je zweien durch einen Geflechtsstreifen verbunden, eine Kokosschnur, die in Windungen um die Stränge herumläuft. Der Verlauf zweier nebeneinander liegender Geflechtsstreifen ist verschieden; der Verlauf des einen ist das Spiegelbild des anderen. II. B. b. $\alpha^* \alpha$.

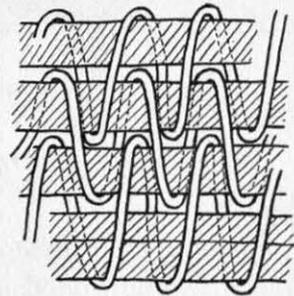


Abb. 171. Flechtart des Panzers
H. M. E. 687/688. II. B. b. $\alpha^* \alpha$.

Die Flechttechnik des Schmuckstückes S. Na. 193 ist verwickelter. Abb. 172 veranschaulicht die Entstehung des Grundgeflechts, das aus 6 Geflechtssträngen besteht, von denen zunächst Strang 1 u. 3, dann 3 u. 5 durch sich gewundene Geflechtsstreifen verbunden werden; die Geflechtsstreifen verlaufen dabei in einander entgegengesetzter Richtung. Darauf wird Strang 1 u. 3 mit einem in einer Spirale sich windenden Geflechtsstreifen, *paikj*, umwickelt, während Strang 2 und 4 die Stützen der Umflechtung des Grundgeflechts durch je zwei sich verzwirrende Geflechtsstreifen bilden. II. B. b $^* \delta_1 + U. b. \beta. 2$.

Ähnlich verwickelt ist die Technik des Schmuckstückes Mus. Le. Mi. 23470 (Abb. 174). Hier werden die horizontalen Geflechtsstränge zu zweien durch einen in gleicher Richtung verlaufenden Geflechtsstreifen verbunden; das geschieht durch eine Art Geflechts-

knoten, der aus drei Schleifen besteht (s. Abb. 174). Der Rand wird umflochten. II. B. b. v. + U. b. β . 2.

Eingeführt ist die in Abb. 175 dargestellte Flechttechnik, die auf Nauru zur Zeit meiner Anwesenheit nicht mehr ausgeübt wurde. Diese Technik ist in Süd-Ost-Asien,

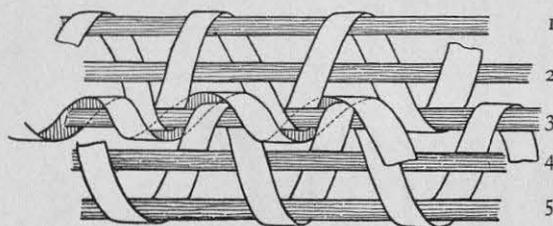


Abb. 172. Grundflecht des Schmuckstücks
S. Na. 193. II. B. b. * δ ₁.

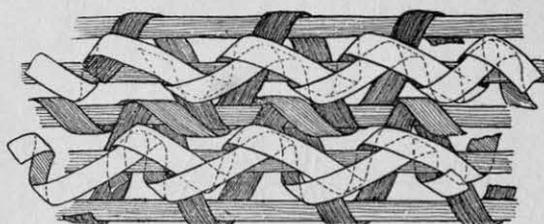


Abb. 173. Überflechtung des Schmuckstücks
S. Na. 193. U. b. β . 2.

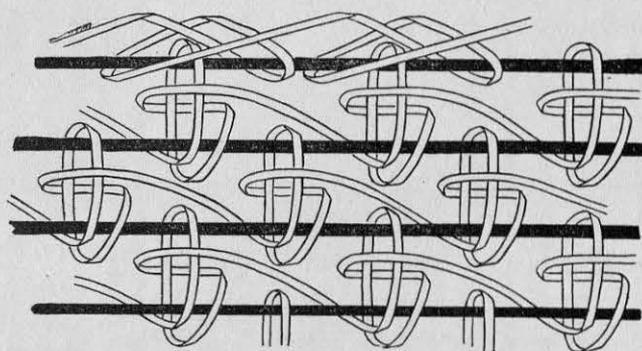


Abb. 174. Flechttechnik des Schmuckstücks Mus. Le. Mi. 23470.
II. B. b. v. + U. b. β . 2.

Formosa usw. heimisch und wurde wahrscheinlich durch Chinesen nach Nauru gebracht. Die horizontalen Geflechtsstränge werden hier durch dreischleifige Geflechts-



Abb. 175. Technik des Korbes H. M. E. 2175.
III. A. b. v.

knoten wie bei Le. Mi. 23470 verknüpft, doch laufen diesmal die Geflechtsstreifen den Strängen nicht parallel, sondern vertikal III. A. b. v.

Neu und bisher unbekannt ist die Flechttechnik, die in Abb. 176–183 dargestellt ist und zur Herstellung von Arm- und Fußbändern verwendet wird, von denen

Abb. 184 ein fertiges Stück zeigt. Benutzt werden dazu vier gleich breite Pandanusblattstreifen (a–d) (in den Abb. durch Schraffen unterschieden) und zwei Bindfäden e und f, gleichfalls in den Zeichnungen unterschieden. Die Geflechtsstreifen werden in Kreuzform zu zweien aufeinandergelegt und durch die beiden Bindfäden zusammengehalten. Die Manipulationen mit den Geflechtsstreifen und den Bindfäden, die schließlich zur Bildung der doppelten Reihe von Tüten führt, veranschaulichen die Abbildungen 176–184. VII. C.

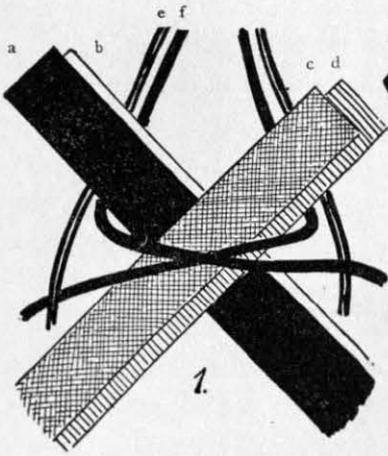


Abb. 176.

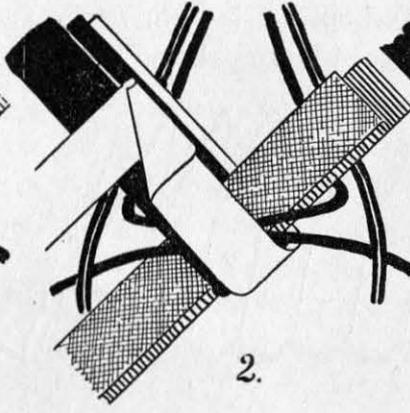


Abb. 177.

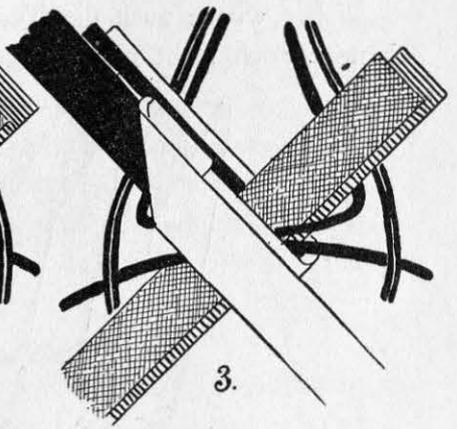


Abb. 178.

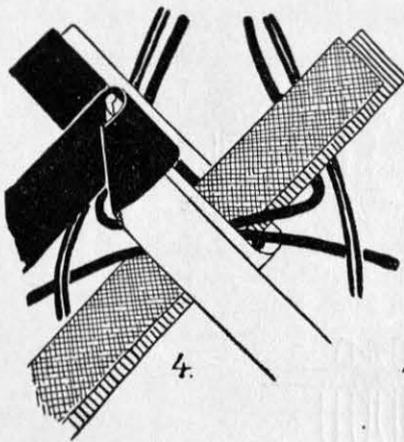


Abb. 179.

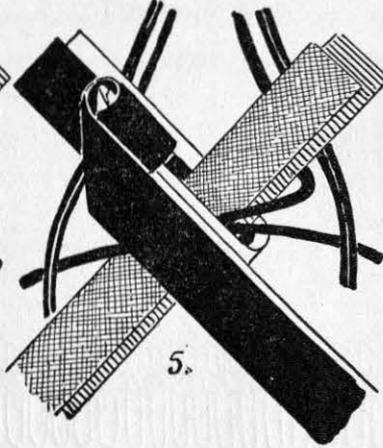


Abb. 180.

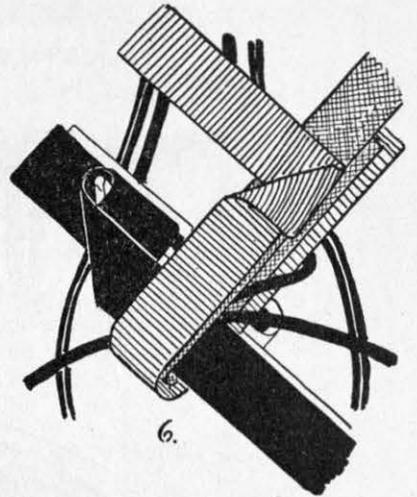


Abb. 181.

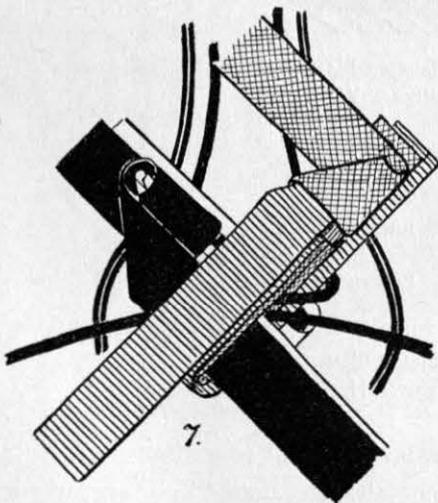


Abb. 182.

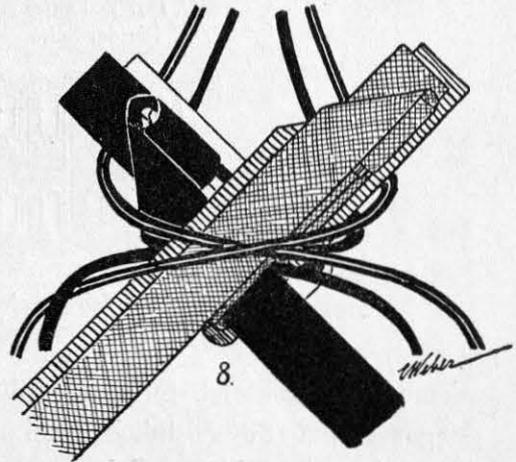


Abb. 183.

Abb. 176—183. Herstellung eines Armbandes aus Blattstreifen. Samm. Stuttgart. VII. C.

Bisher wurde auch die Technik der in Abb. 185 u. 187 wiedergegebenen Arm-
bänder noch nicht beschrieben, obschon sie auf den Marshall-Inseln und Karolinen

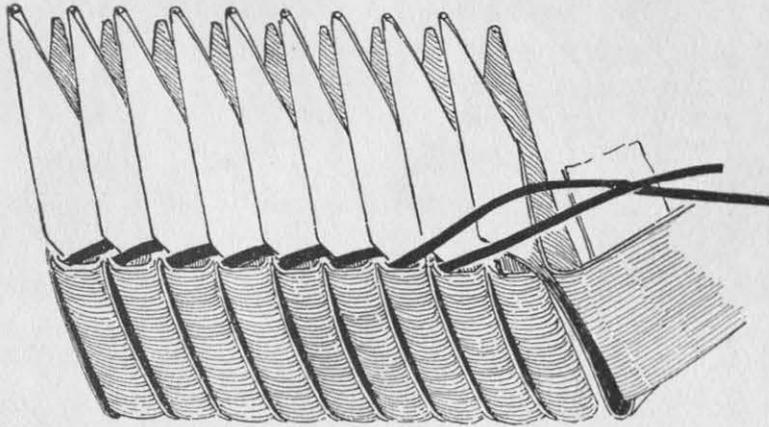


Abb. 184. Stück eines aus Bandstreifen geflochtenen Armbandes.
Samm. Stuttgart.

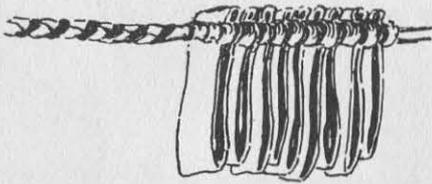


Abb. 185. Teil eines Armbandes aus gefalteten
Blattstreifen. von der Seite gesehen. Samm.
Stuttgart. VII. C.

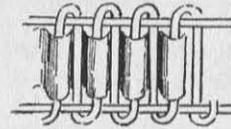


Abb. 186. Teil eines Armbandes aus
gefalteten Blattstreifen. von oben ge-
sehen. Samm. Stuttgart. VII. C.

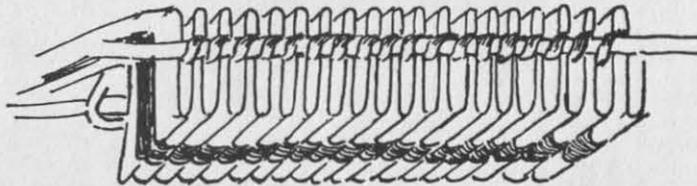


Abb. 187. Teil eines Armbandes aus gefalteten Blattstreifen.
von der Seite gesehen. Samm. Stuttgart. VII. C.

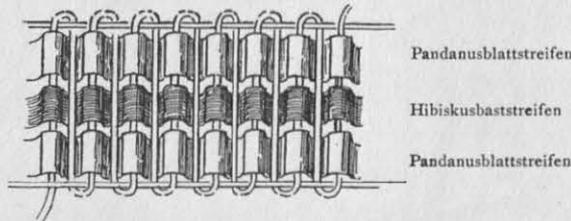


Abb. 188. Teil eines Armbandes aus gefalteten Blattstreifen.
von oben gesehen. Samm. Stuttgart. VII. C.

allgemein bekannt ist. Ihre Herstellung ist am besten aus den schematischen Abbil-
dungen 186 u. 188 ersichtlich. Zwei parallele Geflechtsstränge, dünne Schnüre, werden
durch einen in Schlangenlinien verlaufenden Geflechtsstreifen, gleichfalls eine dünne

Schnur, verbunden; zwischen die Windungen des Geflechtsstreifens wird ein ebenso in Schlangenlinien verlaufender Blattstreifen hindurchgezogen; die Windungen des Geflechtsstreifens und des eingeflochtenen Blattstreifens sind gleichmäßig; dabei werden die einzelnen Bindungen der Geflechtsstränge so fest angezogen, daß die Blattflächen des eingeflochtenen Streifens fast vertikal stehen und einander berühren. In Abb. 185 ist ein Blattstreifen, in Abb. 187 sind zwei Blatt- und ein Hibiskusbaststreifen in dieser Weise eingezogen; die Geflechtsstränge und -Streifen werden an den Enden zu einem Zopfgeflecht als Tragbänder vereinigt. VII. C.

Binden, Nähen und Knüpfen.

Binden, Nähen und Knüpfen sind dem Flechten nahe verwandt. Um sie auszuführen sind jedoch z. T. Hilfsgeräte nötig, die das Flechten im großen und ganzen selten erfordert. In manchen Fällen sind diese vier Befestigungs- und Verbindungsarten nicht scharf voneinander zu unterscheiden, sondern treten bei der Herstellung eines Gegenstandes nebeneinander auf.

Man näht mit knöchernen Nadeln, welche je zu bestimmten Zwecken die verschiedensten Größen haben; eine Nadel zum Nähen der Dachmatten ist in Abb. 154 S. 78 beschrieben worden; feinere Nadeln werden aus Stücken von Geflügelknochen hergestellt, heute aber meistens durch Pack- und Nähadeln ersetzt. Manchmal wird auch das Nähen nur vorgetäuscht, wie z. B. in Abb. 190. Man sticht dann mit spitzen Gräten oder Nadeln die Löcher vor, durch welche hernach die Fäden mit der Hand hindurchgesteckt werden. Alle Bindungen werden mit der Hand sehr sorgfältig und dauerhaft ausgeführt. Von den verschiedenen Sticharten sind in Nauru bekannt: Reihen-, Dreieck-, Überwendlings-, Schlingen- und Kreuzstich.

Bei der Beschreibung der Gegenstände ist im einzelnen schon ihre Herstellungsweise erläutert worden, so daß für die verschiedenen Sticharten hier die Hinweise genügen.

Siehe Reihenstich	S. Na. 194	Hut	H. B. I. Abb. 59
Dreieckstich	S. Na. 101	Matte	Abb. 46
Überwendlingsstich	S. Na. 146	Korb für Schmucksachen	Abb. 39
Schlingenstich	S. Na. 49	Korb für Schmucksachen	Abb. 38
Kreuzstich	Mus. Le. Mi. 2167	Augenschirm	H. B. I. Abb. 62

Abb. 189 zeigt einen genähten Halsschmuck, dessen Herstellung Abb. 190 erklärt. Hellgelbe und braune, in der Mitte einmal gefaltete Pandanusblattstreifen werden dachziegelartig übereinander gelegt und mit Heftstichen von drei sich untereinander verzwehenden Fäden festgenäht. Die Stiche sind in einer Reihe angeordnet und die Fäden so locker eingezogen, daß schmale, dreimal eingeknickte Blattstreifen als Reiter auf den genähten Pandanusblattstreifenkranz gesetzt und zwischen den lockeren Fäden festgehalten werden, wie es die Nebenfigur in Abb. 190 veranschaulicht. Die Reiter bestehen aus miteinander abwechselnden gelben und braunen Blattstreifen, die so an-

geordnet werden, daß ein gelber Reiter zur Unterlage einen braunen Blattstreifen hat und umgekehrt.

Sam. Stuttgart. Halsschmuck. (Abb. 189.) Aus drei konzentrischen Kränzen zusammengenähter Schmuck aus zweifarbenen Pandanusblattstreifen und schwarzen

Hibiskusbaststreifen. An den Enden der Kränze sind je zwei lange Blattschleifen befestigt. Die einzelnen Kränze sind in der eben geschilderten Weise hergestellt.

Abb. 191 u. 192 erläutern das Zusammennähen bastartiger Stoffe und ihre Befestigung in einem Spannrahmen. In dem vorliegenden Fall handelt es sich um ein Schöpfnetz zum Ibiafang (s. Fischerei). Über einen elliptischen Holzrahmen werden mehrere Stücke Kokosbast gespannt; die Ränder sind gerade abgeschnitten, zwei

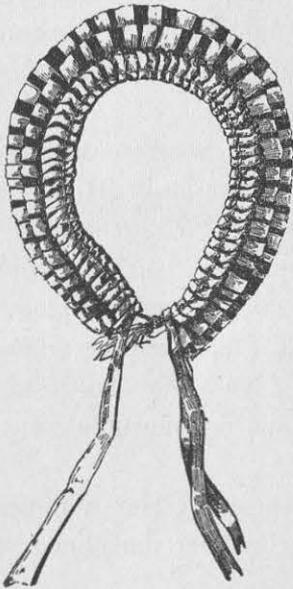


Abb. 189. Halsschmuck.
Samm. Stuttgart.

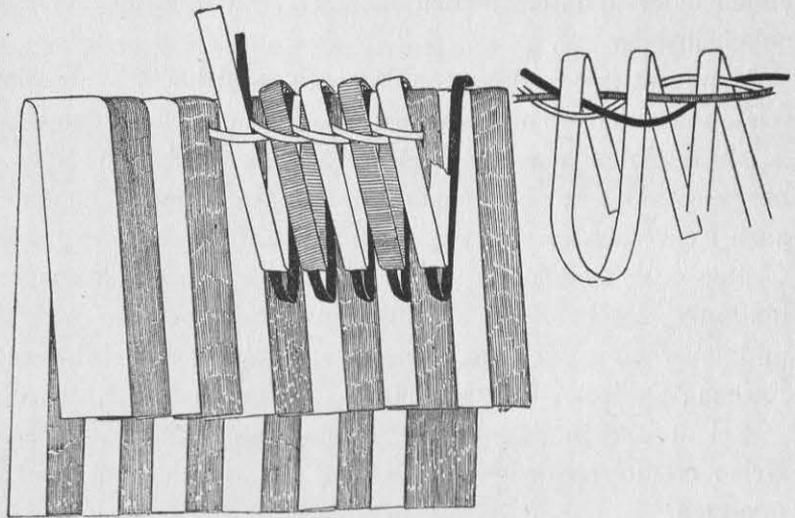


Abb. 190. Anfertigung des Schmuckstücks von Abb. 189.

beieinander liegende Stücke werden mit Heftstichen zusammengenäht. Das Nähen beginnt auf der Oberseite des Schöpfnetzes; in das Ende des Fadens wird ein Knoten geschlagen (Abb. 191) und darauf das Zusammennähen vollzogen. Abb. 192 zeigt den Verlauf der Naht und die Befestigung des Fadens durch einmaliges Umschlingen des letzten Heftstiches auf der Unterseite. Beim Annähen der Baststücke an den Rahmen werden diese über den Holzrahmen gespannt und zunächst an der inneren Seite desselben mit Palmblattrippen festgeklemmt; dann erfolgt das Festnähen des Bastnetzes durch Schlingenstiche, wie es Abb. 191 u. 192 zeigen. Die Palmblattrippen verhindern dabei zugleich ein Einreißen der Nähte in dem wenig widerstandsfähigen Baststoff.

Von Knoten, *e kuŕkuor*, sind auf Nauru der Kreuzknoten (Abb. 193) der einfache, der doppelte Fingerknoten (Abb. 194), der falsche Weberknoten

(Abb. 195), der symmetrische Knoten (Abb. 201) und der Anheftungs-Knoten (Abb. 200) bekannt. Der erste wird als Verbindung zweier Schnüre oder Bänder miteinander gern verwendet, während die beiden anderen beim Herstellen korbähnlicher Gefäße, wie Reusen, Fischkästen usw. aus aufeinander gebundenen Hölzern gebraucht

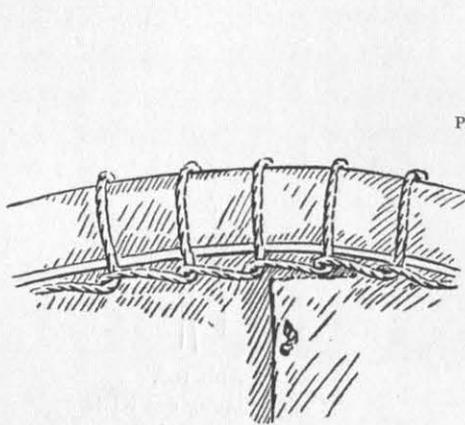


Abb. 191. Befestigung des Kokospalmbastes am Ibia-Schöpfnetz S. Na. 20. Oberseite.

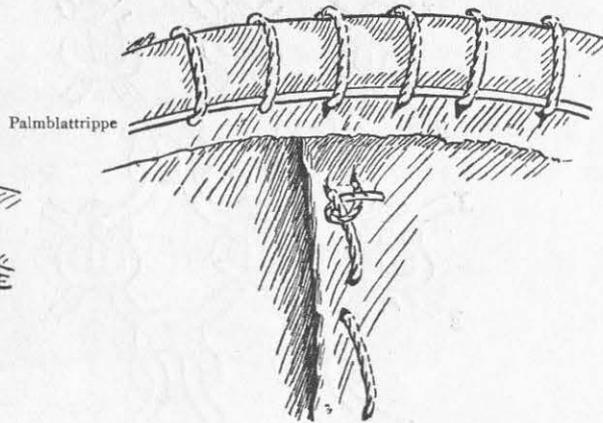


Abb. 192. Befestigung des Kokospalmbastes am Ibia-Schöpfnetz S. Na. 20. Unterseite.

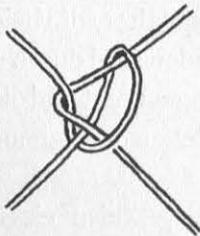


Abb. 193. Kreuzknoten,
e kuökuor.

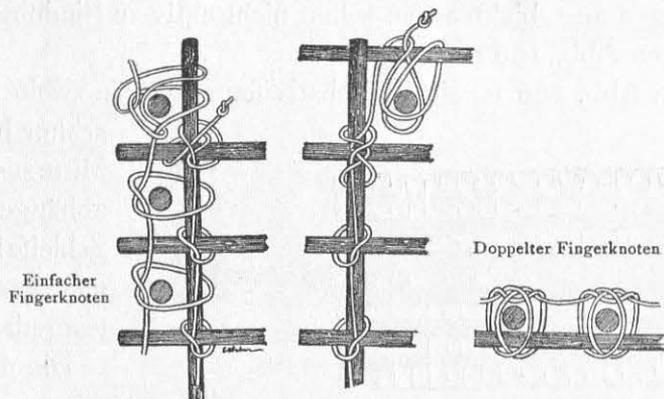


Abb. 194. Befestigung der Stäbe im Aufbewahrungskasten für Angelhaken. S. Na. 17.

werden. Abb. 194 veranschaulicht die Verbindung von Flach- und Rundstäben zu einem Kasten mittels solcher Fingerknoten.

Das Knüpfen von Netzen erfolgt in der bekannten Weise mit einem runden oder flachen Maschenholz, das die Größe der Netzmaschen bestimmt, und dem Schützen, der aus einer Holzgabel besteht, die an beiden Enden je zwei Zinken trägt.

Über die Herstellung der Panzer und Panzerhosen (s. Krieg) war nichts in Erfahrung zu bringen; ob sie allein mit den Händen oder ebenfalls mit Hilfe von Maschenholz und Schützen angefertigt werden, bleibt unbekannt. Das Schema in Abb. 195 gibt eine

Vorstellung von der Knüpfart. Zwei Kokosbindfaden I und II werden zu sogenannten falschen Weberknoten A und B in horizontalen Reihen, nebeneinander geordnet zusammengeknüpft. (In der Abbildung soll durch die Schraffur nur der zweite Faden gekennzeichnet werden; in Wirklichkeit besitzen beide Knüpfäden die gleiche Färbung.)

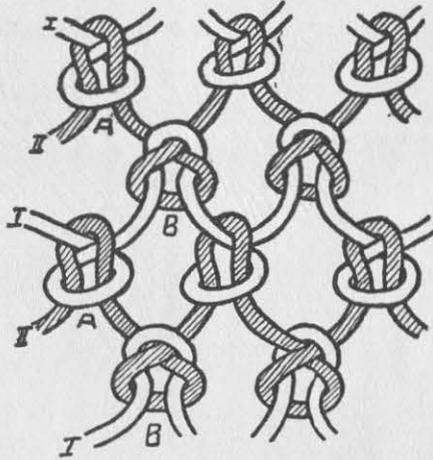


Abb. 195. Knüpfschema der Panzerhose. H. M. E. 686.



Abb. 196.
Befestigung des Köders
an einer Angelschnur.
S. Na. 27.

Oft gebrauchte Verbindungsarten zur Befestigung von Schnüren und ähnlichen Dingen an Objekten, die selbst nicht aktiv zu Bindungen verwendet werden können, zeigen Abb. 196 u. 197.

In Abb. 196 ist ein Fleischstreifen durch die zweite Schleife der gedrehten Angelschnur hindurchgezogen; er ist in der Mitte zusammengefaltet, die beiden herabhängenden Enden sind durch die erste Schleife hindurchgesteckt und die beiden gelockerten Schleifen der Schnur wieder festgedreht.

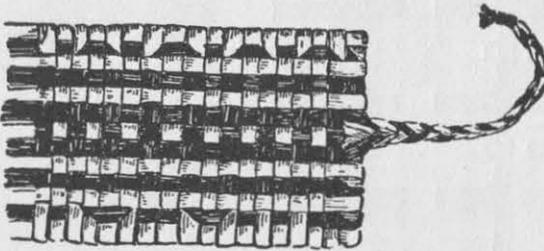


Abb. 197. Befestigungsweise der Tragschnur in einem fertigen Geflecht. Gürtel. S. Na. 53.

Die Befestigungsweise einer Tragschnur an einer Matte veranschaulicht Abb. 197. Nachdem die Flechterei der Matte beendet ist, werden durch die Mitte des Geflechts sechs Blattstreifen zwischen die beiden äußeren Geflechtsstreifen hindurchgezogen, zusammengefaltet, aufeinandergelegt und zu einem Zopfgeflecht vereinigt, dessen Ende mit Schnüren abgebunden wird.

Abb. 198—202 erläutern Beispiele mannigfacher Befestigungsarten von Schnecken, Haizähnen, Fregattvogelfiedern usw. an den oben beschriebenen Schmuckstücken, vor allem veranschaulichen Abb. 201 u. 202 die wundervolle, schwierige Kleinarbeit, mit welcher sich die prächtigen und doch so anspruchslosen Nauru-Schmucksachen erzielen lassen.

Bei der Halskette H. M. 12. 129. 2. (s. S. 17) sind eine Reihe gleichgroßer Mitra-Schnecken ausgesucht, von denen ein Teil des Rückens durchlöchert ist, um hier den durch die Schneckenöffnung eingeführten Geflechtsstrang (a) wieder herauszulassen. Schnecke wird so neben Schnecke aufgereiht, und alle sind untereinander ausgerichtet. Zur Herstellung der Kette benötigt man zwei Stränge (a, c) mit derartig aufgereihten Schnecken; jedem Schneckenstrang läuft ein zweiter Geflechtsstrang (b, d) parallel, und alle vier Stränge werden durch einen einzigen Geflechtsstreifen (e) miteinander verbunden. (s. Abb. 198). Dieser Streifen verläuft zunächst zwischen c und b, wird dann über b gefaltet, verläuft zwischen b und a, um d, wird über d gefaltet, verläuft zwischen d und c, um a, wird über a und b gefaltet, verläuft um d und beginnt nun

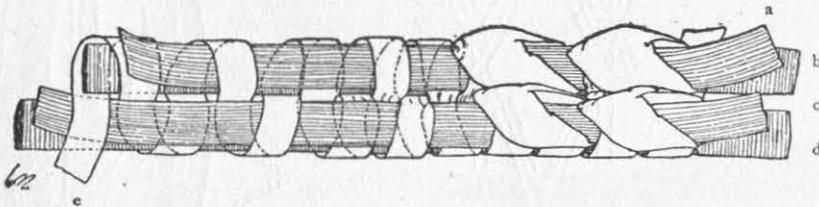


Abb. 198. Befestigung der Mitra-Schnecken an der Halskette H. M. 12. 129. 2.

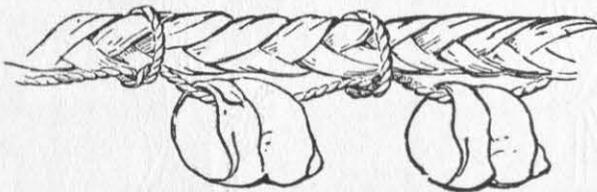


Abb. 199. Befestigung von Natica-Schnecken am Gürtel S. Na. 147.



Abb. 200. Befestigung der Natica-Schnecken an einem Gürtel der Sam. BRANDEIS.

einen neuen Abschnitt, wie er soeben im Verlauf zwischen b und a beginnend geschildert ist. Die Wirkung ist die, daß der in Schlangenlinien verlaufende Geflechtsstreifen an der dem Beschauer zugewandten Seite, abwechselnd oben und unten erscheint und wieder verschwindet.

Abb. 199 und 200 zeigen zwei andere Befestigungsarten für Schneckenhäuser. Beim Gürtel S. Na. 147 (s. S. 17) benutzt man nur eine einzige Schnur, die am Ende des geflochtenen Tragstranges verknötet wird und darauf, wie Abb. 199 erläutert, eine Natica-Schnecke aufreht, in deren eine Wand man ein kleines Loch zur Aufnahme der Schnur geschlagen hat, darauf die Schnur mit einem einfachen Fingerknoten an dem Tragstrange befestigt, eine neue Schnecke anreihet usw.

Bei einem Gürtel aus der Sammlung BRANDEIS sind zwei Schnüre zum Aufreihen der Natica-Schnecken verwendet. Hier werden die beiden Schnüre ebenfalls an dem Ende des Tragstranges verknötet, darauf wird die erste Befestigungsschnur mit einem Anheftungs-Knoten an dem Tragstrang befestigt, durch die Natica-Schnecke, wie eben beschrieben, hindurchgezogen und mit demselben Knoten am Tragstrang fest-



Abb. 201. Herstellung des Kopfbandes S. Na. 15.

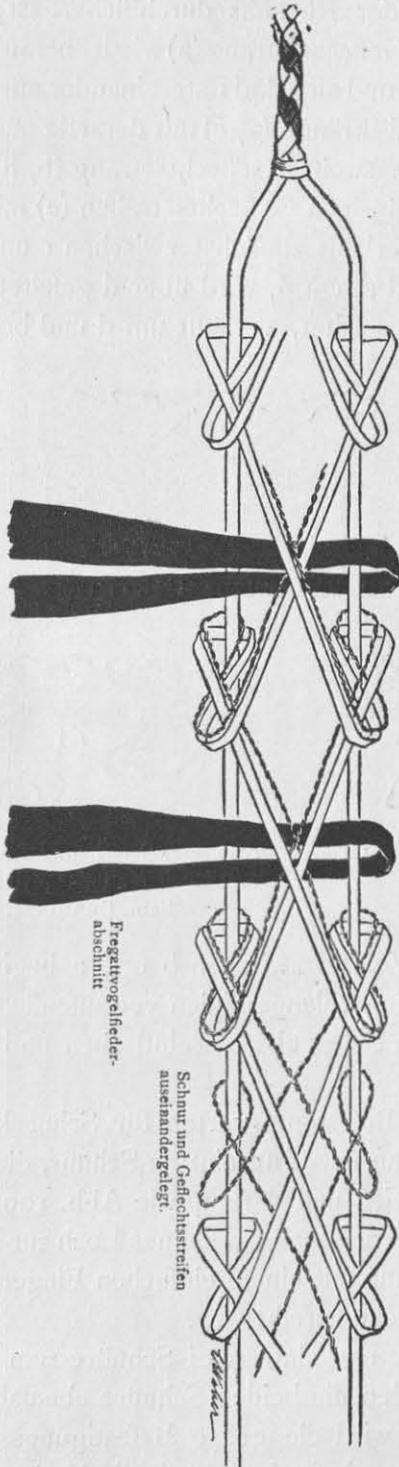


Abb. 202. Herstellung der Halskette S. Na. 174.

gebunden. Die zweite Schnur schlägt zwischen die beiden Knoten der ersten Schnecke einen Anheftungs-Knoten, läuft hinter dem zweiten Befestigungsknoten der ersten Schnecke vorüber und verknötet in derselben Weise wie bei Schnecke 1 eine zweite Schnecke an dem Tragstrang, während die erste Schnur einen Anheftungs-Knoten zwischen den Befestigungsknoten der zweiten Schnecke bildet. So wechseln die beiden Schnüre mit der Befestigung der Schnecken und ihrer eigenen Befestigung am Tragstrange ab. Die kunstvolle Herstellung der Schmuckstücke S. Na. 15 (s. S. 10) und S. Na. 174 (s. Tafel 20,3) erklären die Abbildungen 201 und 202.

Ein Geflechtsstrang aus Hibiskusbast wird zunächst von zwölf aus Menschenhaaren geflochtenen Schnüren eingehüllt; dann befestigt man mit einem einfachen Fingerknoten einen einmal durchbohrten Haizahn am Geflechtsstrang, lockert die geflochtenen Schnüre ein wenig und bindet darauf mittels eines symmetrischen Knotens die Befestigungsschnur für den Haizahn, die oben erwähnten Schnüre fest an den Geflechtsstrang, um sie dann teilweise mit einer engen Umwicklung aus *Cassytha*-Fäden zu versehen. (Abb. 201).

Schwieriger gestaltet sich die Anfertigung der Halskette S. Na. 174 (Abb. 202). Sie wird aus zwei Geflechtssträngen und vier Geflechtsstreifen hergestellt. Die Stränge bestehen ebenso wie die zwei Geflechtsstreifen aus Pandanusblatt; die anderen beiden Geflechtsstreifen sind gedrehte, dünne Schnüre. Je eine solche Schnur und ein Pandanusblattstreifen bilden einen aktiven Geflechtsstreifen. Beide aktiven Geflechtsstreifen verlaufen zwischen den Geflechtssträngen als Zickzackbänder, die bei jeder Wendung mit einem Schleifenknoten am Geflechtsstrang befestigt werden. Zwischen je zwei derartigen Schleifenknoten des oberen Geflechtsstranges wird ein Fregattvogelfederabschnitt eingeknüpft. Geflechtsstränge und Geflechtsstreifen werden an den Enden zu einem Zopfgeflecht vereinigt, das gleichzeitig als Halteband dient.

Schleifen.

Ein Handwerk, das heute nur noch selten ausgeübt wird, ist das Schleifen. Das zu verarbeitende Rohmaterial, Randteile der *Spondylus*-Muschel, *Conus*-Schnecken usw. wird in Stücke zerschlagen und einigermaßen rundgeklopft. Darauf schleift man sie auf angetriebenen Steinen, seltener Korallengestein, eben und flach und durchbohrt sie mit dem Drillbohrer. Das Bohren erfolgt von beiden Seiten. Die einzelnen Scheiben werden auf einer Kokospalmrippe oder auf Hibiskusbastschnüre aufgereiht, um nun mit Korallensand und Wasser auf einem Brett oder auf dem Schleifstein die Ränder zu glätten und zu polieren. Kokoschalen werden, nachdem sie einige Wochen im Seewasser durchweicht sind, von den anhaftenden Fasern befreit, in viereckige Stücke zerschlagen, die ungefähr die Größe der gewünschten Scheibe haben und mit dem Drillbohrer durchbohrt. Diese Scheiben werden ebenfalls auf einer Schleifsträhne wie die Muschelstücke aufgereiht und zunächst auf Raspeln, dann mit Sand und Wasser rund und glatt geschliffen. Das Bohrloch erweitert man noch durch Ausfeilen mit Korallenstücken.

Ehemals bildete das Schleifen eine Hauptbeschäftigung der Männer, die vor allem die mühevoll herzustellenden Axtklingen aus *Tridacna* durch Anschleifen auf Steinen scharf zu halten hatten; in ähnlicher Weise wurden damals auch die Netzsenker, Blänker und Angelhaken (s. Fischerei) zurechtgeschliffen. Heute übernimmt man dieselben aus dem ererbten Vorrat der Vorfahren, aber stellt sie nicht mehr neu her.

Färberei. Bei der Mattenanfertigung (s. Tafel 22) verwendet man zur Herstellung der Ornamente farbige Einflechtstreifen aus Hibiskusbast. Diese Streifen sind von Natur aus hellbraun und werden nach Bedarf, hellrot, dunkelbraun oder schwarz gefärbt. Das Rotfärben geschieht durch Eintauchen in ein Absud von Mangrovefrüchten oder von *Wedelia*-Blättern und Stengeln. Wiederholtes Trocknen und Eintauchen in das Mangrove-Absud färbt den Bast dunkelbraun und schließlich schwarz. Das Schwarzfärben geschieht auch durch Einlegen in Mangrovenschlamm oder Schlamm aus der Buada-Lagune; seltener verwendet man pulverisierte und geschlemmte Kohle oder Ruß.

5. Nahrungs- und Genußmittel.

Koralleninseln haben keinen Überfluß an Nahrungsmitteln und bieten darin auch keine große Abwechslung. Was irgendwie aus dem Pflanzen- und Tierreich genießbar erscheint, wird gegessen; die animalische Nahrung, namentlich Fische und Vögel, pflegt immer vorhanden zu sein. Die vegetabilischen Nahrungsmittel sind dagegen den Witterungseinflüssen ausgesetzt. Da gerade darin Unregelmäßigkeiten auftreten und es gelegentlich monatelang an Regen fehlt, so treten dann kritische Zeiten für die Einwohner ein, welche nun schier um ihr Dasein kämpfen und ringen müssen. Solche Zeit war während meines Besuches; und es war nur der Anwesenheit der Europäer mit ihren reichen Lebensmittelvorräten zu verdanken, daß keine Katastrophen eintraten, wie während der letzten großen Hungersnot der *eburubur men* (s. H.-B. I. S. 49).

Bei der relativen Dürftigkeit der Tier- und Pflanzenwelt (s. H.-B. I. S. 51 ff.) ist die Auswahl von Nahrungsmitteln nie groß gewesen. Manche sind später nach der Einwanderung der Europäer hinzugekommen. Die folgende Liste gibt daher im ersten Teil ein Verzeichnis der alt hergebrachten Nahrungsmittel, von denen die mit einem * versehenen wieder außer Gebrauch gekommen sind; im zweiten Teil sind die durch die Europäer eingeführten Nahrungsmittel aufgezählt.

1. Heimische Nahrungsmittel.

Tiere.¹

Landtiere: *ikumudōdo*, Ratte; heute gelegentlich gegessen.

*eāujārār**, braune Eidechse }
*eotet**, rostbraune Eidechse } Zubereitung s. H.-B. I. S. 51.
*itubije**, schwarze Eidechse }

Vögel: *domo*, Huhn

doroŕ, schwarze Seeschwalbe (Anous)

igogora, Möwe, Bauch weiß, Rücken und Flügel oben grau, Beine rot.

Meerestiere: *yabur*, Narwal

euyuy, Sägefisch, grau, 60 cm lang, Säge 20 cm lang, springt aus dem Wasser gegen Kanuinsassen; Angel.

¹ Die Aufzählung erfolgt in der mir von Eódeben gegebenen Beschreibung.

Meerestiere: *edmuit*,¹ Muräne; schwarz, gefleckt, 60 cm lang, kleine spitze Zähne; Schlinge.

ékou, Aal; grau, 1—1,20 cm lang, sehr schmal, Schlinge.

earomae, blau-grau-grün schillernd, mit roten Punkten, 40 cm lang; Angel.

itsibap, Bonito; ohne Schuppen, grau, Flossen gelb, dick, 1 m lang; Angel.

irum, Barsch; rot, 40—80 cm lang; Angel.

eebuo, Schuppenfisch; rot, 30 cm lang; Angel, abends.

enöen, Fisch mit Schuppen, 30 cm lang, hellrot, große Schnauze; Angel, abends.

eueö, kleine Schuppen, 20 cm lang, handbreit, flach, gelbbraun mit schwarzen Querstreifen, lange Flossen mit Stacheln; Reuse.

ibúoí, Schuppenfisch, 20 cm lang, dick, schwarz, hintere Flosse rosa, auf dem Rücken 5 cm langer bewegl. Stachel; kleine Angel.

ereb, kleine Schuppen, 20 cm lang, oval, weiß, mit dickem, grauem Längsstrich auf der Seite; Angel.

euerēuer, Scholle, 20 cm lang, oval, grau; Netz oder Speer.

ikuidada, kleine Schuppen, 60—80 cm lang, oval, hellgrau; Angel.

eānit, kleine Schuppen, 50 cm lang, dick, rot mit schwarzen Punkten, Fleisch fett; Angel.

eakuoi, Lachs, 60—70 cm lang, rundlich, Rücken dunkelgrau, Bauch weißgelb, an der Seite gelber Längsstrich; Angel.

ěmoř, fliegender Fisch.

edöm, kleine Schuppen, 50 cm lang, schwarz; Angel.

iueueö, kleine Schuppen, 40—50 cm lang, rotbraun mit kleinen gelben Punkten; Angel.

ěyo, kleine Schuppen, 15 cm lang, rotbraun; Netz; dient auch als Köder.

ibia, Dules-Art (s. »Fischerei«).

ikuiakuo, Schuppenfisch, 40—50 cm lang, breit, Rücken braun, Kopfflossen grün; Angel.

inome, kleine Schuppen, 30—40 cm lang, rotbraun, auf der Seite hinten einen schwarzen Punkt; kleine Angel.

eāeeř, Schuppenfisch, 40 cm lang, weiß; Angel.

eboriborř, Seezunge, hellblau, fettes Fleisch; Angel.

eru, ohne Schuppen, 80 cm lang, schwarzviolett, längsgespaltenes Maul, kleine dicke Zunge, dahinter in der Mitte drei dünne, 5 cm lange Zähne.

¹ vergl. hier und bei den folgenden Fischen die Zeichnungen des Eódeben.

Meerestiere: *ebáuø*, Hai, sehr rauhe Haut, 1,20—1,50 cm lang, oben schwarz, unten weiß, rundlich; Angel.

eāimar, Menschenhai, sehr rauhe Haut, spitze Schnauze, oben schwarz, unten weiß, Zähne für Schmuck; Angel.

debage, Schildkröte.¹

eor, Languste.

Insekten: *ini*, Kopflaus.

Ferner eine große Anzahl Weichtiere (z. B. Tintenfisch), Schnecken und Muscheln, deren Namen nicht einzeln von dem Knaben Eódeben angegeben werden konnten.

Pflanzen.

euën ini, Kokospalme; *e otani*, Kokospalme, bei deren Früchten auch die Schale genossen werden kann. *ini*, Trinknuß; *e anakiui*, trockene, reife Nuß;

euën eφø, Pandanuspalme; *eφø*, Pandanusfrucht (einzelne Arten siehe unten).

euën tedóu, Terminalia catappa; *e tedóu*, Nußkerne.

deneno, Morinda citrifolia; *deneno*, Frucht.

Dazu kommen die feigenähnlichen Früchte des Bananen-Baumes und einige Gemüsepflanzen.

2. Eingeführte Nahrungsmittel.

Tiere.

Säugetiere: *i kúmō*, Schwein.

röber, *hunt*, Hund.

puti, Katze.

Vögel: *derāk*, Ente.

tāube, Taube. (Fruchttaube).

Pflanzen.

babāias, Papaya, Melonenbaum.

de me, Brotfruchtbaum.

bananas, Banane.

derāim, Zitronenbaum.

e bēba, spanische Pfefferstaude.

tomato, Tomatenstaude.

dormeren, Rote Wasser-Melone.

debamagñ, Kürbis.

i kuruken, Gurke.

Ferner gehören heute im europäischen Laden gekaufter Reis, Mehl, Zucker, Fleischkonserven, wie Lachs, amerikanisches oder australisches Corned Beef zu den

¹ Dazu kommen noch die im H.-B. I S. 54 erwähnten Fische: Haiart, *bageoa*; Papageifisch, *egóa*: Hornhecht, *ema*; Purgierfisch, *eáeo*; und Mullus, *inuro*.

Nahrungsmitteln, welche durch den Land- und Kopraverkauf reich gewordene Eingeborene sich leisten.

Aus diesen Nahrungsmitteln stellt man nun folgende Gerichte her.¹

Eßrezepte.²

1. Zubereitung des Schweines.

Die Schweine lockt man mit Kokosnuß herbei, fängt eins davon ein und tötet es mit einem Messerstich in den Hals. Dann wird ein Feuer angezündet, und mit getrockneten und zusammengebundenen Kokospalmblättern, die am Feuer in Brand gesetzt werden, sengt man die Borsten ab und entfernt sie durch Schaben mit einem Messer. Oder man macht Wasser in einem Topf oder in einer Blechdose heiß und legt das getötete Schwein auf ein Brett; dann gießt man das kochende Wasser über das Schwein und schabt die Borsten mit dem Messer ab.

Hierauf gräbt man ein Loch in die Erde, das etwa 60—80 cm tief ist und sich nach unten trichterförmig verengt. In der Mitte der Grube zündet man ein Feuer an und füllt dieselbe ganz mit Holz an, auf welches große flache Steine gelegt werden. Inzwischen wird das Schwein ausgenommen und zerteilt: Kopf, Beine und je vier Rippen werden zusammen an einem Stück gelassen. Die großen Eingeweide werden weggeworfen, und die übrigen: Herz, Leber, Nieren, Magen und Blut beiseite gelegt. Unterdessen ist das Feuer in der Grube niedergebrannt, und die Steine sind glühend-heiß geworden.

Auf diese Steine legt man nun eine Schicht *erenrekogo*³-Blätter und darauf die zerlegten Fleischstücke vom Schwein außer den beiseite gelegten Eingeweideteilen. Darüber breitet man wieder eine Lage *erenrekogo*-Blätter, darauf große, flache, kalte Steine, wieder *erenrekogo*-Blätter und schließlich über das Ganze eine Matte, die an den Ecken und Kanten mit Steinen beschwert wird. Drei bis vier Stunden überläßt man es sich selbst und öffnet dann die Kochgrube, um das Fleisch zu verzehren.

Leber, Nieren und Dickdarm wäscht man ab und brät sie auf heißen Steinen bis sie gar sind.

Ebenfalls säubert man den Magen und füllt ihn mit Blut an, in das man kleine Stücke Fett hineingeschnitten hat. Der Magen wird in die Kochgrube gelegt und wie die anderen Fleischstücke in derselben gekocht. Nur dauert diese Kochzeit eine halbe Stunde.

2. Zubereitung des Hundes.

Wenn ein Hund fett ist, hängt man ihn am Halsband an einem Baum auf. Dann faßt ihn ein Mann an den Hinterbeinen und sticht ihm das Messer in den Hals. Der

¹ Nach den Angaben des Eódeben.

² Aus den Naurutexten übersetzt.

³ Wedelia, die Blätter, welche bei den einzelnen Gerichten verschieden ausgewählt werden, ersetzen gleichzeitig unsere Gewürze.

Hund wird auf zwei Kokosblattrippen gelegt und solange über ein großes, helles Feuer gehalten, bis alle Haare abgesengt sind. Nun legt man ihn auf flache Steine, wäscht ihn mit Salzwasser ab, nimmt ihn aus und schneidet Kopf, Füße und Schwanz ab. Dann zerlegt man den Rumpf in Stücke, packt diese in einen Korb und trägt ihn an den Strand, wo jedes Stück nochmals gewaschen wird. Darauf bereitet man die einzelnen Stücke in derselben Weise zu, wie es bei der Zubereitung des Schweines geschildert wurde.

Die verwilderten Katzen — die zahmen werden nicht gegessen — werden mit Hunden gejagt und in der gleichen Weise wie der Hund zubereitet und gegessen.

3. Zubereitung von Huhn und Ente.

a. Das Huhn wird entweder von Kindern oder von Hunden eingefangen. Es gibt Hunde, welche das Huhn nicht töten, sondern es mit den Vorderfüßen festhalten. Dann wird dem Huhn der Kopf abgeschlagen, und darauf gerupft. Man nimmt es aus und wäscht die Eingeweide usw. Leber und Fett werden wieder in das Huhn hineingetan, eine halbe Kokosnuß wird geraspelt und in einem Bastnetze ausgewrungen, so daß die weiße Milch in das Huhn hineinträufelt. In einer kleinen Kochgrube werden kleine Steine heißgemacht, mit *ededa*-Blättern bedeckt, das Huhn darauf gelegt und ebenfalls mit *ededa*-Blättern bedeckt. Über das Ganze breitet man eine Matte und beschwert sie an den Rändern mit Steinen. Nach einer halben bis einer Stunde ist das Huhn gar.

b. Das gerupfte Huhn wird ausgenommen; Leber, Herz, Magen und die dünnen Därme legt man beiseite und wirft den Rest weg. Dann entfernt man die Flügel, schneidet das Huhn der Länge nach durch und teilt jede Hälfte in vier, die Füße in drei Teile. Alles wird in einen eisernen Topf mit Wasser getan; wenn das Wasser kocht, schüttet man einen Brei aus Mehl und Wasser hinein und rührt das Ganze um. Das Gericht kocht noch eine Weile und ist dann fertig.

Manchmal werden die Hühner auch in siedendes Wasser getaucht, um sie besser rupfen zu können.

Die Enten werden wie die Hühner zubereitet.

4. Zubereitung der Fregattvögel und Möwen.

Zahme Fregattvögel werden als Locktiere zum Fang der Fregattvögel¹ benutzt. Sie fliegen frei umher oder sind an eine Plattform angebunden, die sich $2\frac{1}{2}$ —3 m über den Boden erhebt. Man streut Futter aus und die Lockvögel ziehen die wilden Fregattvögel zur Futterstelle hin. Dort werden sie mit einer Wurf Schleuder aus der Luft herabgeholt.

Die Möwen werden entweder ebenso wie die Fregattvögel eingefangen oder auf folgende Weise: Wenn die Leute sehen, daß sich Möwen auf Palmen zur Ruhe nieder-

¹ s. H.-B. I S. 281.

gelassen haben, klettern sie mit einer Stockschlinge in der Hand auf die betreffende Palme hinauf. Diese Stockschlinge besteht aus einem ca. 2 m langen Stab, dessen Ende durchbohrt ist. An Letzterem ist eine Schnur geknotet deren freies Ende durch das Loch hindurchgezogen ist und vom Fänger in der Hand gehalten wird. Der Jäger nähert sich nun dem schlafenden Vogel und wirft ihm die Schlinge um Hals oder Schwanz, zieht dieselbe zu und der Vogel ist gefangen.

Die Fregattvögel und Möwen werden ebenso wie die Hühner zubereitet.

5. Zubereitung der braunen Seeschwalben, *doror*.

Die *doror* werden folgendermaßen gefangen. Zahme *doror*, denen man die Flügel beschnitten hat, werden hungrig auf ein Gestell gesetzt, das ungefähr 2 m hoch ist und mehrere Arme besitzt¹; sie schreien nun vor Hunger und werden durch Hinwerfen von kleinen Fischen zum Gezänk und Lärmen verleitet. Zwei Vögel, *itie* oder *ekake* genannt, werden außerdem herausgegriffen, auf Stangen gesetzt und dann in die Nähe der anderen Vögel gebracht, um sie zu noch größerem Geschrei zu veranlassen. Das Ganze spielt sich auf einem freien Platz im Busch ab. Auf das Geschrei der Lockvögel hin erscheinen die wilden *doror* und umfliegen das Gestell. Dabei fängt man sie mit großen Netzen, *itoba*, die an langen Stangen befestigt sind, oder erschlägt sie mit großen Knüppeln.

Am anderen Morgen rupfen die Frauen die toten Vögel, und jedem wird ein dünnes Stäbchen durch den Schnabel in den Hals gesteckt. Die Vögel werden nicht ausgeweidet, sondern über ein helles Feuer gehalten, mit einem jungen Pandanusblatt-Viertel abgerieben, dann wieder über das Feuer gehalten, von neuem eingerieben und so zehn bis zwölf Mal abwechselnd, bis die Vögel eine schwarzgelbe Färbung angenommen haben. Man bewahrt sie darauf ein oder zwei Tage in einem Korbe auf und erwärmt sie, um sie zu essen, auf heißen Steinen.

6. Die Zubereitung des Hai und Narwal.

Diese Fische haben eine sehr raue Haut, die nicht abgeschabt oder abgezogen wird. Sie werden ausgenommen, und der Kopf abgeschnitten. Dann werden sie der Länge nach und quer in zehn bis zwölf Stücke zerteilt; nur der Narwal wird nicht der Länge nach durchgeschnitten. Dann werden sie wie Schweine gebraten und zubereitet, was jedoch länger währt, und zwar acht bis zehn Stunden.

Will man den gebratenen Fisch aufheben, so wird er sorgfältig fest in Palmblätter eingenäht und nochmals acht bis zehn Stunden in der Grube gebacken. Dann trocknet man die Stücke mehrere Tage an der Sonne und bewahrt sie in einer Kiste auf. Will man davon essen, dann wird ein Stück im offenen Feuer aufgewärmt.

7. Die Zubereitung des *irum*, *ekou* und *itsibap'*.

Diese Fische werden abgeschuppt, die Kiemen herausgeschnitten und die Eingeweide ausgenommen. Dann wickelt man sie in Kokospalmblätter ein und brät sie

¹ s. H.-B. I S. 340.

ebenso wie den Hai. Nachdem die Kochgrube geöffnet ist, schneidet man nach Bedarf von den Fischen ab. Der Rest verbleibt in der Grube und wird mit Palmblättern zugedeckt. Drei bis vier Tage kann der Fisch genießbar bleiben, doch muß man dafür sorgen, daß die Kochgrube nicht erkalte. Man unterhält deshalb in derselben ein kleines Feuer.

8. Die Zubereitung des Aales.

Dem Aal werden Kopf und Flossen abgeschnitten und die Eingeweide herausgenommen. Dann wird er zu einem Ringe zusammengebunden. Die Kochgrube ist diesmal trichterförmig; man füllt sie zunächst mit Palmholz an, schüttet Korallensteine darauf und setzt den Holzstoß in Brand. Wenn das Holz niedergebrannt ist, haben sich die meisten Steine in der Mitte der Grube angesammelt und nur wenige bleiben auf den Seitenwänden liegen. Der Aal wird in die Mitte der Grube gelegt und die glühenden Steine von den Wänden darüber gestreut. Dann packt man noch eine dicke Schicht *ededa*-Blätter oben auf und beschwert sie mit einer Matte. In kurzer Zeit ist der Aal gar.

9. Die Zubereitung der übrigen Fische.

Bei den übrigen Fischen werden die Kiemen herausgeschnitten, die Eingeweide und Schuppen entfernt. Auf dem Erdboden wird ein kleines Feuer angezündet, in dem man dann Steine erhitzt. Sind die Steine heiß, so legt man die Fische darauf und wendet sie mehrmals um, bis sie gar sind.

10. Die Zubereitung der Languste.

Die Languste wird nachts bei Fackellicht auf dem Riffe und am Strande unter Steinen gefangen. Man tötet sie durch einen Schlag auf den Kopf und backt sie in einer Kochgrube zwischen heißen Steinen, die mit *emet*-Blättern und einer Matte bedeckt werden. Die Languste ist gar, wenn sie rot ist. Oder man kocht sie heute auch im eisernen Topf im Wasser bis sie rot ist. Die Schalen werden zerbrochen und der Inhalt herausgesogen und gegessen. Kinder bekommen die Languste nicht zu essen, denn die Leute sagen, sie bekämen davon Bauchschmerzen.

11. Geröstete Kokosnuß.

Frisch gepflückte Kokosnüsse werden von den Fruchtstielen befreit und in ein hellbrennendes Feuer geworfen. Wenn das Feuer niedergebrannt ist, holt man die äußerlich stark angekohlten Nüsse aus der Asche heraus, wäscht die Früchte und bricht die verkohlte Schale ab. Der weiße Nußkern wird durchgekaut, der Saft hinuntergeschluckt und die holzigen Reste ausgespitten.

12. Die Zubereitung der Brotfrucht.

Die Brotfrüchte werden in grünem Zustande gepflückt und in eine große Grube geworfen, die vollständig mit *ededo*-Blättern ausgelegt ist. Die Grube wird dann fest

verschlossen und nach einer Woche wieder geöffnet. Die Brotfrüchte sind während dieser Zeit nachgereift, gelb geworden und haben sich zu einer klumpigen, in Gärung übergegangenen Masse zusammengeballt. Diese Masse wird auf einer Matte ausgebreitet und ungefähr einen halben Tag lang andauernd gewaschen und durchgeknetet. Es entsteht eine Art Teig, den man zu kleinen Laiben formt, und in *ededo*-Blätter gewickelt in einer Kochgrube zwischen heißen Steinen einen Tag über backt. Diese Brote heißen *spiro* und werden warm gegessen. Sie halten sich drei Wochen lang, müssen aber vor jedem neuen Genuß wieder erwärmt werden.

Die Brotfrucht wird auch roh genossen; dazu benutzt man die gelben, am Baume gereiften Früchte und schält sie vor dem Essen.

13. Melonen-Suppe.

Die Melonen werden geschält und in kleine Würfel zerschnitten, die in einem Topf mit Wasser und zwei Handvoll Reis aufgekocht werden. Sobald das Wasser siedet, tut man in Wasser geschwemmtes Mehl und Zucker hinzu und rührt das Ganze gehörig um. Die Suppe ist dann fertig.

14. Kürbis-Mus.

Der Kürbis wird geschält, in Stücke geschnitten und in einem eisernen Topf mit Wasser aufgekocht. Zweimal wird das Wasser abgegossen, erneuert und dann nach dem letzten Aufkochen fortgeschüttet. Hierauf zerquetscht man die Kürbisstücke, nachdem man vorher Kokosmilch hinzugegeben hat. Diese gewinnt man, indem fein geraspelte Kokosnuß in einem engmaschigen Netz ausgedrückt wird.

Das Mus wird mit Löffeln, *ipun*, gegessen, die aus Kokoschale gefertigt sind.

15. Papaya-Mus.

Die Früchte des Papaya-Baumes werden in reifem gelben Zustand gepflückt und entweder roh geschält oder gegessen und dann in eine Kochgrube mit gering erhitzten Steinen gelegt. Hier deckt man sie mit *erekogo*-Blättern und einer Matte zu. Nach einer halben Stunde wird die Grube aufgedeckt und die Papaya sind zum Genuß fertig.

16. Pandanus-Mus, *ekamararo edam*.

Die Pandanusfrüchte *edam* werden, wenn sie reif und abgefallen sind, aufgelesen und drei bis vier Wochen hindurch in einem Korbe getrocknet. Alsdann schält und kocht man sie in einem eisernen Topf. Etwa fünfmal wird das Wasser erneuert und wieder aufgekocht. Dann gießt man das Wasser ab, tut die Früchte in ein Holzgefäß und zerstampft sie mit einem hölzernen oder steinernen Schlägel zu Mus. Alsdann verührt man darin geraspelte Kokosnuß und schüttet zu dem noch warmen Gericht gegorenen Palmwein hinzu. Die Speise ist nun fertig und wird mit Löffeln gegessen.¹

¹ Die übrigen Gerichte, die aus Pandanusfrucht hergestellt werden, siehe weiter unten.

17. Brot(*bráua*)-Bereitung.

Mehl wird mit zwei Tage altem gegorenen *ekaráue*, Palmwein, zu einem Teig angerührt. Die Mischung wird in eine runde, flache, leere Konservendose getan und mit einem Blatte zugedeckt. Der gesäuerte Teig geht auf und wird dann in eine Kochgrube zwischen heißen Steinen gebacken. Auf die erste Dose setzt man eine zweite, doch ist deren Öffnung nach unten gerichtet. Heiße Steine werden um beide Dosen aufgeschichtet, und das Ganze mit *emed*-Blättern und einer Matte bedeckt. Nach mehreren Stunden ist das Brot fertig. Man läßt es abkühlen, ehe es genossen wird.

18. Herstellung des Palmweins, *ekaráue*.

Der Stengel einer abgeblühten Kokosrispe, an dem sich gerade die Fruchtsätze bilden, wird zu vierfüntel seiner Länge abgeschnitten. Den Rest bindet man an eine darunter befindliche Palmblattrippe fest, um somit den Stengel wagerecht zu halten. Zu unterst wird ein Gefäß, eine Kokoschale, eine Flasche oder ähnliches befestigt, in das der herausrinnende Saft hineintropft. Der Saft hat eine weißlichgraue Farbe; frisch getrunken schmeckt er süß,¹ nach kurzer Zeit aber gärt er und wirkt dann berauschend. Man kocht den Saft auch ein, dann wird er dick, rot und schmeckt sehr süß (Melasse).

19. Herstellung des *deráim*-Getränks.

Eine mittelgroße Flasche wird zu dreiviertel mit Palmwein und zu einviertel mit ausgedrücktem Zitronensaft gefüllt. Auch pflegt man vier kleine rote spanische Pfefferschoten zu zerquetschen und in die Flasche zu tun. Der Zitronensaft beseitigt die berauschende Wirkung des Palmweins; mit dem roten Pfeffer jedoch schmeckt das Getränk sehr scharf.

20. Herstellung des *beba*-Schnapses.

Man schneidet eine Anzahl roter Pfefferschoten durch und tut sie in eine Flasche mit Palmwein. Nach drei bis vier Tagen, wenn der Pfeffersaft sich mit dem Palmwein vermischt hat, holt man die Schoten heraus. Das Getränk berauscht sehr und beißt auf der Zunge.

Während diese Kochrezepte an sich nichts Besonderes darstellen, da auch in den anderen Gebieten der Südsee Gerichte in ähnlicher Weise zubereitet werden, kann man dies von der Herstellung der Pandanusdauerspeise nicht behaupten, da diese nur auf den Marshall- und Gilbert-Inseln und auf Kapingamarang hergestellt wird.

Die Herstellung der Pandanusdauerspeise, (*magür ejjet etänō*).²

In der Wirtschaft der Eingeborenen auf den hohen und niedrigen Karolineninseln hat der Brotfruchtbaum eine große Bedeutung. Seine Blätter, Holz und Früchte

¹ Frischer Palmsaft wird gern zur Säuglingsernährung verwendet.

² Angaben des Abubu und Kenemé'i.

sind dem Karoliner sehr wichtig; die ersten beiden dienen zur Herstellung fast sämtlicher Haushaltungsgeräte, Waffen, Fahrzeuge und aus den Letzten bereitet man eine sauerteigartige Dauerspeise, die in Gruben aufbewahrt wird und sich 15—20 Jahre hindurch hält. Auf den Marshall- und Gilbertinseln kommt der Brotfruchtbaum spärlich vor. Auf Nauru fehlte er noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts und wurde dort erst in den fünfziger Jahren eingeführt. Auf diesen brotfruchtarmen Inseln findet sich ein Ersatz in der Pandanuspalme. Sie überwiegt die Anzahl der Brotfruchtbäume, von denen Wälder, wie auf den Karolinen, hier unbekannt sind. Andererseits tritt dort der Pandanus zurück, der nur auf den Heiden der hohen Inseln zu größeren Gruppen vereint zu finden ist.

Die Arten der Pandanuspalme und ihre Bedeutung in der Eingeborenenwirtschaft.

Auf Nauru ist der Pandanus, *epö*, ein gemeiner Baum. Er gedeiht vorzugsweise auf den hoch gelegenen Teilen der Insel, von der wohl ein Fünftel mit Pandanus bewachsen ist. Den Eingeborenen ist er sehr wertvoll. Das Stammholz eignet sich gut zum Hausbau; die Blätter liefern das Material für die Mattenbereitung und für das Hausdach; die Früchte und die aus ihnen gewonnenen Speisen bilden geschätzte Bestandteile der täglichen Nahrung.

Die Eingeborenen kennen 56 verschiedene Abarten dieser Palme. Jede wird einzeln benannt. Die Namen richten sich nach dem Astbau, der Blattform, der Bezeichnung der Blätter, der Blüte, der Fruchtform, ihrem Geschmacke usw.

Die Arten des Pandanus. *Enporāba*, *Enimenōya*, *Enābuēn*, *Enībiterin*, *Enigāba*, *Enakōi*, *Eninipūm*, *Enuiāre*, *Enanōi*, *Enukukuŕākuané*, *Enāeo*, *Enaijūp'*, *Iŕiribē*, *Iriēp'*, *Iŕ*, *Ranaranāia*, *Deragadāu*, *Erebögubögu*, *Erebāitāk*, *Eremaro*, *Eredēpedēp*, *Erebuadenāuno*, *Ereabuāki*, *Erebina*, *Eredāni*, *Erebānuo*, *Erebāike*, *Eremajūjū*, *Erauūro*, *Erakōu*, *Erābūrübūr*, *Eramaŕēŕ*, *Erāijōŕār*, *Eramuimūi*, *Erabāu*, *Erārābituni*, *Erakaruuorūk*, *Erinenōra*, *Eriteu*, *Erurapēra*, *Erubuāite*, *Erokōiēo*, *Erogōmogōm*, *Erogadibāu*, *Eropuūtj*, *Eronibue*, *Erōkōouoŕoa*, *Etoedi*, *Eŕbitēŕ*, *Erboreŕi*, *Ergogo*, *Ertāuatānuu*, *Erbuganeŕen*, *Erkāoa*, *Ermuijūp'*, *Einār*.

Mit dem Eintritt der Regenzeit, *inedet*, im Oktober beginnt die Pandanusblüte, die dann im Januar zur Frucht heranreift. Der Entwicklung von Blüte und Frucht bringt der Eingeborene ein großes Interesse entgegen. Liebevoll widmet er ihr sein Augenmerk, und die geringsten Veränderungen erhalten einen besonderen Namen.

Namen von Blüte und Frucht des Pandanus.

eta baranapōn, die geschlossene Blüte,

ēmerōdu, die geöffnete Blüte,

etubuŕnōkui, Fruchtknoten so groß wie ein Tintenfischkopf,

oŕoŕ ebuiietēn, Blütenblätter sind von der Frucht abgefallen,

emāēranān, die unreife, harte, grüne Frucht,

obāñedarāñān, die unreife, harte, grüne Frucht etwas größer,
emea, die reifende Frucht,
etabāñ, die innen reifende Frucht,
edetiūñimōñin, die Frucht beginnt gelb zu werden,
obāñebīn, die halbreife Frucht,
emeróeo, die völlig rotgelbe, fast reife Frucht,
obāgatārā, die Frucht beginnt auseinanderzuplatzen,
ebuijubi, beim Berühren fallen die einzelnen Früchtchen herab,
ōñ, die völlig ausgereifte saftige Frucht.

Herstellung der Dauerspeise. Wenn die Pandanusfrüchte nahezu reif sind, beginnt man mit den Vorbereitungen zur Herstellung der Dauerspeise. Ein reges Leben herrscht dann auf der Insel. Die Familien verlassen ihre Häuser in den Dörfern; ziehen auf das hohe Land auf das ihnen gehörige Pandanusgebiet und richten sich hier für die kommenden Wochen häuslich ein. Häuser werden errichtet: ein Wohnhaus, *e oāk in mek*, ein Kochhaus, *e oāk in kāñom*, und ein Haus für den Bedarf an Feuerungsmaterial, *e oāk in buēdubuet*. Es sind einfache Hütten, deren Bestehen nur kurz ist. Nach der Pandanuserntezeit werden sie verlassen und sind bald verfallen. Sie bestehen aus vier niedrigen Pfosten, auf die ein dürftiges Dach gesetzt ist; und ähneln so unansehnlichen Schuppen.

Die Kochgruben werden hergerichtet; große und kleine Kochsteine, Korallen- und Phosphatschotter herbeigetragen und Feuerungsmaterial eingesammelt: trockenes Laub, Zweige, Äste, Palmwedel, Kokoshülsen und -schalen. Alles wird zu Haufen aufgeschichtet und in den Materialschuppen vor Regen geschützt.

Sind genügend Früchte reif, beginnt man mit der Arbeit.¹ Männer und Frauen sammeln die reifen Früchte ein und bringen sie in Körben zum Kochhaus. Lustig und munter geht es dabei zu. Alle sind froher Stimmung; Lieder werden gesungen und manches Scherzwort gewechselt.

Ein Teil der Früchte wird sogleich verzehrt, soviel ein jeder vertragen kann oder essen mag. Das süße, gelbliche, saftige Fleisch des an sich holzigen Fruchtgewebes wird mit den Zähnen und der Zunge herausgepreßt und -gesogen, und dabei tüchtig geschmatzt. Die Frucht hält man zwischen den Zähnen fest und dreht sie mit der Hand im Munde hin und her, um so den letzten Saft aus dem Gewebe herauszudrücken. Die holzigen Reste wirft man weg oder sammelt und trocknet sie, da sie ein gutes, stark hitzendes Brennmaterial geben. In Notzeiten werden die Reste auch aufgeklopft, um den bitteren, nußähnlichen Kern genießen zu können.

Die meisten Früchte sind zur Verarbeitung bestimmt. Zunächst werden sie geklopft, *eogōk erin opā*; das geschieht mit einem hölzernen Klöppel und soll die Früchte süßer machen. Dann werden die einzelnen Früchtchen vom Fruchtboden abgebrochen und in Haufen auf einer Matte ausgebreitet.

¹ Früher wurde sie mit besonderen Zeremonien durch Häuptlinge und zauberkundige Männer eingeleitet.

8 Hambruch: Nauru.

Nur wer arbeitet darf fortan noch Früchte roh genießen. Im Kochhause hatte man schon vorher ein ungefähr 3 m großes, $\frac{3}{4}$ m tiefes Loch, die Kochgrube, *eöm*, im Boden ausgehoben. Der Grund wird mit großen, flachen Steinen, *ēpen ijiniitöm*, bedeckt; darauf schichtweise Calophyllumholzkloben, Kokoshülsen, getrocknete, ausgekaute Pandanusfrüchtchen gelegt und dies Brennmaterial, *koōo bābā* angezündet. (Abb. 203).

Sobald das *koōo bābā* gehörig brennt, schüttet man neue Holzscheite, *eoeni*, darauf und packt zu oberst kleine Kochsteine, *etöm*. Diesen Ofen überläßt man nun sich selbst, bis er ausgebrannt ist. Die Steine werden dabei glühend heiß.

Dann holt man mit einer Art Feuerzange, *ekeribiribe*, die aus einem einmal geknickten, von Blättern befreiten Palmwedel besteht, die Aschen- und verkohlten Überreste des Brennmaterials heraus. Die heißen Steine werden ausgebreitet und mit den dreizähligen Blättern einer gelbblühenden Wickenart, *erekōgo*, und der Wedelia, *denuōnīnī*, völlig bedeckt. Auf diese grüne, bald versengte Unterlage legt man die aus-

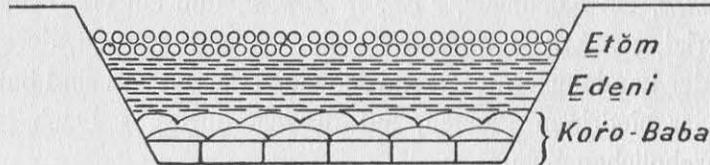


Abb. 203. Durchschnitt einer Kochgrube, *eöm*.

gepflückten Pandanusfrüchtchen. Damit kein Erdreich auf die Früchte purzelt, werden die freien Seitenwände der Kochgrube sauberlich mit breiten Terminaliabläthern, *erēdēta*, ausgekleidet. Dann begießt man die Früchte mit ungefähr 20 Schalen Wasser¹ und deckt die ganze Grube mit Terminaliabläthern zu. Nun beginnt das Kochen, *eomīn*, des Pandanus; damit es gut vonstatten geht, spricht man:

- | | |
|------------------------------------|--------------------------------|
| »Es steigt herab und steigt herauf | » <i>ātāgédū m'ātāgédū</i> |
| »und die Grube ist voll. | » <i>mā bērēdōbō.</i> |
| »Ich gieße Wasser hinzu, koche!« | » <i>dūdū māi iā, emākō!</i> « |

Um das Entweichen des Wasserdampfes zu verhüten, deckt man außerdem mehrere Matten über die Kochgrube und beschwert sie an den Seiten mit Steinen. Zwei bis drei Stunden währt das Kochen; dann nimmt man die Matten und Blattdecken fort und breitet die Früchte auf einer großen Matte aus.

Nun beginnt die zweite wichtige Phase der Speisebereitung, das Schälen und Schaben der Früchte.

Männer und Frauen setzen sich um die Matte. In den Händen haben sie ihre Schälmesser: Schwänze von fliegenden Fischen, *iūu in moō*, und Zahnkiefer von Papageifischen, *manāitū*. Neben ihnen stehen flache, aus Kokosblättern geflochtene Körbe, *inī*. Die Leute entfernen die harten Schalen der Früchte, und sammeln sie als Abfall,

¹ Nach der Menge von Pandanus bald mehr, bald weniger Wasser.

eoñēnafo, in den Körben. Die geschälten Früchte reichen sie einer zweiten Gruppe hinüber.

Hier sitzen junge Männer. Sie tragen Blumenkränze im Haar und Halsketten aus Blüten und wohlriechenden Blättern. Der festliche Aufputz besteht zu recht. Gilt doch das Schaben der Pandanusfrüchte als die ehrenvollste Arbeit, zu der sich die jungen Leute drängen. Sie gehen von einer Familie zu andern und bieten hier ihre Dienste freiwillig an. Beim Schaben und Reiben sucht jeder es dem anderen vorzutun, und wer zuerst fertig ist, seine Arbeit am schnellsten verrichtet hat, gilt als der Tüchtigste und wird als solcher belobt.

Die Ausrüstung dieser Jünglinge ist: ein Schaber, eine Kokoschale zum Auffangen des Pandanusbreis und ein Abfallkorb.

Der **Pandanusschaber**. *erānenof*, (Abb. 204) besteht aus zwei Teilen, dem langen, flachen, schmalen Sitzbrett, an das sich im stumpfen Winkel ein nach oben sich verjüngender Hals anschließt und hier einen breiten Holzring trägt. Ring, Hals und Sitzbrett sind aus einem Stück Hartholz geschnitzt. Der obere Rand des Ringes ist mehrfach durchbohrt. Durch die Löcher gehen die Befestigungsschnüre für einen zweiten Ring, dem eigentlichen kreisförmigen Schabemesser, das aus einer halben

Kokoschale mit abgesprengtem Bodenstück besteht. Zwischen Schaber und Holzring wird weicher Palmbast gelegt, um den beim Schaben entstehenden Druck auf den Holzring abzuschwächen und so ein vorzeitiges Zerbrechen des Schabemessers zu verhüten. Geschieht es, dann bohrt man auf beiden Seiten der Bruchstelle ein Loch und zieht die Ringhälften mit Schnüren zusammen. Die Höhe beträgt 27 cm, die Länge 68,5 cm.

Die Jünglinge setzen sich rittlings auf das Sitzbrett des Schabers, stellen neben sich den Korb und unter den Holzring eine Schale. Die geschälte weiche Pandanusfrucht wird an dem Schaber ring zerrieben. Man achtet darauf, daß die dabei entstehende süße Schabemasse, *etan̄i*, an der Innenseite des Schaber rings abfließt und in die darunter gestellte Fangschale fällt. Die holzigen Abfälle sammelt man in den Korb.

Fröhlich geht es bei dem Pandanusschaben zu. Gesänge begleiten die Arbeit, Einzel-, Gruppen- und Wechselgesänge.

— 1 —

— 1 —

Er fließt nicht heraus unser Süßsaft,
Denn er ist zu dick, oho!
:,: Es bricht der Hals des Schabers :,:
Denn Mädchen kochten die Früchte,
Das Kochloch war zu voll,
Denn er ist zu dick, oho!

»*Eōpudún ian áura etáno,*
»*bue eduédu oō!*
»*amā iterén, amā iterén,*
»*bue én ōmuñ māñri*
»*eabābā oñán anōm,*
»*bue eduédu oō!*

— 2 —

— 2 —

Pflücke diese da,
Pflücke diese da,
die andere hat schon ein anderer ge-
nommen.

»*Eoén námuenta,*
»*eoén námuenta,*
»*enān̄in kātēdeo.*

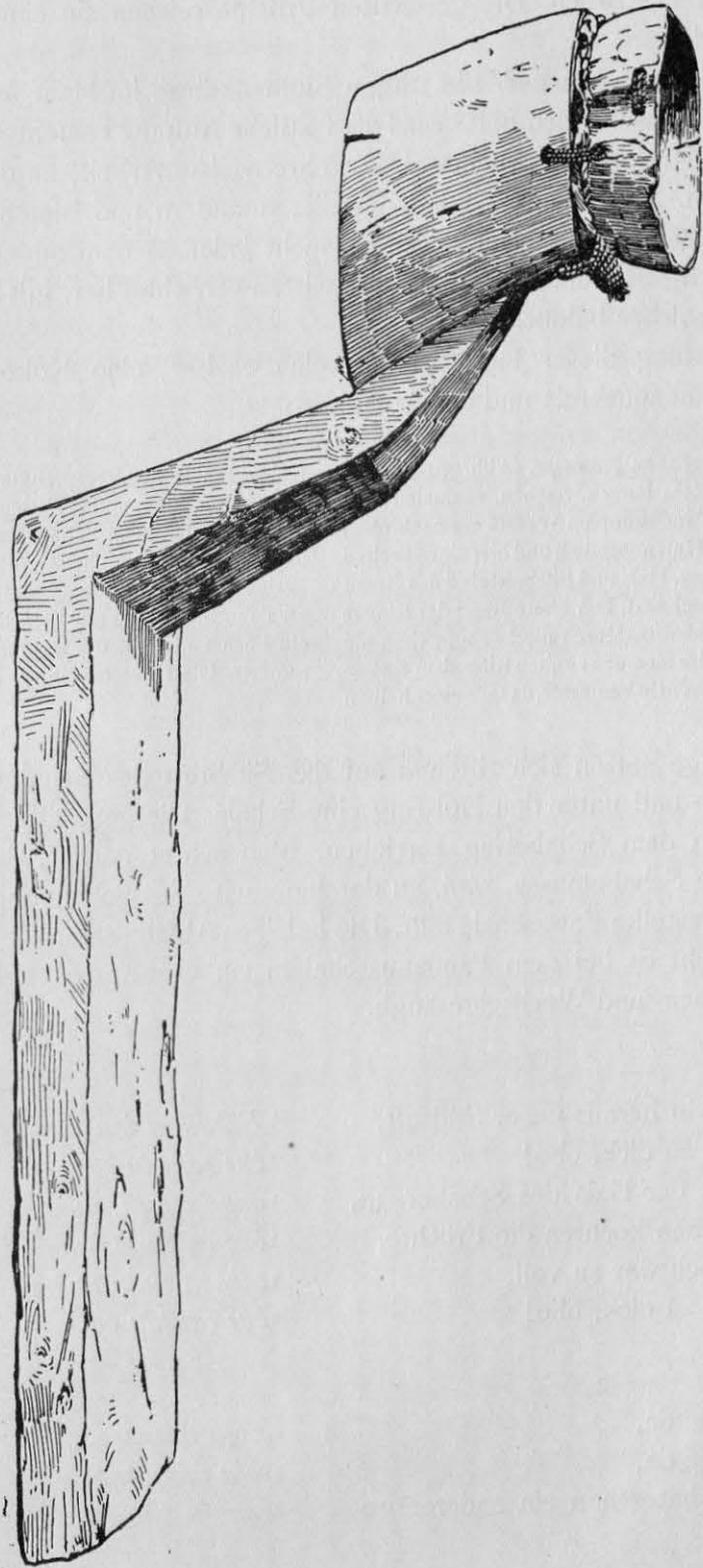


Abb. 204. Der Pandanusschaber, *gränzer*. S. Na. 156. $\frac{1}{2}$ w. G.

Zu dieser Frucht
ein Mann allein

kommt und sagt:

»Ich will sehen.« —

»Ich allein bleibe noch hier,
und du kümmerst dich nicht um mich,
denn du wirst mich nicht leiden mögen,
und wirst mich abpflücken,
und wirst mich speeren,
und wirst mich beißen,
da du gern Süßes ißt,
weil du ein wenig dich auch verstellst,
doch würdest du fortgehen,
so würde die Frau da kommen, mich
sehen
und mich dann pflücken.«

— 3 —

Sein Kochloch ist groß und wohlgefüllt.
Vierzig Päckchen trocknen in der Sonne
und werden zu Dämanao,¹ Dämanao,
oder auch zu Karän¹.

Sonst kommen von draußen Schweine
herbei

und fressen die Süßspeise auf.
Fettfalten hängen von ihren Bäuchen,
sie werden sich mästen,
sie werden recht fett.

— 4 —

Akarar und Akirer,²

Große und kleine Kuchen oho!

Bewahret die Abfälle auf
von den Fruchtböden,
von den Einzelfrüchtchen
und den Stengeln.

»anōpó ñea

amea ēkó

»ñea orēit opuān:

»a ñim áea.« —

»A to ōgi ini,

»me ueo ekēi duuetin aña,

»bue uo abiðn nāgā,

»me uo eueðn nāgā,

»me uo ebuēðn nāgā,

me uo ðmorøn nāgā,

»bue uo ije batá,

»bue uo derigo ñna,

»buo uináu gará,

»ogoriēt eē itā,

»me e ebion aña.«

— 3 —

»Erépirep ien anāuðn.

»erebiuuñ amā

»ma demanáo, demanáo,

»bue oá karen nāgā.

»Anām agár atot kumū

»mōnimōn nāna etaño.

»oródu iéiñ

»ouaken nāgā

»mañeben nāgā.

— 4 —

»Akarár, akirer

»ðpó me tetuuai ōō!

»okinerēi iñ

»író bogñ opó

»me eābarán ðpó

»me eānān ðpó!

Während das Schaben der Pandanustrüchte vor sich geht, werden im Kochhaus in der Kochgrube wiederum Steine erhitzt. Hierauf setzt man die einzelnen Fangschalen,

¹ Namen für Sorten der Pandanusdauerpeise.

² Vogelnamen.

bedeckt sie mit Terminaliabläthern und Matten und überläßt das Ganze die Nacht über sich selbst.

Das ist das zweite Kochen, *eaĩĩ*.

Am anderen Morgen werden die Hüllen abgedeckt. Die Frauen fertigen nun quadratische, frische Palmblattmatten an, *ĩmĩ*, und belegen sie dicht mit Hibiskusblättern. Darauf schüttet man die während der Nacht durch das zweite Kochen eingedickte Pandanus-süßmasse, *etaio*. Mit den Händen und flachen Hölzern klopft man sie glatt und formt sie zu runden Kuchen, *teduĩ*, die alsdann an der Sonne getrocknet werden.

So setzt man das Sammeln, Kochen, Schaben, Einkochen und Trocknen der Süßmasse fort, bis sich ein hinreichender Vorrat angesammelt hat.

Wenn diese Prozeduren zum letzten Male ausgeführt werden sollen, legt man eine Anzahl Früchte beiseite. Diese werden besonders, und auf andere Weise wie vorher verarbeitet. Das erste Kochen, *epmĩn*, geschieht wie es oben beschrieben wurde. Dann ändert sich das Verfahren. Man bringt eine lange, schmale Holzschüssel herbei, *ekuõ*, die einem Kanu ähnelt, wie es schon ihr Name sagt. Gelegentlich verwendet man auch ein altes Kanu für diese Zwecke.

Die Schaber setzen sich mit ihren Geräten an diese Schüssel, sechs bis sieben Leute

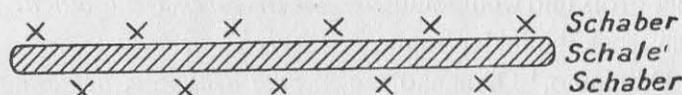


Abb. 205. Anordnung der Schaber um die Auffangeschale.

sitzen auf jeder Seite. Sie zerreiben die Pandanusfrüchte und lassen die Süßmasse in den Trog fließen. Hernach wird diese Masse in große, runde Körbe getan, *ero nĩ banu uũ*. (Abb. 205).

Die Körbe werden mit Blättern ausgelegt und eine ca. drei Finger dicke Lage des *ekuõ*-Inhalts hineingeschüttet. In diesen Brei werden die *teduĩ*-Kuchen hineingelegt und einer über den anderen gepackt, bis der Korb fast voll ist. Dann gießt man neue Süßmasse darüber, stülpt einen zweiten *ini*-Korb als Deckel darüber und schnürt Kokosbindfaden herum. Die dickflüssige *ekuõ*-Masse durchsetzt die Kuchen und verkittet sie so miteinander, daß das Ganze bald gleichförmig wird.

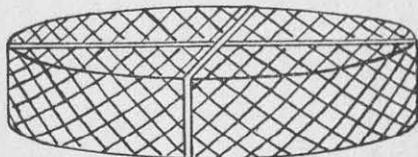


Abb. 206. Ein *kemeõõõ*-Paket.

Ein solches Paket heißt *kemeõõõ* und ebenso das Verfahren. Sie sind ca. $\frac{1}{4}$ m hoch und haben einen Durchmesser von ca. $1-1\frac{1}{2}$ m. (Abb. 206).

In dieser Hülle und Verschnürung wird die Süßmasse nochmals gekocht. Die Pakete legt man auf die heißen Steine der Kochgrube und deckt sie mit Blättern und Matten zu. Dies Kochen heißt *ĩĩĩ* und findet dreimal an drei aufeinander folgenden Tagen statt. Der Saft wird dadurch zu einer dicken zähen Masse.

Ist das Einkochen beendet, dann werden neue Matten und die *ekuø*-Schüssel herbeigebracht. Man öffnet die *kemeřořo*-Pakete und schüttet den Inhalt in die *ekuø*-Schüssel. *irida* nennt man es und beginnt mit dem Durchkneten, *ekanóbuerobó*, der zähen Süßmasse. Das geschieht mit flachen Hölzern, *eārāritt*, mit denen man in dem Teige hin- und herfährt, um ihn von den noch darin enthaltenen Fasern zu befreien. Die gereinigte Masse wird darauf auf den Matten ausgebreitet und zu Kugeln, *ekapotano*, die ungefähr 30 cm Durchmesser haben, zusammengerollt. Jeder fertigt sich zwei bis drei Kugeln an.

Nun macht man aus Zweigen und Palmblattrippen eine rostähnliche Darre, *erataño*; die Stäbe werden untereinander verbunden und mit grünen Blättern bedeckt. Die *ekapotano*-Kugeln werden ungefähr in einviertel Handvoll große Portionen zerlegt, die in engen Reihen nebeneinander auf der Darre angeordnet werden. Mit flachen Holzstäbchen oder den Händen plattet, *ereberep*, man die einzelnen Häufchen ab, streicht sie mit Blättern glatt und trocknet, *eorjada*, die flachen Kuchen in der Sonne.

Dann fertigt man eine zweite Darre an, *eraniuiiütt*, die der ersten völlig gleicht, bedeckt die Kuchen mit Blättern und breitet die neue Darre darüber. Durch einige Schnurumwicklungen werden beide Darren miteinander befestigt und das Ganze um-

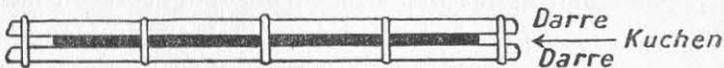


Abb. 207. Trocknen und Pressen der *eorida*-Kuchen.

gekehrt, so daß die erste, vorher untere Darre zur oberen wird. Die Schnüre werden nun gelöst, die obere Darre abgenommen, die Blätter entfernt, so daß auch die andere Seite der Kuchen von der Sonne getrocknet werden kann. (Abb. 207).

Ist dies Trockenverfahren beendet, dann nimmt man einen dünnen, geraden Stab und rollt damit die Kuchen auf, *éjin*. Die Länge und Dicke der Rolle richtet sich nach der Länge und Breite der benutzten Darren. Die aufgerollten Kuchen werden sorgfältig mehrmals in besonders ausgesuchte Pandanusblätter eingehüllt und dann fest verschnürt. Eine solche Dauerspeisenrolle heißt *itūm*. Man hängt sie unterm Dach im Hause auf und genießt zunächst nichts davon, denn jeder trachtet danach, möglichst viele *itūm* zu besitzen.

Auf diese Weise stellt man die beste Sorte her, die *itūm etaño*; eine geringere Sorte ist die *itūm in karēbe*. Sie wird folgendermaßen gewonnen:

Die beim Schaben der gekochten Pandanusfrüchte in Körbe eingesammelten Abfälle (s. S. 115) werden in ungefähr 1 m lange, flache *eko*-Schalen geschüttet und hier mit schweren Holzschlägeln zu einer breiigen Masse zerstampft, *eteuūu*; darauf entleert man sie auf *ini*-Matten und formt aus dem Brei runde Kuchen, die an der Sonne getrocknet werden. So wird alle drei Tage der Abfall verarbeitet.

Ferner holt man reife, aber ungekochte Früchte herbei, schneidet den Stengel ab, entfernt die etwa noch unreifen Teile und zerstampft die ganze Pandanus mit dem

Fruchtboden. Die so erhaltene Masse, *karébe*, wird in Gruben gedämpft (s. S. 114) und daraus Kuchen geformt, die zunächst ebenfalls an der Sonne getrocknet werden. Sie werden zusammen mit den Abfallkuchen in dieselben Körbe getan. In der Kochgrube wird ein neues Feuer entzündet; Stäbe sind rings um das Loch in den Boden eingerammt und dagegen lehnt man die Abfall- und *karébe*-Kuchen, um sie wie Toast zu rösten. Zum Schluß werden sie mit Hölzern zu großen Fladen, *coienapo*, ausgeschlagen.

Diese werden in langen aus Pandanusblättern geflochtenen Körben aufbewahrt und mit Schnüren fest umwickelt.

Aus den jungen Blättern und Blattstengeln wird übrigens ein angenehm schmeckendes Gemüse gekocht.¹

Im übrigen darf sich jeder in der Pandanuserntezeit nur mit der Herstellung der Dauerspeise beschäftigen. Alle anderen Berufe, Interessen, Fehden usw. ruhen.

Eine schöne Sitte bestimmt, daß mit dem Schluß der Ernte den alten Leuten, die sich nicht mehr oder nur wenig an der Herstellung beteiligen können, im Dorfe ein besonderes Ehrengeschenk auszuhändigen ist. Jeder bringt von seinem Vorrat, von beiden Sorten, ein Stück, *inim*, herbei und um es den Alten zu überreichen.

Mahlzeiten. Regelmäßige Mahlzeiten kennen die Eingeborenen nicht. (s. H.-B. I. S. 292). Man ißt, wenn man gerade Lust dazu verspürt. Die Hauptmahlzeit findet abends statt; bleibt etwas davon übrig, so wird es am nächsten Morgen gleich nach dem Aufstehen verzehrt. Die Bewohner einer Hütte pflegen zusammen zu essen; die Finger ersetzen dabei Gabel, Löffel und Messer, die sonst nur sehr selten verwendet werden. Im allgemeinen ißt man mäßig; nur bei Festlichkeiten weicht man davon ab; dann werden Essenmengen vertilgt, von denen man sich als Europäer nur schwache Vorstellungen macht! Irgendwelche Anstandsregeln gibt es bei den Mahlzeiten nicht; man schlürft, schmatzt und zeigt das Gesättigtsein durch wiederholtes kräftiges Rülpsen an. Nach jeder Mahlzeit erfolgt eine gründliche Reinigung des Mundes und der Zähne mit Wasser und Sand. (s. S. 1). Früher wurde den Hausgeistern Essen geopfert (s. H.-B. I S. 277); auch hatte die junge Mutter nach der Geburt eines *temonibe*-Kindes bestimmte Essenssitten zu beobachten (s. H.-B. I S. 248). Auch sonst darf eine Frau während ihrer Schwangerschaft eine Reihe Speisen nicht genießen (s. H.-B. I S. 242) und im gewöhnlichen Leben nie das berühren, was ihr ältester Sohn oder ihre älteste Tochter angerührt oder getragen hat.

Genußmittel.

Reiz- und Genußmittel sind früher auf Nauru unbekannt gewesen. Die Gilbertleute lernten im Verkehr mit den Weißen das Vergären des Palmweins, *ekāue*, der bis dahin ein Mittelding von Nahrungs- und Genußmittel gewesen war. Frisch abgezapfter Palmwein (s. S. 111) hat einen sehr süßen Geschmack; der starke Zuckergehalt befördert ein schnelles Gären, so daß nach 12—20 Stunden das ursprünglich harmlose

¹ Kochrezepte für die Verwendung der Dauerspeise s. H.-B. I S. 119 u. u. 120 und H.-B. II S. 111.

Getränk stark berauschend wirkt. Gilbertmissionare machten die Eingeborenen mit diesem alkoholischen Getränk bekannt, das bald eine allgemeine Verbreitung auf der Insel bekam, denn im Verkehr mit den Europäern war man schon an den Rum und Genever gewöhnt worden. Der überreichliche Genuß des gegorenen Palmweins führte zu schweren Ausschreitungen, Streitigkeiten, Kriegen (s. H.-B. I, S. 15), die erst aufhörten, als Nauru Deutsch, und von der Regierung der Verkauf von Spirituosen oder deren Selbstherstellung streng verboten wurde. Seitdem genießt man den Palmwein wieder in alter Weise süß oder trinkt den eingekochten Saft zusammen mit Wasser (s. S. 111). Einen Ersatz für den gegorenen Palmwein hat man im *deraïm* (s. S. 111), dessen Schärfe dem minderwertigsten Genever nichts nachgibt und dem *beba* (s. S. 111). *deraïm* ist harmlos, während *beba* wohl berauschend wirkt, wenn es in größeren Mengen getrunken wird. Die vereinten brennenden und ätzenden Wirkungen von Alkohol und spanischem Pfeffer verbieten zum Glück seinen ausgiebigen Genuß.

Tabak wird auf Nauru selbst nicht gebaut, sondern in der Form des bekannten amerikanischen Stangentabaks vom Händler bezogen. Die Stange wird nach Bedarf in kleine Stückchen zerschabt und das Tabakpulver zwischen getrockneten Bananenblattfetzen, Papier als Zigarette und aus Ton- oder Holzpipen geraucht. Gelegentlich stellt man sich solche Pfeifen nach europäischen Vorbildern auch selbst her.

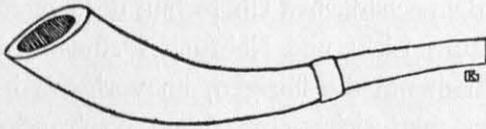


Abb. 208. Pfeife. Mus. Berl. VI. 25303. $\frac{1}{2}$ w. G.

Mus. Berl. VI. 25303. Pfeife. (Abb. 208). Die Tabakpfeife ist aus einem Stück Holz nach dem Vorbilde einer Meerschaumspitze geschnitzt. Mundstück, Verbindungsring und Pfeifenkopf sind naturgetreu nachgebildet und unterschieden.

Geraucht wird von jedermann, Groß und Klein; ob männlich oder weiblich macht darin keinen Unterschied.

6. Der Nahrungserwerb.

Vegetabilische Nahrung. Man wird sich auf Nauru vergeblich nach einem systematischen Feldbau umsehen. So etwas gibt es dort nicht; erst in jüngster Zeit hat der gelegentliche Anbau von Bananen, Gurken, Kürbisen und Tomaten die ersten Ansätze dazu gezeitigt. Diese sind jedoch von so untergeordneter Bedeutung, daß man sie ruhig übergehen kann, zumal sie unter europäischer Anleitung erfolgten. Das Fehlen des Taro, dessen Kultur sorgfältigster Pflege bedarf, erklärt den Mangel des Feldbaues. Die zum Leben erforderlichen Früchte, und als solche kommen eigentlich nur die von der Kokos- und Pandanuspalme in Betracht, werden nicht angepflanzt, sondern man überläßt den Nachwuchs sich selbst, der so reichlich ausfällt, daß die Eingeborenen allgemein einen Überfluß an Fruchtbäumen besitzen. Eine regelrechte Pflege der Palmen, die in dem Abschlagen der alten und dem schädlichen Überschuß der jungen Palmen bestehen müßte, welche sich gegenseitig Licht und Nahrung fortnehmen, würde den Fruchtertrag erheblich steigern. Auch um die übrigen, im vorigen Abschnitt erwähnten Nahrungspflanzen, kümmert man sich nicht; deren Nachwuchs regelt sich von selbst. Und nur nach trockenen Jahren, in denen der Brotfruchtbaum und die Bananen eingehen, pflegt man von den Karolinen her neue Kulturen einzuführen und anzupflanzen. So erntet der Eingeborene meist ohne zu säen und betreibt eine ausgedehnte Sammelwirtschaft.

Animalische Nahrung. Die Beschaffung der Fleischnahrung erfordert mehr Arbeit. Den Hauptanteil daran hat die Fischerei; ihr gegenüber haben Tierzucht und Jagd eine sehr untergeordnete Bedeutung.

Die Tierzucht besteht darin, daß man eine Reihe der mit Ausnahme der Hühner eingeführten Haustiere wie Schweine, Hunde, Katzen und Enten an sein Haus gewöhnt. Die Farbunterschiede gewährleisten bei dem geringen Vorkommen dieser Tiere ihre Sicherheit; Diebstahl ist selten. Und ihre Ernährung erfolgt durch die fortgeworfenen Speisereste und Abfälle; eine regelrechte Pflege und Fütterung der Tiere gibt es nicht.

Die Jagd wird mit Hunden, Fallen, Schleudern und Netzen ausgeübt. Siehe Jagd auf Katzen und Hühner S. 107, auf Fregattvögel H.-B. I S. 282 ff. und II S. 107, auf Möwen S. 107, auf braune Seeschwalben S. 108 und den Fang von Ratten S. 67.

Fischerei. Zum Fischfang bietet sich an der Insel viel Gelegenheit; der Fischreichtum ist groß; auch die Arten sind sehr zahlreich, sollen die Eingeborenen doch über

300 verschiedene Fische¹ kennen. Allerdings sind nicht alle Arten jederzeit in der Nähe der Insel anzutreffen, einzelne halten sich nur während bestimmter Monate dort auf. Unter diesen vielen Arten trifft der Eingeborene eine Auswahl; nicht alle sind genießbar, manche auch giftig. Er sucht sich nach seinem Geschmacke die besten aus und hat für die einzelnen Arten besondere Fangmethoden erdacht, die sich der individuellen Beschaffenheit der einzelnen Fischformen anpassen.

Der Fischfang wurde früher nur für den eigenen Haushalt und die *temonibe* betrieben, welche allein im Besitz der Fischereigerechtsamen sind. Heute geht man ihm energischer nach; denn die Küche der Kolonie bedarf vieler Fische, um in die täglichen Mahlzeiten, die größtenteils aus Konservengerichten bestehen, genügend Abwechslung zu bringen. Da die Fänge gut bezahlt werden, betreibt der Naurumann gern die einen klingenden Lohn einbringende Fischerei.

Fische und Fischerei sind dem Schutz der Geister unterstellt. Als Beherrscher der Fische gilt *Bageoa*, der einst auf Geheiß des Weltvaters *Areop enap* die Fische schuf (s. H.-B. I S. 384); ihn unterstützen die Seelen der Abgestorbenen, die in Buitani die Fischzäune öffnen, damit das Meer reich mit Fischen bevölkert ist (s. H.-B. I S. 267). Die schmackhaftesten und am meisten geschätzten Fische sind von zwei Kulturherren Naurus geschaffen worden, so der *irum* von *Arâimin* und der *ibia* von *Aninimanâu*, der auch das erste Fangnetz anfertigte. (s. H.-B. I S. 396). Und wie auf der Insel der Busch und die einzelnen Landteile von bestimmten Dämonen (s. H.-B. I S. 277) bewohnt und behütet werden, so haben auch Meer und Riff ihre Geister, die allerdings immer nur in einem begrenzten Gebiet ihre Wirksamkeit ausüben können. (s. unten »Fang mit Reusen«). Der Eingeborene fürchtet sie und wird nie seine Ausbeute an Land bringen,² ohne auf dem mit Palmwedeln geschmückten Stein, dem Altar und Sitz des Meergeistes eine Opfergabe an Fischen niederzulegen.

Das Riff samt dem daranstoßenden Meer ist zwischen den einzelnen Gauen aufgeteilt, in denen nun die *temonibe* das Besitzrecht und die Fischereigerechtsamen ausüben; denn der gemeine Mann besitzt wohl ein wenig Land, vom Meer und Riff gehört ihm nichts. Wer fischen will, muß daher von den einzelnen Besitzern eine Erlaubnis dazu einholen; sie wird ihm selten versagt, da der Eigentümer hernach einen Teil des Fanges als Bezahlung erhält.

Beim Fang selbst müssen manche Gebräuche genau eingehalten werden, damit er lohnend ist. Zuweilen (s. Fang mit Reusen) hatten die Fischer eine besondere Vorbereitungszeit durchzumachen, Speiseverbote, Weiberenthaltung usw. wurden streng befolgt. Alle Tiefwasserfische werden, nachdem sie an Land gebracht sind, stets mit dem Kopf nach dem Inland zeigend niedergelegt. Der eigene Fang darf nicht verzehrt werden, sondern man muß ihn, selbst wenn der andere minderwertiger ist, eintauschen. Die besten Fische werden herausgesucht, z. T. als Opfergaben niedergelegt und z. T.

¹ Diese Zahl verringert sich wohl, wenn man beachtet, daß ein und derselbe Fisch in den verschiedenen Lebensaltern besondere Namen trägt. Man vergleicht hierzu unten die Namengebung beim *Ibia*-Fisch.

² auch heute noch!

dem *temonibe* abgegeben. Den Rest tragen die Frauen in die Hütte; Männer dürfen sich dieser Arbeit nicht unterziehen (Tafel 4,4). Ausgenommene Fische dürfen nicht an Land gebracht werden, ebenso darf das Kanu nicht eher auf den Strand gezogen werden, bis sämtliche Fische herausgeholt sind.

Männer und Frauen üben die Fischerei aus, aber selten gemeinsam. Die Fischerei der Frauen beschränkt sich auf den Strand und das Riff, wo kleine Fische in Körbchen, Gelegenheitswehren und in Treiben gefangen und gleichzeitig eßbares, niederes Seegetier aller Art, als Schnecken, Muscheln und Krebse, eingesammelt oder ausgegraben werden. Nur in wenigen Fällen beteiligen sich die Frauen auch am Fischfang vom Kanu aus. Die Kanufischerei gehört zu den Obliegenheiten der Männer.

Dieser Fischfang wird nun auf mannigfaltige Weise betrieben. Mein Gewährsmann, der alte *Auiyeda*, der selbst ein erfahrener Fischer ist, beschrieb mir 53 Methoden, bei denen folgende Geräte: Angel, Schlinge, Netz, Speer, Korb und Reuse als Hand- und automatische Geräte, Keule und Köder aller Art als wichtige Hilfsutensilien verwendet werden.

Übersicht über die Fischerei-Methoden.

Fangart	Anzahl
1. Leine und Köder	3
2. Leine mit vergänglichem Haken	2
3. Leine mit dauerndem Haken	19
4. Leine und Angelstock	2
5. Leine und Hakenkette	3
6. Leine, Haken und Senker	4
7. Speer	2
8. Schlinge	4
9. Beutelnetz	1
10. Beutelnetz und Fackel	1
11. Fischtreiben mit Stellnetz	4
12. Senknetz	2
13. Bojenangel	1
14. Korb	1
15. Reuse	2
16. Fischzucht und Arten des Ibia-Fangs	2

Leine und Köder.

Diese Art des Fischfangs ist sehr einfach. Man benutzt dazu eine dünne, gedrehte Leine aus Kokosfasern, an deren einem Ende ein Köder angebunden wird, während man das andere in der Hand behält. Die Fische werden durch den Köder herbeigelockt und beißen sich daran fest. Sie werden dann mit Leichtigkeit aus dem Wasser gezogen und entweder in einem darunter gehaltenen Netz aufgefangen oder auf das Land geschleudert und aufgesammelt.

Wenn man eine Kokosleine nimmt und sie an einem Ende dünn auszieht und daran als Köder kleine Schnecken bindet, fängt man den Fisch *eařo* (ein kleiner blauer Fisch).

1.
Tinia uo řiriñ eānākebua irin me eke ime uo koř a ekenibe eken hana dogoiññn uo gōna iu hana eařo.

Wenn man eine Eidechse fängt, sie an eine Leine bindet und diese ins Wasser wirft, dann wird man einen silberglitzernden Fisch fangen, der *etaūmuenāi* heißt.

2.
Tinia uo iba eotēt iōn me uoi a eānākebua uo nān orōijedu imāgo uo kōna iu hana emuēnde egen bue etaūmuenāi.

Ekārakuate heißt eine Methode, bei der man als Haken einen Granat verwendet, mit dem man folgende Fische fängt: *īpo*, *iūro* und *iūdūt*.

3.
Ekārakuate, ei einhauoř iōn hea uo gadage a eoē eākorōř iōn me uo nān kōna iu hānā ipo ma iūro me iūdūt.

Mit einer Leine, die ungefähr zehn Faden lang ist, und einem *enar* (grüner Fisch) als Köder, taucht man und fängt den *etōm* und *iūro*.

4.
Earu ebuetin kōiyā ua ea guñaēn me ekenibe hana enar me uo nān gōdu me gōna eu hana etōm me iūro.

Leine mit vergänglichem Haken.

Die Ausrüstung bei dieser Fischerei ist sehr gebrechlich. Als Haken werden Pandanusblattdornen und Fischgräten verwendet, die an die Leine geknüpft und mit einem Köder versehen werden. Meistens fängt man damit kleine Fische, die später selbst als Köder Verwendung finden. Bei dieser Fischereimethode gebraucht man auch Fanggeräte, *e kabi*, die mit den unten zu besprechenden Angeln eine gewisse Ähnlichkeit haben. Sie bestehen aus einem knaufartigen Stück Leichtholz, an dessen unterem Ende eine Schnur aus mehreren verknoteten, trockenen Mittelrippen von Kokosblattfiedern befestigt ist, an der mittels einer Schlinge der Köder hängt (Abb. 209 u. 210).

S. Na. 182. Handangel, *e kabi*. (Abb. 209). An einem kegelförmigen Handgriff aus Leichtholz ist eine aus drei Kokosfiederrippen geknüpfte Leine befestigt, die unten zur Aufnahme des Köders in einer Schlinge endet. Mit dem horizontal gestellten eingebundenen Hölzchen wird die Schlinge zugezogen. Die Länge der Leine beträgt: 29 cm.

S. Na. 183. Handangel, *e kabi*. (Abb. 210). Die Angel ähnelt der eben beschriebenen; die Leine besteht aus zwei miteinander verknoteten Kokosfiederrippen; in der Schlinge ist ein kleiner Köderfisch befestigt. Die Länge der Leine beträgt 27 cm.



Abb. 209.
Handangel,
e kabi.
S. Na. 182.
1/3 w. G.

Abb. 210.
Handangel,
e kabi.
S. Na. 183.
1/3 w. G.

Man holt sich einen Dorn von einem Pandanusblatt, bindet ihn an eine Kokoschnur, versieht ihn mit einem kleinen Einsiedlerkrebs als Köder und fängt damit die kleinen Sardinen.

Wenn man einen kleinen Fisch fängt, bricht man die erste vordere Flossengräte heraus,¹ befestigt sie an einer Leine und diese an einen fingerlangen Handgriff; man fängt damit kleine Fische, die Ägapinaro heißen.

Leine mit dauerndem Haken.

Von dieser Fischereimethode macht man den ausgiebigsten Gebrauch; sie bietet die meiste Abwechslung und benötigt als Fanggeräte: Leine, Haken und Spinner.

Als Leine, *eāru*, verwendet man gedrehte Schnüre aus Kokosfaser, Hibiskusbast und Seegras, die heute vielfach durch gekaufte europäische Schnüre aus Baumwolle und Hanf ersetzt werden. Diese Fischleinen werden in den verschiedensten Längen und mannigfaltigsten Dicken gebraucht.

Die Haken, *ēog* (Abb. 211—215), bestehen aus Kokoschale, Perlmutter und Hartholz. Sie werden in derselben Weise hergestellt, wie es in der Monographie über Wuwulu und Aua S. 110 beschrieben ist. Es gibt schmale und breite Haken. Die ersten werden aus Kokoschale und Hartholz (Abb. 211, 212, 215), die anderen aus Perlmutter (Abb. 213, 214) angefertigt. Die Spitze ist bei diesen stärker gerundet und einwärtsgekehrt als bei den hölzernen Fischhaken. Das stumpfe Ende ist einmal (Abb. 211, 213, 214) oder zweimal (Abb. 212) eingekerbt, auch rechtwinkelig nach außen hin umgebogen (Abb. 211, 213, 214), um hier die Fischleine zu befestigen und vor dem Abgleiten zu sichern. Die Befestigung erfolgt in der Weise, daß ein dünnes, 10—20 cm langes Band aus Hibiskusbast in der Mitte gefaltet und mehrmals um das stumpfe Hakenende geschlungen wird; die freien Enden des Bandes werden zweimal durch diese Halteschlingen hindurchgezogen, verknotet und dann entweder zu einer Schnur zusammengedreht oder dazu miteinander verflochten; diese Schnur wird an die eigentliche Fischleine geknotet oder mit ihr zusammengesplißt.

S. Na. 132. Fischhaken, *ēog* (Abb. 211). Haken aus Kokoschale mit rechtwinkelig nach außen stehendem Zapfen zur Sicherung der Befestigungsschnur.

¹ Vergl. KRÄMER: Samoa II. Bd. 194,2.

5.

Uo ōni eoe iōn, ſea emārū, me koŕ a euerēn anakebua me kaniben ſana eōm kadudu, me uo nān gōna muiana iu dāubānō.

6.

Tinia uo gōna iū iōn kadudu, uo nān roda merārīn obēn me ſāea aten me uo kōŕā itōba iōn takēi ārākuūt tinibem; me uo nān kōna iu ſana erep ēān, egen bue egapindro.

Mus. Berl. VI. 25307. Fischhaken, *ēog* (Abb. 212). Haken aus Kokoschale mit doppelter Kerbe zur Aufnahme der Befestigungsschnur.

Samlg. DELAPORTE. Fischhaken, *ē oē* (Abb. 213). Haken aus Perlmutter mit stark einwärtsgekrümmter Spitze und zweifacher Kerbe zur Aufnahme der Befestigungsschnur.

Samlg. DELAPORTE. Fischhaken, *ē oē* (Abb. 214). Haken aus Perlmutter.

S. Na. 31. Fischhaken und Senker, *ē oen áru* (Abb. 215). Aus Calophyllumholz hergestellter v-förmiger Haken, der zum Fang von Haien, Purgierfischen usw. benutzt wird. Die Schenkel sind ungleich lang und rund-

lich im Querschnitt; die Oberfläche ist geglättet. Der längere Schenkel trägt in einer Kerbe die Befestigungsschnur. An dem kürzeren Schenkel ist der eigentliche Haken, *muin* (= Zahn), ein einwärtsgerichtetes, rechtwinkelig umgebogenes, zugespitztes Hartholz- oder Knochenstück, in eine Nute eingelassen und mit Schnüren befestigt.

Die Verwendung des Hakens samt Senker siehe unten. Länge des Hakens: 17 cm, des Senkers: 9 cm.



Abb. 211.
Fischhaken, *ē oē*.
S. Na. 132. $\frac{1}{1}$ w. G.



Abb. 212.
Fischhaken, *ē oē*.
Mus. Berl. VI. 25 307.
 $\frac{1}{1}$ w. G.



Abb. 213.
Fischhaken, *ē oē*.
Saml. DELAPORTE.
 $\frac{1}{1}$ w. G.



Abb. 214.
Fischhaken, *ē oē*.
Saml. DELAPORTE.
 $\frac{1}{1}$ w. G.

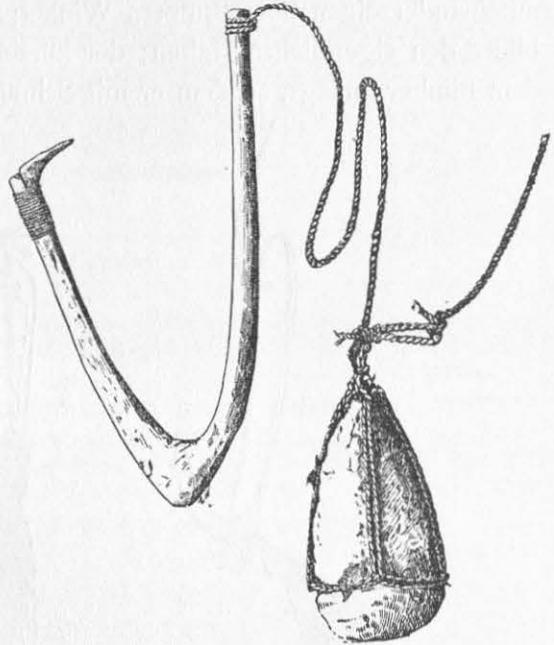


Abb. 215.
Fischhaken und Senker, S. Na. 31. $\frac{1}{2}$ w. G.

Die Spinner, *e kōu* (Abb. 216—218), haben sämtlich das gleiche Aussehen; sie unterscheiden sich durch das Material, aus dem sie hergestellt werden. Der Spinner besteht aus drei Teilen:

dem Blinker: *ārīn báuo*,

dem Haken: *ērō*

und der künstlichen Fliege: *itub'*,

die durch eine dünne Bindschnur zu einem Ganzen vereinigt werden.

Den Blinker fertigt man aus dem Mittelteil fossiler Tridacna- (Abb. 216 u. 218) oder der Perlmuttermuschel (Abb. 217) an. Auch sind von Banaba (Ocean Island) eingeführte Blinker aus Aragonit im Gebrauch. Diese Blinker sind fischähnlich geschliffen, geglättet und poliert; die beiden Enden sind durchbohrt; in dem oberen Loche,

das sich im breitesten Teil des Blinkers befindet und sich von vorn nach hinten erstreckt, die Halteschnur ist befestigt. Diese wiederum wird an der eigentlichen Fischleine verknotet; durch das untere Loch, das durch den sich verjüngenden Teil des Blinkers von rechts nach links gebohrt ist, laufen die Schnüre, welche Haken und künstliche Fliege gleichzeitig mit dem Blinker verbinden.

Der Haken besteht aus Menschenknochen (Abb. 216 u. 218) — man verwendet dafür gern die Jochbogen oder die Randknochen der Augenhöhle — oder aus Kokoschale (Abb. 217). Er ist zweischenklig; beide Schenkel sind ungleich lang und bilden miteinander einen überstumpfen Winkel; der lange Schenkel ist vorn zugespitzt und bildet den eigentlichen Haken; der kürzere wird so zurechtgeschliffen, daß er scharf dem Blinker anliegt, an dem er mit Schnüren festgebunden wird.

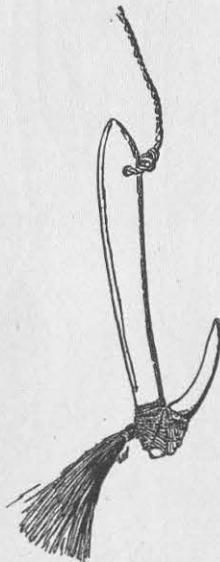


Abb. 216.
Spinner, *e kou*.
S. Na. 16. $\frac{3}{4}$ w. G.

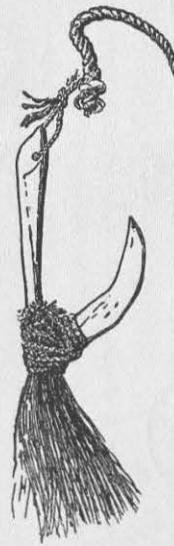


Abb. 217.
Spinner, *e kou*.
S. Na. 129. $\frac{3}{4}$ w. G.



Abb. 218.
Spinner, *e kou*.
S. Na. 32. $\frac{3}{4}$ w. G.

Als künstliche Fliege benutzt man Hibiskusbast (Abb. 218), Menschenhaare (Abb. 216, 217), Schweine- und Hundehaare.

Die Bindeschnüre für Haken und Fliege bestehen aus sehr dünnen, gedrehten Kokos- oder Hibiskusbändchen, oder man verwendet auch feine, aus Menschenhaaren geflochtene Schnüre dazu. Beim Binden des Hakens verfährt man folgendermaßen: Die Schnur wird durch das untere Loch im Blinker geführt und zunächst oberhalb des Loches einige Male um sein unteres Ende gewickelt; darauf paßt man den Haken mit nach oben gerichteter Spitze an den Blinker und befestigt ihn mit vielen Umwicklungen über sein nach unten weisendes stumpfe Ende, die oberhalb und unterhalb des Hakens, horizontal, vertikal und kreuzweise verlaufen. Über diese Schnüre wickelt man gelegentlich zur Sicherheit noch eine zweite, stärkere Schnur oder verkittet die Umwicklungen mit Baumharz (Abb. 218).

Die Spinner und Haken werden in besonderen, sauber gearbeiteten Gitterkästchen (Abb. 219) aufbewahrt.

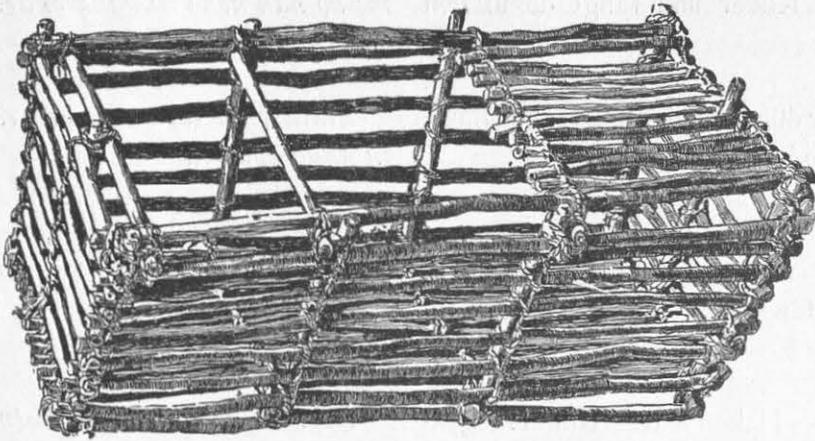


Abb. 219.

Kasten zur Aufbewahrung der Fischhaken und Spinner. S. Na. 17. $\frac{1}{2}$ w. G.

S. Na. 16. Spinner, *e kōu* (Abb. 216). Blinker aus fossiler Tridacna; Haken aus Knochen; künstliche Fliege aus Menschenhaaren.

S. Na. 129. Spinner, *e kōu* (Abb. 217). Blinker aus Perlmutter; Haken aus Kokoschale; künstliche Fliege aus Menschenhaaren.

S. Na. 32. Spinner, *e kōu* (Abb. 218). Blinker aus fossiler Tridacna; Haken aus Knochen; künstliche

Fliege aus Hibiskusbast; Verbindungsschnur von Haken, Blinker und künstlicher Fliege ist mit schwarzem Baumharz überzogen.

S. Na. 17. Kasten zur Aufbewahrung der Fischhaken und Spinner (Abb. 219). Reihen dünner Hartholzstäbchen sind zu einem viereckigen Kästchen durch Schnüre verbunden (s. S. 97). Die Oberseite ist zu einem Drittel in derselben Weise vergittert.

Die Fischerei mit Haken und Spinner wird durchweg vom treibenden oder gepaddelten Kanu aus im tiefen Wasser vorm Riff betrieben. Nur Männer beteiligen sich daran.

Als Köder verwendet man Speisereste, Kokosnuß, besondere Köderfische, Eidechsen, Teile von Eingeweiden usw.; Haken und Spinner werden damit bewehrt; auch streut man derartige Köder auf der Wasseroberfläche aus, um die Fische in die Nähe der Fanggeräte zu locken.

Man nimmt Leine und Haken und als Köder etwas Fleisch vom fliegenden Fisch. Man fängt dann den *édeor*, *eonubue* und *ijibānuo*.

Mit einer längeren Leine, Haken und als Köder fliegenden Fisch fängt man folgende Fische: *irep* und *irum*; d. h. *ueniön*.

⁹ Hambruch: Nauru.

7.
Uo óbu itóba éáte me éoe ékeniba nána emōr. Uo nān gōna iu nána édeor, eonubue me ijibānuo.

8.
Earu ouák éken, eoe me ékenibe emōr, me uo kōna iu nána: irep' me irum; egen bue iuēniön.

Man nimmt Leine, Haken und fliegenden Fisch zum Köder und fängt damit den *erae*.

9.
*Uḡ ḡbu itōba ate me eoe me emōṛ ekenibe,
me uḡ nān kōna iu nāna erae.*

Mit einer dünnen Leine und Haken fängt man den *eokuoi*.

10.
*Tinia ḡniñ eken eāru me eoe uḡ kōna
iu nāna eokuoi.*

Mit Leine, Haken und fliegenden Fisch als Köder fängt man den *eapai*.

11.
*Eāru eoe me emōṛ ekenibe me uḡ nān
kōna iu nāna eāpai.*

Mit Leine, Haken und als Köder fliegenden Fisch oder Ibia kann man den *emuen* und *ebo* fangen; d. h. *ekagāga*.

12.
*Eāru eoe me ekeniba nāna emōṛ me ibia
me uḡ nān kōna iu nāna emuēn me ebo;
egen buē ekagāga.*

Man nimmt Leine, Haken und Ibia als Köder und fängt damit den *emuen*; d. h. *ijurāi*.

13.
*Uḡ ḡbu itōba, eate me eoe, ekenibe ibia,
me uḡ nān kōna iu nāna emuēn; egen buē
ijurāi.*

Man nimmt eine Langleine, Haken und Ibia als Köder und kann dann den *eebo* fangen.

14.
*Uḡ ḡbu itōba iōn erakuó, eāta, eoe me
ekenibe ibia; me uḡ nān kōna iu nāna
eébo.*

Man nimmt Leine, Haken und als Köder Haut vom Fregattvogel oder den Magen des *dedauuit*, bindet aber nicht den Haken an die Köderleine. So lockt man die Fische herbei und fängt dabei den jungen Hornhecht.

15.
*Uḡ ḡbu itōba, eate me ekeniba nāna eare
earit itsi oa būriot dedāuūt, me ekuḡ eoe
ean. Tinia uḡ oīye iu, uḡ nān ḡōna, egen
muñana iu buē ema.*

Leine, Haken und als Köder Fischhaut bindet man zusammen an einen Stein und läßt sie untersinken; dann kann man viele Fische fangen; d. h. *ekaiakue*.

16.
*Eāru eoe me ekenibe utit iu, no kuḡṛ a
epe, buē e nimo ṛodu iañ; me uḡ kōna iu
ebak; egen buē ekāiakue.*

Mit Leine, Haken und einer Raupe als Köder kann man den *emuen* fangen; d. h. *keabuidumen*.

17.
*Itōba eāte me eoe me ekenibe nāna
eāimār, uḡ kōna iu nāna emuēn; egen
buē ekābuidumēn.*

18.

Wenn man eine Leine und Haken nimmt und daran als Köder eine Deckelschnecke¹ bindet, fängt man damit den *eñar*; d. h. *ekadioeñar*.

Tinia uo obu itoba me eate me eoe uo nan eke ekenibe nana eapuikj, uo nan gona iu nana eñar; egen bue ekadioeñar.

19.

Mit Leine und Haken und Fischeingeweide² als Köder fängt man den *etarep*.

Itoba eate me eoe me ekenibe nana buriot iu, uo kona iu nana etarep' ean.

20.

Mit Leine, Haken und fliegendem Fisch als Köder rudert man langsam und fängt so den *eagorom*, *ikuidada* und *irum*; d. h. *etaiue*.

Earu ma eoe me akenibe emor, me uo nan te edrik, me uo nan kona iu nana eagarom, ikuidada me irum; egen bue etaiue.

21.

Man nimmt eine Langleine, Haken und zwei fliegende Fische als Köder, dann fängt man den Hai (kleiner).

Uo obu earu ouak, eoe me ekenibe arumet amor, uo kona iu nana ebauo.

22.

Man nimmt eine starke Leine, Haken und Lachs als Köder, dann kann man den *iemare* fangen.

Uo obu earu ouak, eoe me ekenibe eokuoi, me uo kona iu nana iemare.

23.

Man nimmt Leine und Haken und taucht in die Tiefe; dann fängt man den *eton*, *eae*, *iburo*; d. h. *iudru*.

Uo obu itoba eate me eoe uo godu, me uo nan gona iu nana eton, eae, iburo; egen bue iudru.

24.

Mit einer Langleine, einem hölzernen Haken mit knöcherner Spitze und fliegendem Fisch als Köder fängt man nachts den Purgierfisch.³

Earu ouak me eoe ion nea edabuike me era mutn ekenibe nana emor uo nan kona iu nana aeokuor bain ijobun.

25.

Ein Mann steht hinten am Bug eines Kanus und hält Leine und Spinner in der Hand, ein anderer plätschert im Wasser und die übrigen paddeln; und wenn die Fische den Spinner sehen, folgen sie ihm und beißen an; d. h. *ioai*.

Itoba eate me ekou, nea etimine mutn, aikuēt ename ogok e mek inumurit ekuo me ion edudu me habona ibun ri te edi; me tinia iu nana eai et ri nan edegeri me kamuēt; egen bue ioai.

¹ Turbo pethiolatus.

² Vor allem Schwimmblase.

³ Siehe KRÄMER, Hawaii, Ostmikronesien, Samoa S. 258.



Abb. 220.
Stockangel, *ē tamāru*.
S. Na. 47. $\frac{1}{4}$ w. G.

Leine und Angelstock.

Die Stockangel, *ē tagāt*, ist sehr einfach und wird nur selten benutzt. Man verwendet sie beim Fang kleiner Köderfische. Sie besteht aus einem Stabe, *itōue*, an dem als Schnur eine Palmfiederrippe oder ein Hibiskusbastband sitzt, an die der Haken oder der Köder direkt befestigt werden.

S. Na. 47. Stockangel, *ē tamāru* (Abb. 220). An einer Rute ist eine trockene Palmfiederrippe befestigt, die als Haken einen Pandanusblattdorn trägt. Die Länge der Rute beträgt 49 cm, die der Schnur 44 cm.

S. Na. 27. Stockangel, *ē kapināro* (Abb. 221). An dem Knüppel ist zunächst ein Hibiskusbastband, *eātē*, mit Schnüren befestigt; an dieses Band ist eine Kokoschnur, *erān*, mit unten eingebundenem Köder, *tagegēn*, einer aufgespaltenen Fregattvogel-Federpose, geknotet. Die Länge des Stocks beträgt 64 cm, die der zusammengesetzten Schnur 76 cm.



Abb. 221.
Stockangel, *ē kapināro*.
S. Na. 27. $\frac{1}{4}$ w. G.

Wenn man einen Angelstock nimmt, der so groß ist, wie Angelschnur und Haken zusammen, und als Köder einen Einsiedlerkrebs verwendet, kann man den *iudut* fangen; d. h. *eteoēo*.

Mit diesem Fisch als Köder, der viel kleiner als Angelstock und Leine ist, kann man den *earamai* fangen (blau, mit roten Streifen).

Fischen mit der Langleine.

Fische, die in Schwärmen sich der Insel nähern, werden nicht einzeln, sondern zu mehreren gefangen. Das geschieht mit der Langleine, einer langen Schnur, in welche eine Reihe Haken in großen Abständen eingebunden wird. Die Haken sind z. T.

26.

*Tinia uq ōbu itobur iōn kōi ia āikuēn
guinaen mē eōi mē eōm uenibem, uq kōna
iu, hāna iūdūt; egen buē etēōēō.*

27.

*Iu iōn hēa edidōgō mē ārakuō eken bita
itōba mē eāte, uo nān kōna iu hāna
eāramāi.*

mit Ködern versehen. Man fährt in die Fischschwärme hinein, läßt das Kanu langsam treiben und schleppt die Langleine hinterher. In der Nähe des Riffabfalls wird sie auch mit einem Senker verankert. Die Fische beißen sich an den Haken fest und werden in Scharen mühelos ins Kanu gezogen.

28.

Mit einer Leine, 10 oder 20 Haken und als Köder Aal fängt man die *eamue*, *ebadoe* und *eānit*.

Earu, eoē atā oa anarūma me ekenibe eāmutt uo nān kōna iu nana eāmue, ebadōe me eānit.

29.

Mit einer Leine, 10 Haken, einem Senker aus Stein und als Köder *Ibia* fängt man die *eebo* und *eajuuirara*.

Earu me eoē ata me epe iōn me ekenibe ibia, me uo nān kōna iu nana eebo me eajuuirārā.

30.

Mit einer Leine, 20 Haken und einem Senker fängt man die *eamue* und *eebo*; d. h. *eanape*.

Earu, eoē ata oa anarūma me epe iōn, me uo nān kōna iu nana eāmue me eebo, egen bue eānape.

Leine, Haken und Senker.

Mit diesen Fanggeräten wird die Tiefseefischerei ausgeübt. Die dabei verwendeten Leinen sind gelegentlich 200 m lang und als Haken dienen die oben S. 127 beschriebenen v-förmigen Hartholzhaken. Um diese zum Untersinken zu bringen, werden sie mit einem kegelförmig zugeschlagenen Stein, dem Senker, *te āuubu* oder *a pen*,

beschwert (s. Abb. 215 u. 222). Der Senker wird entweder wie in Abb. 222 direkt an der Fangleine befestigt, oder bildet wie in Abb. 215 das Vermittlungsglied zwischen der Haken- und der Fangleine. Der Haken wird mit Köder beschickt und darauf der gesamte Fangapparat in die Tiefe gelassen, wo die Fangleine mit dem Senker am Riffabfall verankert, während die Hakenleine in der Schwebe gehalten wird.

Zum Anlocken der Fische, namentlich der Haie, benutzt man Rasseln (Abb. 223). Solche Rasseln bestehen aus mehreren einzelnen, an langen Schnüren befestigten Schnecken (Abb. 223). 6—10 derartige Schneckenhäuser bilden zusammen eine

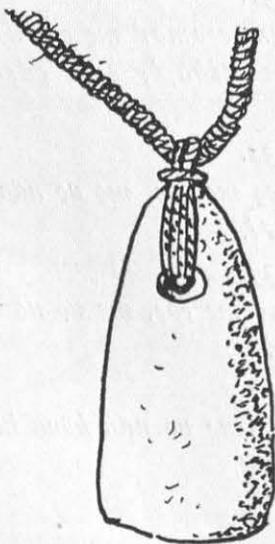


Abb. 222. Senker, *te āuubu*.
Mus. Berl. VI. 16516.
 $\frac{1}{2}$ w. G.



Abb. 223. Hairassel.
Mus. Berl. VI. 16523.
 $\frac{1}{3}$ w. G.

Abb. 224. Haikeule, S. Na. 157. $\frac{1}{3}$ w. G.

solche Klapper. Ein Hai, der sich an einer Angel festgebissen hat, wird ins Kanu gezogen, mit hammerähnlichen Keulen betäubt und getötet (Abb. 224).

S. Na. 31. Senker, *te āuubu* (Abb. 215). Der Senker besteht aus Rifffkoralle und ähnelt einem Zuckerhut. Am unteren Ende befindet sich eine rinnenartige Vertiefung zur Aufnahme einer Doppelschnur, die in drei Teile zerlegt und an der Spitze des Senkers wieder zu einer Öse vereinigt wird. In der Öse werden Haken- und Fangleine befestigt. Länge des Senkers: 9 cm.

Mus. Berlin VI. 16516. Senker, *te āuubu* (Abb. 222). Senker wie der vorige aus Rifffkoralle; er ist zuckerhutförmig und oben von beiden Seiten durchbohrt. Durch das Loch ist die Befestigungsschlinge für die Fangleine gezogen.

Mus. Berl. VI. 16523. Hairassel (Abb. 223). Die Rassel besteht aus sechs Oliva- und Cypraea-Schneckenhäusern, die, einzeln durchbohrt, an einer langen Kokosschnur befestigt sind. Die sechs Schnüre sind am freien Ende miteinander verknüpft, umwickelt und mit einer Tauschlinge zum Festhalten mit der Hand versehen.

S. Na. 157. Haikeule (Abb. 224). Die Gabel eines Aststückes vom Calophyllumbaum ist zu einem hammerähnlichen Gerät zurechtgeschnitten; der Hammerkopf ist vorn flach, während das hintere Ende in eine Spitze ausläuft. Länge der Keule: 47 cm.

Mit Leine, Haken, als Köder fliegenden Fisch und Senker fängt man den *itibap*; d. h. *ededaue*.

Mit einer kleinen Leine, Haken und Senker fängt man den *ikuori*.

Mit einer kleinen Leine, Haken und Senker fängt man den *irito*.

Mit einer Leine, Haken und Senker fängt man den *eru* nachts.

Speer.

Regelrechte Fischspeere, wie sie in anderen Teilen der Südsee gebräuchlich sind, gibt es auf Nauru nicht. Der verwendete Speer ist, wenn er diesen Namen überhaupt

31.

Earu eoe me ekenibe emōr me epe uo nān kōna iu nāna itibāp'; egen ede-dāue.

32.

Earu kadudu, eoe me epe, me uo nān kōna iu nāna ikuōri.

33.

Earu kadudu, eoe me epe, me uo nān kōna iu nāna irito.

34.

Earu, eoe me epe, me uo nān kōna iu nāna eru bān ijobūm.

verdient, nichts anderes als ein zugespitzter Knüppel, mit dem man auf den Fang ausgeht.

Wenn man einen spitzen Stab nimmt, ins Meer schwimmt und man einen Fisch sieht, kann man ihn speeren.

35.

Tinia uo obo dagāubāui emārn uo nān godu, me tinia uo et iu uo gōna ebu.

Man begibt sich auf das Meer, läßt sich schwimmend treiben, hält ein Auge zu, und wenn man einen Tintenfisch sieht, speert man ihn; d. h. *amedair*.

36.

Uo roga imāgo me ta ēu eanueāu uo boñe mēm iōn, me tinia uo et dagīga uo nān ebuōt ikoī; egen buē amedāir.

Schlinge.

Zum Fang einiger Fische benutzt man Schlingen. Es gibt zwei Arten: die einfache Tauschlinge, *eatāro abōitīn*, und die Stockschlinge, *e kagāiai*.

Die Tauschlinge besteht aus Kokos- oder Hibiskusschnüren, deren Länge und Dicke nach Bedarf verschieden sind. Das eine Ende der Leine wird zu einer Öse geschlungen, durch welche der übrige Teil der Schnur frei hindurchläuft und so die Schlinge bildet. Man gebraucht sie beim Fang großer Meertiere, Delphin, Narwal, Menschenhai usw. Der Fisch wird mit Ködern, die ins Wasser gestreut oder in der Schlinge gehalten werden, herbeigelockt; sobald er in die weit offene Schlinge hineingeschwommen ist, wird diese zugezogen; der Fang wird an die Seile des Bootes gebracht und hier mit Keulen und Speeren dem Tiere der Garaus gemacht.

Die Stockschlinge verwendet man zum Aal- und Muränenfang. Sie besteht aus einem $\frac{1}{2}$ m langen Stabe und einer Schlinge aus Hibiskusschnur, die am unteren, sich verjüngenden Ende des Holzes befestigt ist.

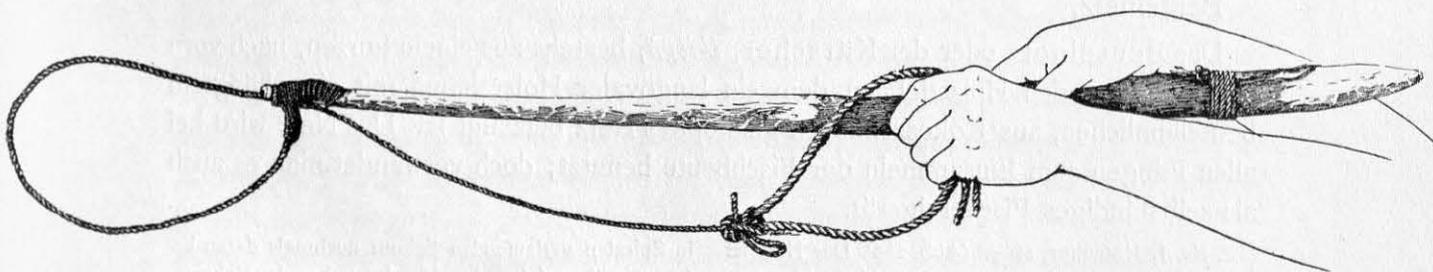


Abb. 225. Stockschlinge, *e kagāiai*. S. Na. 125. $\frac{1}{4}$ w. G.

S. Na. 125. Stockschlinge, *e kagāiai* (Abb. 225). In dem nach vorn sich verjüngenden Ende des Holzstabes sind zwei Hohlkerben eingeschnitten, eine der Länge nach, die andere quer dazu. In diese ist eine Schnur eingepaßt, deren eines Ende fest um den Stab ge-

wickelt ist; das andere, freie Ende ist in die Längskerbe eingeführt und bildet vorn die Schlinge. Um ein Abgleiten und Reißen der Schlinge zu verhüten, sind die Kerben mit einem festen Flecht- und Netzwerk umwickelt. Die Länge des Stockes beträgt 62 cm.

Man nimmt eine Fadenschlinge und einen Köder, und wenn man einen *egou* sieht, dann hält man einen Köder vor die Schlinge, und wenn der Fisch dann in die Schlinge hineingerät, so zieht man sie zu, das heißt *ibuikj*.

Man bindet einen Purgierfisch fest an eine Leine und setzt ihn im Wasser aus, und wenn dann ein Delphin erscheint, fängt man ihn in der Schlinge.

Man schneidet eine Kerbe in einen Holzstab und befestigt daran eine Schlinge; wenn man einen Tintenfisch gefangen hat, bindet man ihn am Stabe fest und klappert damit auf dem Riffe, und wenn dann ein Aal herauskommt, zieht man die Schlinge zu.

Einige Leute fangen sehr große Aale mit der Schlinge, während sie im Meere bleiben.

Alle Leute können es nicht, weil nur einige den Atem lange anhalten können. Die Tiefe, die sie erreichen können, beträgt 20 Faden.¹

Beutelnetz.

Das Beutelnetz oder der Kätscher, *ikibön*, besteht aus einem kurzen, nach vorn sich verjüngenden Holzstiel, an dem ein langovaler Holzrahmen mit eingehängtem beutelähnlichen, aus Kokosschnüren geknüpftes Netz befestigt ist. Das Netz wird bei allen Fängen zum Einsammeln der Fischbeute benutzt; doch verwendet man es auch als selbständiges Fischereigerät.

S. Na. 1. Kätscher, *ikibön* (Abb. 226). Das Netz ist aus Kokosschnüren in weiten, rechteckigen Maschen geknüpft. Durch die äußere Maschenreihe ist der langovale, aus einem dünnen, geschälten Zweig bestehende Rahmen hindurchgeführt, dessen Enden am Netzgriff mit Schnüren festgehalten werden. Um dem Netz einen besseren Halt am Rahmen zu verschaffen, ist es mit einer

37.
Uo obu eatáro aboitin me ekenibe inön, me tinia uo et nana egou, uo nan oiya nana ekenibe, me tinia e metu ian om eatáro, uo nan eru, egen bue ibuikj.

38.
Uo kuor eáeo kor ion me nao atët, me nan meta iu nana imuijij me uo kona ime.

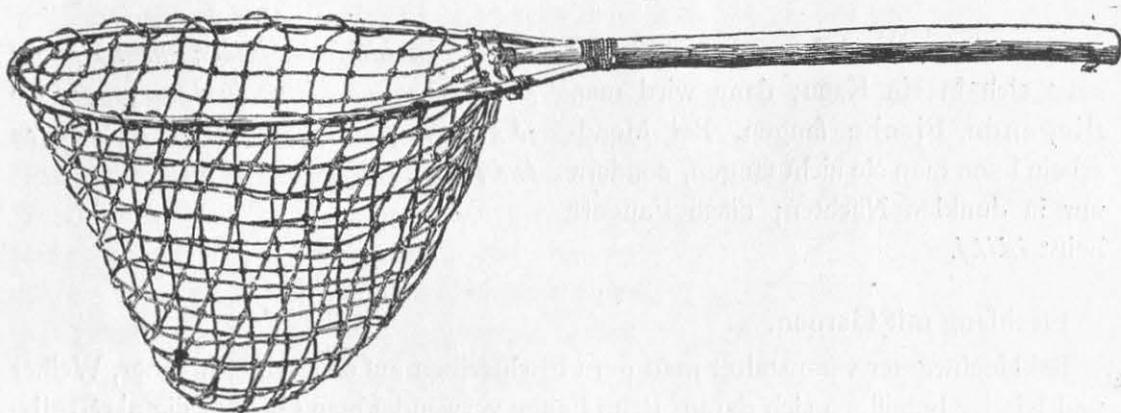
39.
Uo rivin ime ion atin eat edabuike me earu abanön; tinia uo gona dagiga ion, uo nan kor me ireöt or, me tinia emeta eamuit uo nan imi.

Ename ibün ro kona ime eamuit nan ouäk nan e mek ian imágo.

Ename memäk re eo kona buita naböna erak kjuön. O kap inö re mek bue anarama guñaen.

in Spiralen verlaufenden Schnur nochmals daran befestigt, während dem Auseinanderstreben der Rahmenenden durch ein Querholz vorgebeugt wird, das die Spitze des Netzgriffes und den Rahmen selbst verbindet. Die Weite des Netzes beträgt 33 × 25 cm, die Tiefe 23 cm; die Länge des Netzgriffes 42 cm.

¹ Viele Männer sind nahezu taub vom steten Tauchen (KRÄMER, 1898).

Abb. 226. Kätscher, *ikibön*. S. Na. I. $\frac{1}{3}$ w. G.

Wenn man einen *teriba* fängt, zieht man ihm eine Schnur durch die Nase und bindet ihn an ein Stück Holz. Dann nimmt man den Kätscher; und wenn nun die anderen *teriba* den Fisch sehen, verfolgen sie ihn, um ihn zu beißen; dann kann man ihn mit den Kätschern einfangen. So fängt man auch den *eae*, *earo*, *eaiber* und *idor*.

40.

Tinia uo göna teriba ion, uo nan jir bodin mo kuor a edabuike. Uo obu bet ikibön erän; me tinia teriba et bita in ri nan edögiri, bue re nim ake; me uo adiön murana ikibön. Oga bet eae, earo, eaiber me idor.

Beutelnetz und Fackel.

Bei Fackellicht werden vorwiegend Hornhechte und fliegende Fische gefangen. In dunklen Nächten sieht man die Kanus der Eingeborenen am Riffrande einzeln und zu mehreren entlang fahren. In jedem Kanu befindet sich auf der Auslegerbrücke ein aus vier bis fünf Stangen zusammengebundenes Gestell, an dem die Fischereigeräte hängen, und auf das man eine Reihe Fackeln, *idikej*, gepackt hat. Diese Fackeln bestehen aus einem oder mehreren trockenen Kokoswedeln, deren Fiedern um die Blattrippe gerollt und mit Bändern befestigt sind. Auf dem Wasser wird die Fackel entzündet und außenbords gehalten. Sie brennt drei bis fünf Minuten. Der plötzlich aufblitzende, grelle, rotgelbe Lichtschein leuchtet weithin über die Wasseroberfläche und scheucht die fliegenden Fische auf. Sie springen auf den Lichtschein zu und werden hier in den vorgehaltenen Beutelnetzen eingefangen.¹ Das Fleisch dieses Fisches ist sehr zart und, obwohl ein wenig trocken, doch recht schmackhaft. Weiße und Eingeborene wissen es sehr zu schätzen.

Der Hornhecht wird in den Tümpeln auf dem Riffe aufgejagt und hier in Netzen eingefangen oder mit Knüppeln erschlagen.

¹ Während der Fahrt des »Peiho« durch die Marshall-Gruppe fielen viele fliegende Fische an Deck nieder, die auf die erleuchteten Kajüten- und Salonfenster zu gesprungen waren.

Man nimmt Fackeln und Netze und setzt sich in ein Kanu; dann wird man fliegende Fische fangen. Bei Mondschein kann man sie nicht fangen, sondern nur in dunklen Nächten; diese Fangart heißt *idikj*.

41.

Uo obu idikj me ikibõn me uo õt iät ekuo, me uo nån kõna iu nāna emõr. Uo eo kõna iu ije emarām mi ta ije etir; egen buē idikj.

Fischfang mit Garnen.

Bei Hochwasser veranstaltet man gern Fischtreiben auf dem Riffe. Männer, Weiber und Kinder beteiligen sich daran. Beim Fange verwendet man Garne, die als Stell-, Sperr-, Treib- und Zugnetze hergerichtet werden. Es sind einfache, viereckige, grob- oder feinmaschige Netzwände, die an langen Strecktauen, den Simmen, befestigt sind und durch die obersten und untersten Netzmaschen gezogen werden. Bei den Sperrnetzen, *iup*, pflegt man die Seitenwände an kräftigen Hölzern zu befestigen (Abb. 227), während bei den Stell-, Treib- und Zugnetzen, *idiarõma*, an dem Obersimm in regelmäßigen Abständen Schwimmhölzer oder Flotten (Abb. 228)

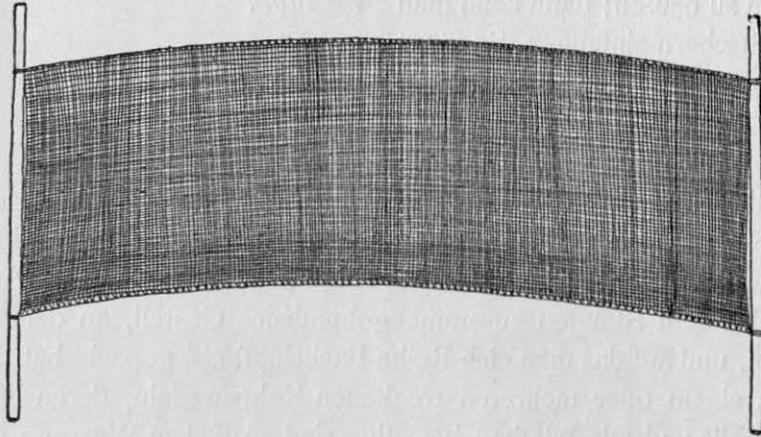


Abb. 227. Stellnetz ohne Flotten, *iup*. (Nach Skizze.)

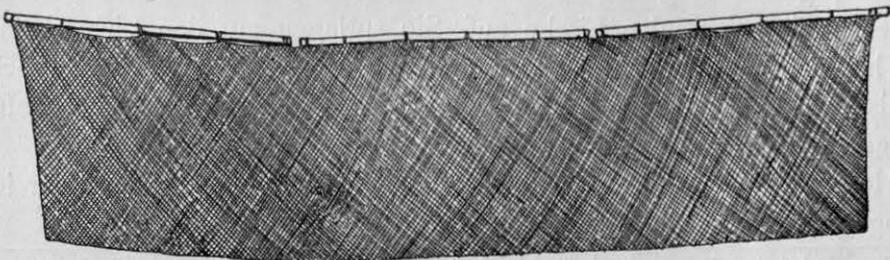


Abb. 228. Stellnetz mit Flotten, *idiarõma*. (Nach Skizze.)

geknüpft und an dem Untersimm meistens Senker (s. Abb. 222) gebunden werden. Dadurch wird das Netz im Wasser schwimmfähig erhalten und behält gleichzeitig seine senkrechte Lage bei. Abb. 229 veranschaulicht die Aufstellung der Garne. Zwei Leute halten das Garn an den Seitensimmen fest; das Netz wird nicht straffgezogen, sondern es steht kreisbogenähnlich im Wasser; hinter dem Netze stellen sich eine Anzahl Fischer mit Fanggeräten auf, um die über das Obersimm etwa entkommenen Fische einzufangen. Vor dem Netze stellen sich in weitem Bogen die Treiber auf, die nun mit Knüppeln, Palmwedeln und Geschrei die Fische auf dem Riff vor sich her gegen das Netz treiben, das beim Näherkommen der Treiber immer mehr geschlossen wird. Der Fang wird darauf mit Kätschern aus dem Garn herausgeholt, soweit die Fische nicht schon vorher mit Speeren und Knüppeln erlegt sind. Auch sperrt man die Riffabflußkanäle mit Garnen ab und treibt bei abfließendem Wasser vom Riffe aus die Fische in das Sperrnetz hinein. Soll das Garn als Zugnetz verwendet werden, dann bindet man an die Seitensimmen starke Taue, beschwert das Untersimm mit Senkern und zieht das anfangs weit geöffnete Garn vorwärts, um es dabei gleichzeitig langsam zu schließen.

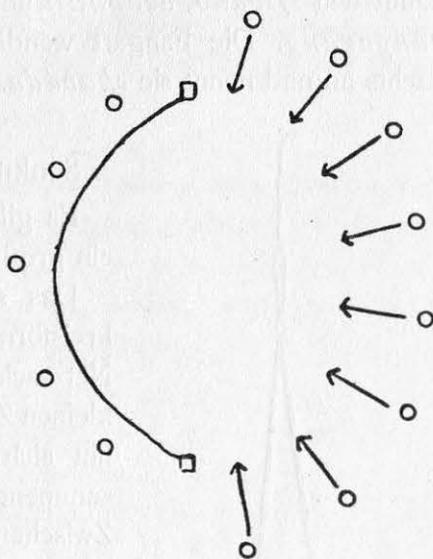


Abb. 229.
Aufstellung der Fischer beim Fischtreiben.

Die Leute nehmen ein Garn; einige gehen vorn, einige hinterher, andere in der Mitte des Garnes, und sie fangen viele Fische; diese Methode heißt *ebakō*.

42.
*Eñanu rō obu iup' iōn; ot amo eñame
ibūn me imur' ibūn me iugāga ñea iup',
me ri nān kōna iu ebak; egen buē ebakō.*

Die Leute nehmen ein Stellnetz, das länger ist (als das vorhergenannte); einige gehen vorn, die anderen hinten und fangen so den *eonubue*; das nennt man *ekarauin*.

43.
*Eñame rō obu iup' iōn, ñea erākuo eken;
amo eñame ibūn me imur' ibūn, me ri nān
kōna ñana eonubue, egen buē ekarāu-
uñ.*

Die Leute nehmen ein etwas kleineres Netz und binden Kokosfiedern an die Simmen; dann fangen sie viele Fische; das nennt man *ederaidabuk*.¹

44.
*Eñame rō obu iup' iōn ñea ebo eken
ekuor' a ebeni erurūn, me ri nān kōna iu
ebak; egen buē ederaidabuk.*

¹ Vergl. ERDLAND 1914, 52.

Die Leute nehmen ein kleines Garn und binden daran ein starkes Tau¹ und fangen damit den *ijibauo*, *dedauuit* und *daurangarang*. Die Fangart wendet man nachts an und nennt sie *ekabáda*.

45.
Eñame ro obu iup' iōn, ñea erakuo,
ekuor a erēo, me ri nān kōna iu ñana
ijibáuō, dedāuuit me dāurañarañ.
Bāin iōbūm me egen buē ekabáda.

Senknetz.

Es gibt zwei Arten Senknetze, ein kleines, *ikuan*, und ein großes, das bei der *egogo*-Fangart benutzt wird.

Das *ikuan*-Senknetz (Abb. 230) besteht aus einem kreisförmigen, dünnen Rahmen, an den ein weitmaschiger Netzsack gehängt ist, dessen Seiten am Boden in zwei kleinen Zipfeln enden. An dem Rahmen sind zwei nach unten hin sich gabelnde Tragschnüre gebunden, die oben zusammengeknotet und an der Halteleine befestigt sind. Zwischen diese Schnüre ist ein anderes Schnurdreieck geknüpft, dessen Basis den Durchmesser des Rahmens bildet, in welchem der Köder befestigt wird, und dessen beide Schenkel unterhalb des Netzsackes gleichzeitig mit einer Leine verknötet werden, die den steinernen Senker trägt.

Das Netz wird vom Kanu aus ins Wasser hinuntergelassen. Sobald der Eingeborene an der Halteleine spürt, daß ein Fisch anbeißt, wird das Netz schnell mit dem gefangenen Fisch eingeholt.

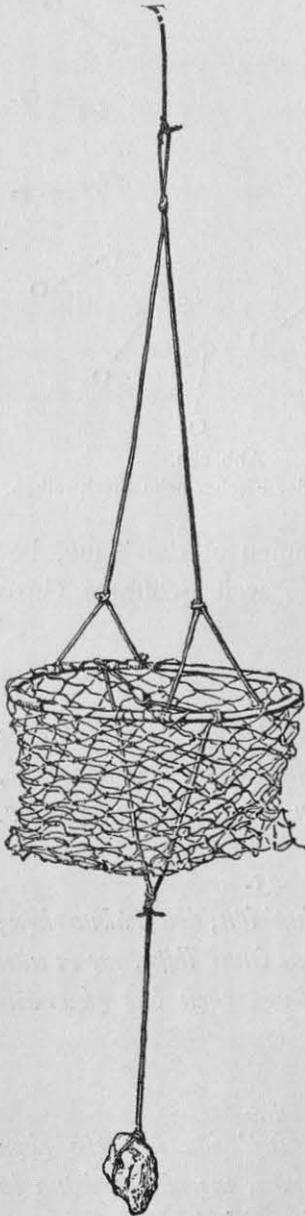


Abb. 230. Senknetz, *ikuan*.
 (Nach Skizze)

¹ Zugnetz.

Ikuan heißt ein Gerät, das wie ein Beutelnetz aussieht; man bindet es an eine Leine und läßt es ins tiefe Wasser hinab; da fängt man den *ipó*; diese Fangart heißt *emedair*.

46.
Ikuān ē'i imit tōn, ñea ekē'i ikibōñ;
uō kuor a eāru me ijedu ijon; me uō kōna
iu ñana ipō; egen buē emedair.

Bei der *egogo*-Fangart fahren zwei Kanus weit ins Meer hinaus und nehmen ein viereckiges großes Garn mit. An jede Ecke wird ein Stab gebunden und dieser durch viele andere verlängert. Das Garn wird an den Stäben in die Tiefe gelassen und dann der Köder ausgestreut. Sobald eine Anzahl Fische an den Ködern herumbeißt, wird das Netz rasch eingeholt und die Fische gefangen.

Die Leute bleiben in ihren Kanus und ein Garn wird an den vier Ecken an vier Stäben befestigt; dann senken sie es in die Tiefe und versehen es mit Ködern, damit die Fische hineinschlüpfen, und nachher können sie viele *e kauuarik* fangen, das heißt *egogo*.

Bojenangel.

Zur Herstellung der Bojenangel, *e kadama*, die für den Fang fliegender Fische verwendet wird, benutzt man eine ausgehöhlte Kokosnuß, deren Außenwände geglättet sind (Abb. 231). Ein Keimloch wird erweitert und dann wieder mit einem Bastpfropfen fest verschlossen. An diesem Pfropfen befestigt man eine lange Kokosschnur, die unten den eigentlichen, sichelförmigen, auf beiden Seiten zugespitzten Haken aus Kokoschale trägt. Die Bojenangel wird vom Kanu aus ausgesetzt; die mit Luft gefüllte Nuß treibt an der Oberfläche, während Schnur und Leine allmählich untersinken. Die fliegenden Fische schnappen nach dem Haken, der sich in ihrem Maul querstellt, und werden darauf ins Kanu gezogen. Bei schönem, ruhigem Wetter ist der Fang am ergiebigsten. Hunderte von fliegenden Fischen werden dann auf diese Weise in kurzer Zeit gefangen.

Diese Fangart heißt *ekadama*; sie wird ausgeübt mit einer leeren Trinknuß, einer drei Faden langen Leine und einem Haken, der aus Kokoschale gemacht ist.

47.

Ename re mek ian ara ekuo me iup' ion ekuer a amai edabuike, ri nan totu ian mo oioi, bue iu re nan meta ian me imur ro kona iu ebak, hana e kauuarik; egen bita bue egogo.

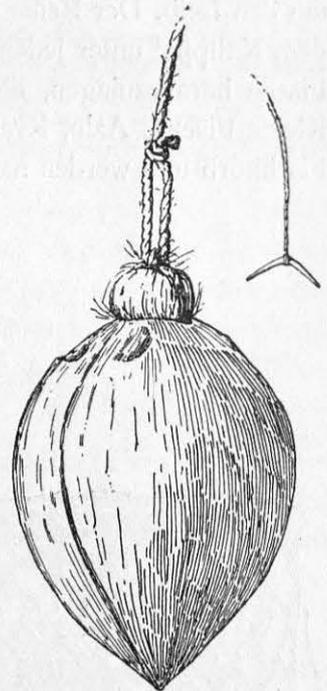


Abb. 231. Bojenangel.
(Nach Skizze)

48.

Egen bita enaiuor bue ekadama; e oia te'ibu mi inan naea utt ebuettin aiyu gunaeen ma eoe ion, hea e ririn atin eat iuur. Earar on ogain tidobo mauit ienit

Er wird ein wenig geschliffen, ebenso wie der Ohrring eines Mannes, und an der Leine der Nuß festgebunden; als Köder gebraucht man das Fleisch der jungen Nuß; und wenn ein fliegender Fisch anbeißt, kann er die Angel nicht nach unten ziehen, weil die Boje ihn nach oben zieht.

ename, me euōx ā uān bita tē'ibu; me ekenibe nana eōōa; me emōr nān okamūt eāp uīēdu iān, bui inān ōta itiga.

Fischsammeln.

Bei Niedrigwasser, wenn zur Neu- und Vollmondzeit das Wasser morgens und am Vormittag abläuft, gehen Frauen und Kinder zum Fischfang auf das Riff. Männer beteiligen sich selten daran. Sie sind mit einem Knüppel zum Aufscheuchen der Fische ausgerüstet, führen gelegentlich ein kleines Handnetz mit und binden sich einen taschenähnlichen Korb, *ebueř en iūiu* (Abb. 232—234), zum Einsammeln der Fische um den Leib. Der Reihe nach wird jeder Wassertümpel abgesucht, man stochert mit dem Knüppel unter jeden Korallenblock, in jedes Riffloch, um die darin verborgenen Fische herauszujagen, die dann erschlagen oder mit den Händen ergriffen werden. Kleine Fische, Aale, Krebse, Tintenfische, Muscheln und Schnecken wandern in den Fischkorb und werden nach Hause gebracht.

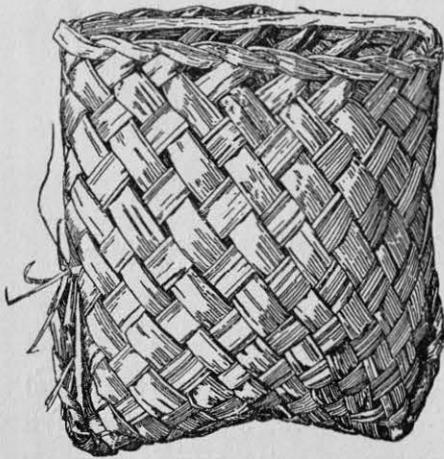


Abb. 232. Fischkorb, *ebueř en iūiu*.
S. Na. 44. $\frac{1}{4}$ w. G.

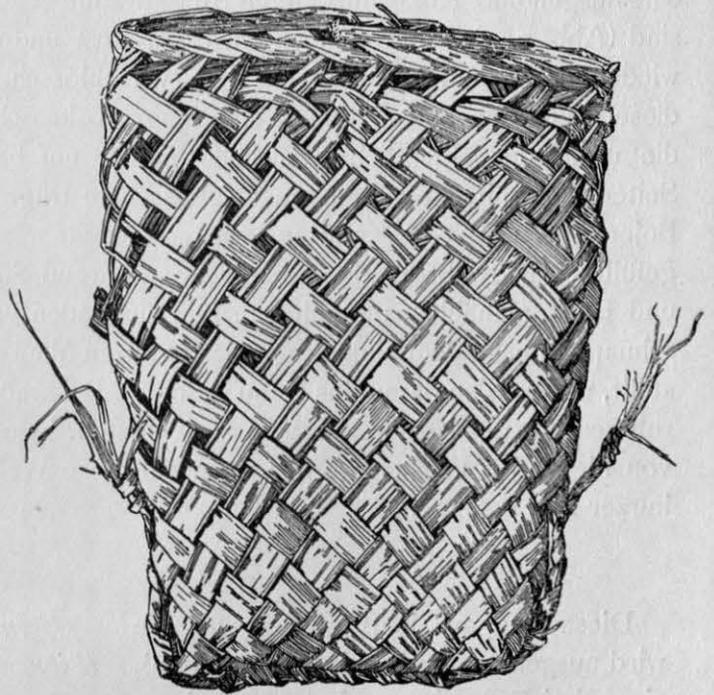
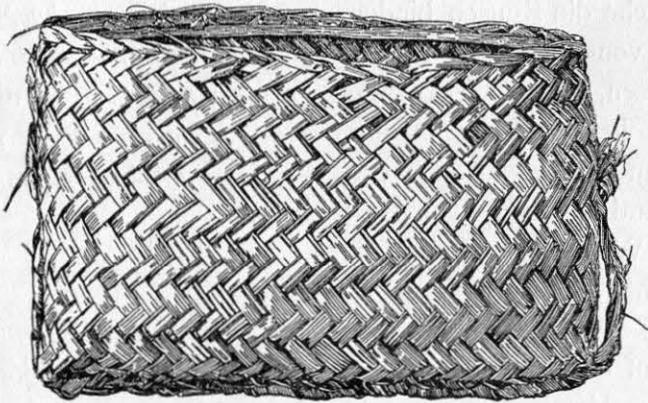


Abb. 233. Fischkorb, *ebueř en iūiu*.
S. Na. 5. $\frac{1}{4}$ w. G.

Abb. 234. Fischkorb, *ebuef en emof*. S. Na. 119. $\frac{1}{10}$ w. G.

S. Na. 44. Fischkorb, *ebuef en tutu* (Abb. 232). Aus einem Kokoswedel geflochtener Korb. Ein Wedel wird einmal gefaltet; die Fiedern werden miteinander taftbindig verflochten; ihre obersten Enden bleiben zunächst frei und werden in zwei Abteilungen zerlegt, die dann für sich in einem Zopfgeflecht vereint werden, die wie seitlich abstehende Henkel im Korbgeflecht befestigt werden. Mit einem Messer wird die Rippe des Wedels der Länge nach aufgeschnitten, und der Korb ist fertig. Seine Breite beträgt 28 cm, die Höhe 24 cm.

Wenn man einen Tintenfisch fangen will, zerreibt man eine Kokosnuß und geht damit auf das Riff, und nach kurzer Zeit holt man dann einen heraus und kann dann Aale fangen; d. h. *ekepau*.

Krebse und Krabben gräbt man am Strande mit einem Spaten aus dem Sande heraus (s. Abb. 130 S. 67). Durch die Löcher und Spuren im Sande verrät sich das Tier. Durch das Graben wird es aus den Schlupfwinkeln herausgejagt und dann mit den Händen gefangen oder gespeert.

Reuse.

Wenn das Meer im Jahre schön ist, dann machen die Leute sich fertig, um mit Reusen Fischfang zu treiben. Diese Art des Fischfangs nennt man Fang mit Reusen, und man nimmt als Reusen sogenannte Fangkörbe. Man macht sie aus den Wurzeln des Pandanus, der *eādo u' erere* heißt. Alle Leute dürfen diese Reusen nicht machen (benutzen), weil dies Recht nur den Vornehmen zusteht.

S. Na. 5. Fischkorb, *ebuef en tutu* (Abb. 233). Der Korb ist in derselben Weise hergestellt wie der soeben beschriebene. Seine Breite beträgt 27 cm, die Höhe 36 cm.

S. Na. 119. Fischkorb, *ebuef en emof* (Abb. 234). Der Korb ist in ähnlicher Weise angefertigt wie S. Na. 44. Vor dem Flechten sind die einzelnen Blattfiedern der Länge nach halbiert; danach hat man sie köperbindig zusammengeflochten. Seine Breite beträgt 76 cm, die Höhe 52 cm.

49.

Tinia uo kōna dagiga iōn, uo kurōt anakebua mo oroī edu ijitit, me tinia erakuō eken, uo ōniniñ me uo nān kōna eāmuīt eān; egen bue ekepāu.

50.

Tinia ōmo imāgo eāt epbūmi iōn, ename ri nān gadāu ura, bue re nīm rōo. Egen bita en' nānuor bue ereo, buina ro bia areo muñana ikuo. E ririñ āttñ eām ānuarāt epo nānā eādo u' erere egen. Ename memāk re eo kōna ririñ muñana ikuo, bue eo eūñ a ura, buita nabōna temōnibe.

Die Leute, welche die Reusen binden, dürfen am Tage von 6 Uhr bis 10 Uhr morgens nichts essen, denn wenn sie etwas genießen, gehen keine Fische in ihre Reusen. Den Frauen ist es alsdann verboten, an den Strand zu gehen, denn sonst würde ein großer Wind entstehen und die Leute können nichts fangen.

Man packt die Reuse ins Kanu und verankert ein Tau auf dem Riff, dann fährt man auf das Meer hinaus und versenkt die Reuse;¹ 300 oder 200 Faden ist die Länge des Reusentaues. Drei Tage lang bleibt die Reuse im Meer; und wenn sie drei Tage ausgelegt gewesen ist, holen die Leute das Tau vom Riff, steigen ins Kanu und holen es auf dem Meere ein, denn sie wollen die Reuse herausholen. Sehr viele Fische sind in diesen Reusen, zuweilen 1000, zuweilen 100 und bisweilen nur 50 Fische.

Wenn die Leute zurückkommen, fährt der Anfertiger der Reuse mit seinem Kanu ins Meer hinaus, und die Leute geben ihm zuerst einige von ihren Fischen ab.

Auch der *temonibe*, dem der Riffbezirk gehört, kommt im Kanu hinaus und die Leute geben ihm auch Fische.

Wenn man die Fische an Land bringt, dann stapelt man sie an einem Platz auf und macht einen Haufen daraus. Nur die Männer nehmen davon und kochen sie selber. Nur die Männer dürfen davon essen, die Frauen dürfen sie nicht essen und auch nicht kochen, denn sonst steigt ihnen der Geruch in die Nasen, und die Reuse im Meere würde zerbrechen.

Ura habōna ro kuor muāna ikuo, re eo kōna iē'iji ātln eān aāo ea āta, buē tinia re iē'iji nān ekuō iu ametu iañ uañāra ikuo. E dogoré'i ēn ia re dugidugo en a rorō nān ouāk enīn, me ename re eo kōna areo.

E hāeo iāt ekuō hāna ikuo me e kuor ia anor uān mi inān ōta imāgo hēa ikuo; kōiyu āiyubu oā arōbu kuāen hāmueta ereo. Āiyubūm ān mek iāñ imāgo muāna ikuo; me tinia e mek āiyubūm ename rō nān onī uān anor, mō odōn iāt ekuō, me ri nān ta uāt eāda imāgo, buē re nīm onīnīnīn bita ikuo. Ebāk kor iu iañ muāna ikuo, buē arāna inōn, āibū inōn me āiyima inōn.

Tinia i'itidk okue ename amea amen omāmo muāna ikuo nān rōga imāgo ōt iāt ekuō eon, me ename ri nān ōia iu inōn ātln eān uñāra.

Amea bet temōnibe, hēa uōna bita ijitēt ōt iāt ekuō me ename nān ōia bet iu.

Tinia eobuīda a poi muāna iu ri nān oepōijida me eke āipōiñ. Ta emān obu me ura bet itm. Ta emān ē'ijē'i, me eap iji'i en, me re eo kōna bet itm, bua hām rōga ura bōt iu, mo omuio uān muāna ikuo imāgo.

¹ Nachdem man Köder hineingetan hat; man verankert die Reuse mit Steinen auf dem Riffabfall.

Bevor man ißt, wählt man drei sehr schöne Fische aus, um sie den Geistern zu weihen. Der Platz, wo man den Geistern stets das Essen hinsetzt, heißt *Auditor*, und die beiden Geister, denen man immer das Essen gibt, heißen *Ramago* und *Ataibiðm*. Sie wohnen im Meere und beherrschen die Fische.

Ehe sie mit dem Essen anfangen, rufen sie den Herrn des Mannes herbei, der die Reuse herstellte, und setzen ihn auf einen Schemel, *tekiri*,¹ salben ihn mit Öl, schmücken ihm den Hals mit einem Kranze von weißen *i'iyinut*-Blüten und verzieren seinen Schurz mit roten Pilger- und Spondylus-Muscheln und weißen Ovum ovulum-Schnecken. Der *temonibe*, dem der Riffbezirk gehört, setzt sich auf eine schöne Matte; er wird mit Halsketten aus Blumen sehr schön geschmückt, denn ihm gehören alle Fische.

Wenn die Fische fertig zubereitet sind, essen die Leute nicht sogleich, sondern zuerst der *temonibe* und dann der Reusen-anfertiger.

Auf Nauru gibt es zweierlei Formen Reusen; die eine ist die dachförmige Reuse (Abb. 235—237), welche zum Fang verschiedener mittelgroßer Fische gebraucht wird, die andere ist die Zylinder-Reuse (Abb. 238—240), die zum Aalfang dient. Beide werden aus Pandanuswurzeln, aufgespaltenen Stäben, Rundhölzern und Kokosschnüren hergestellt.

Die dachförmige Gitter-Reuse besteht aus einer rechteckigen, flachen Grating, die auf vier Rundhölzern, zwei starke an den Längsseiten, zwei schwächere zwischen ihnen, aufgebunden ist. Darüber wölbt sich das Dach, dessen Spanten aus elliptisch gebogenen, dünnen Pandanuswurzeln angefertigt und untereinander durch aufgebundene Längsstäbe zusammengehalten werden. Die Schmalseiten der Reuse sind durch vertikale Wände geschlossen, deren vordere durch das kreisrunde Einzugsloch mit dem angeflochtenen konischen, nach hinten sich verjüngenden Fanggang bezeichnet

Iañ obèn aura ié'iji, re eodðgi ïn bāru āiyu iu nān ðmo eken, buē re nīm oiya eāni. Egen namarina etān ino ra eodðgin bia eāni ié'ijé'i eān, buē Auditor, egen eāni narumena eodðgi iu o'ia ijé'i, buē Ramago me Ataibiðm. Urur āttn imāgo me urur bet monibé'it iu.

Iān obèn aura ijé'i ri nān emuemūn amēa monibé'it amen ririū ikuo, me ri nān o megeda eāt tēkiri, me rō obīt mo ro mareðt ekāuue ebuetin nāmueta i'iyūnūt ekiburé'i me ené'i me ekuoé'i ān inūn. Amēa temonibe, hea uāna ijitit, nān megeda bet iāt itubeēr erān ðmo; me ri nān mareðt ekāuue'i mo omðmō, buē uāna memāk iu.

Tinia e māko iu eāp ié'ji ename amō buē e nīm ié'jé'i amēa temonibe mi emūr amēa amen kokuor ikuo.

¹ Der *tekiri*-Schemel besteht aus einem ungefähr $\frac{3}{4}$ m langen Stocke als Sitzstange, während die Beine von einem Stabkreuz gebildet werden.

¹⁹ Hambruch: Nauru.

wird; die Öffnung dieses Ganges liegt horizontal (s. Abb. 237), während die obere Hälfte des Ganges sich nasenartig über die verkürzte untere Hälfte vorschiebt. Unten an der Rückwand befindet sich eine viereckige Türöffnung, die mit einem Klappgitter verschlossen werden kann.

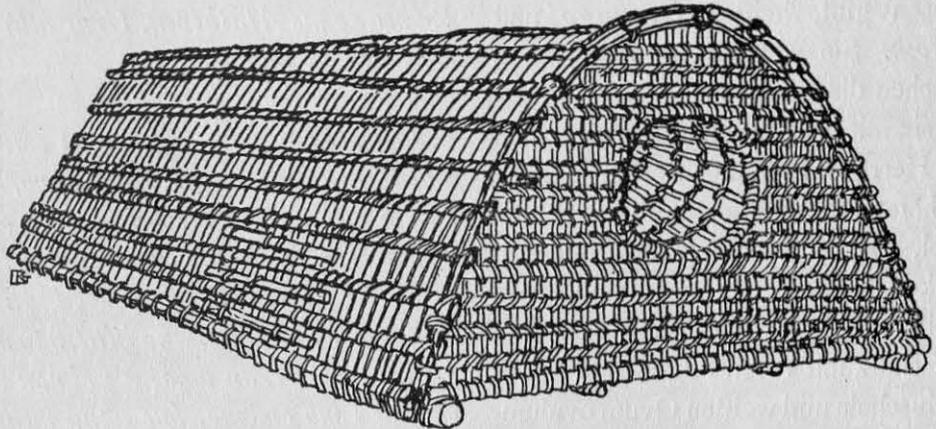


Abb. 235. Reuse, *ikuo*. Mus. Berl. VI. 16520. $\frac{1}{10}$ w. G.

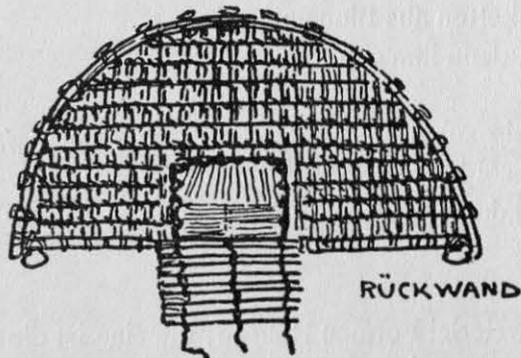


Abb. 236. Reuse. Mus. Berl. VI. 16520. $\frac{1}{10}$ w. G.

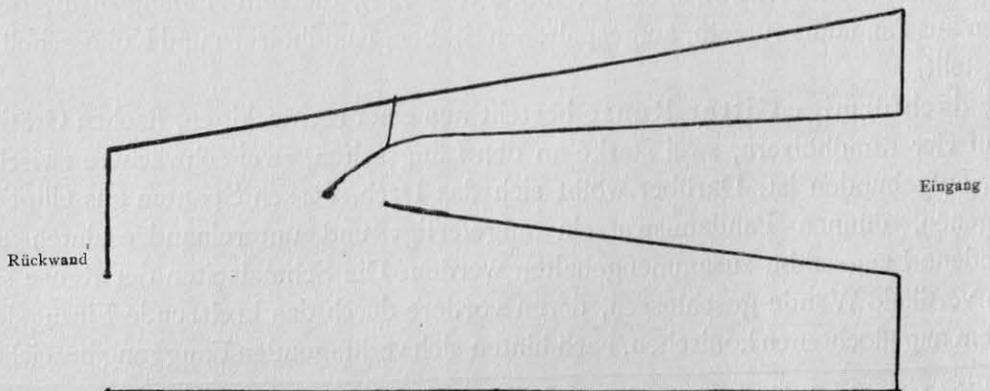


Abb. 237. Schnitt durch die Reuse. Mus. Berl. VI. 16520.

Die Aalreuse wird aus einer Reihe gleichgroßer, glatter Holzreifen, die ziemlich genau aufeinander passen, angefertigt. In gewissen gleichmäßigen Abständen werden kräftige, stärkere Holzreihen zwischen die ebengenannten Reihen eingefügt und untereinander durch aufgebundene doppelte Längsleisten zusammengehalten. Die Böden der Reuse verengen sich trichterförmig nach innen und bestehen aus einem konzentrischen Ringgeflecht, das in der Mitte nur eine schmale, 5—8 cm breite Öffnung freiläßt. Dieser Trichter wird im Innern der Reuse durch ein horizontales, ein klein wenig sich

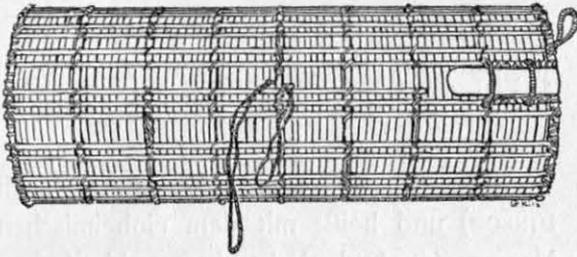


Abb. 238. Reuse, *ikuo*.
Mus. Berl. VI. 23901. $\frac{1}{10}$ w. G.

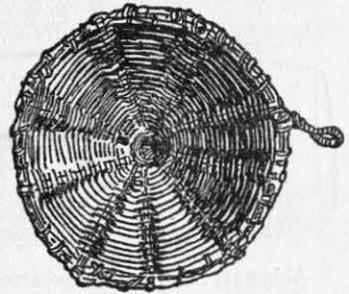


Abb. 239. Eingang zur Reuse.
Mus. Berl. VI. 23901. $\frac{1}{10}$ w. G.

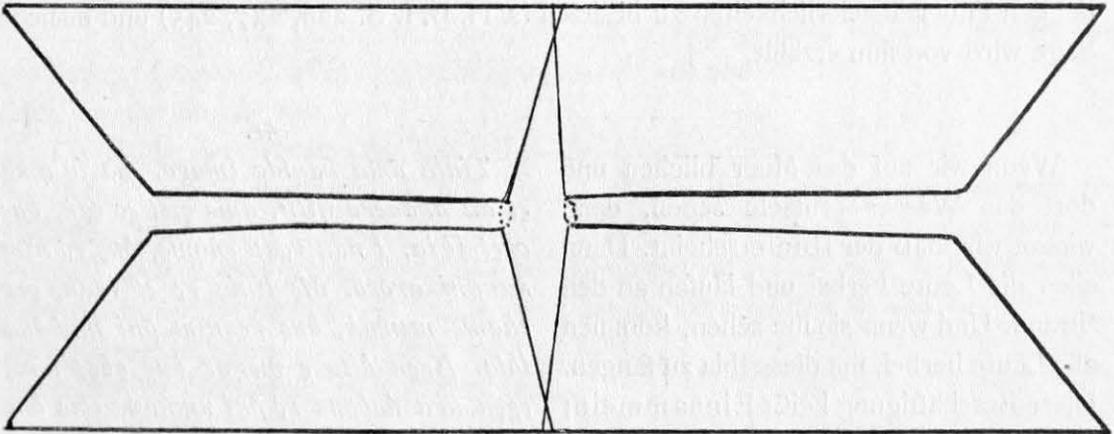


Abb. 240. Schnitt durch die Reuse. Mus. Berl. VI. 23901.

verjüngendes Rohr bis nahe zur Mitte der Reuse fortgesetzt (Abb. 240); hier wird die Öffnung durch ein Netz, das einen breiten, nachgiebigen Schlitz besitzt, abgeschlossen. Das Netz hängt in Schnüren. Es verhindert den Aal, etwa wieder in die Fangröhre zurückzukriechen. Ein solcher Versuch muß stets scheitern, da das locker aufgehängte Netz bei einem Druck von innen nie den Schlitz im Netz soweit freigibt, daß das Tier etwa hindurchschlüpfen könnte. Es wird sich dabei stets in den Netzmaschen verfangen. In der Längswand der Reuse befindet sich oben eine kleine, schmale, rechteckige Tür, aus welcher der Fang ausgeschüttet wird. Sie wird mit einem Schieber verriegelt (Abb. 238). Eine Tauöse dient zum Verankern der Reuse.

Die Fänge werden vor dem Gebrauch in tonnenartigen Kästen mit Einsatzdeckel (Abb. 241) aufbewahrt. Diese Kästen sind erst in neuerer Zeit eingeführt und nach dem Muster europäischer Fischkästen angefertigt worden.

Der Ibia - Fang.

Ähnlich wie auf den Gilbert-Inseln, und wahrscheinlich von dort her eingeführt, findet man auf Nauru eine regelrechte Fischzucht; zeitweise ist der gezüchtete Fisch sogar als Haustier anzusehen, denn als winzig kleines Wesen wird er auf dem Riffe eingefangen, um dann im Hause aufgezogen und schließlich in großen Teichen gezüchtet zu werden.

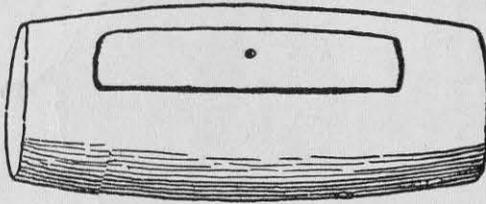


Abb. 241. Aufbewahrungskasten für Fische.
Mus. Berl. VI. 18120. $\frac{1}{10}$ w. G.

Dieser Fisch ist eine Dules-Art (nach FINSCH) und heißt mit dem einheimischen Namen *ibia*. In der Wirtschaft und im Leben des Nauruvölkchens spielt er eine große

Rolle; er gilt als ein Göttergeschenk (s. H.-B. I. S. 396), scheint magische Wirkungen bei den Pubertätsfeierlichkeiten zu besitzen (s. H.-B. I. S. 228, 237, 245) und manche Sage wird von ihm erzählt.

Wenn wir auf das Meer blicken und dort das Wasser prutzeln sehen, dann wissen wir, daß der Ibia erscheint. Dann eilen die Leute herbei und laufen an den Strand. Und wenn sie ihn sehen, kommen alle Leute herbei, um diese Ibia zu fangen. Diese Beschäftigung heißt Einsammeln; und die Leute, welche die Ibia einholen, heißen die Sammler.

Beim Einsammeln gebrauchen die Leute diese Geräte: einen Stab; ein Schöpfnetz; einen Wasserbehälter; eine Schöpfschale; Öl und ein Sammelgefäß.

Die Ibia sind winzig klein, wenn sie auf dem Riffe erscheinen, und man sieht sie nicht sehr deutlich; wenn man hinschaut, erkennt man nur ihre Bewegungen. Und

51.

Tinia āma kanīda imāgo, ma ia āma et an akākerō ijītī, āma ziēt eo ean, buē oret ibia. I nān rodu ename, buē ro nīm kanāni arōrō. Me tinia re et inān, ore ename memāk, buē re nīm ōni muāna ibia. Egen bita e moḡur buē ebep'; me egen ura ūabōna ro ōni muāna ibia buē amen en ebep'.

Bāibāit duēt ename ia re ebep' ro obu: ikōi iōn; ijīn iōn; er'e i eran; eādi eran; ekēna iōn me iteu iōn.

Doḡtt kadūdu muāna ibia, ia re mek arōrō, me ūagān eāp' gāro kor; ām et me uo nān ta et an munōri. Me tinia ouāk enīn, uo nān ken'e i, buē e nīmō gāro ōm

wenn der Wind sehr stark ist,¹ schüttet man Öl aus, um den Fisch deutlich zu sehen. Man bleibt nicht an einer Stelle stehen, sondern rührt beim Gehen mit dem Stabe das Wasser auf, und man bleibt nicht aufrecht stehen, wenn man sucht, denn dann sieht man nichts, sondern man sucht in gebückter Stellung. Das Schöpfnetz hält man in der linken, Stab, Schöpfschale und Öl in der rechten Hand; und den Wasserbehälter hält man im Munde fest.

Wenn man die *Ibia* sieht, scheucht man sie mit dem Stabe auf, bis sie dicht bei einem sind; dann wirft man den Stab beiseite, und wenn die *Ibia* bei einem sind, fängt man sie mit dem Schöpfnetz auf.

Wenn man die *Ibia* auf dem Schöpfnetz sieht, schüttet man sie in die Schöpfschale und dann in den Wasserbehälter, den man im Munde hält.

Das ist die Art, wie man den *Ibia* fängt.

Wenn der Wasserbehälter voll ist, schüttet man ihn aus in das Sammelgefäß oder in eine Holzschüssel und bewahrt sie im Hause auf. — Nach drei Tagen wechselt man das Wasser und tut auch etwas Schlamm hinein, damit sie fressen können.

Die *Ibia* wachsen sehr rasch, denn nach 5—6 Tagen sind sie schon so groß wie richtige Fische.² Später nimmt man sie heraus und setzt sie in einen kleinen Teich, der Zuchtteich genannt wird; und nach ein bis zwei Monaten holt man sie auch hier wieder heraus und setzt sie in den großen Fischhalten aus.

et. Uo eo ta oijo eāt etān emorin, bue uo tu koī eanūueāu, me uo eo emuī, ia uo kanāni, bue uo nān eap et, me hāgān uo ti tāūtīeberebe. Ijñ a mek iañ bēm edamāu, me ikoī me eādi me ekēna e mek iañ bēm edamarūm; me eré'i e mek iañ muñm.

Tinia uo et ibia uo nān ōuoōn bita ikoī, bue e nīm turin āu; me uo nān eātou, nea ikoī, ije eturin āu bita ibia me uo nān adiōn bita ijñn.

Tinia uo et bita ibia iāt ijñn, uo nān idaōn murana eādi mi idōta iañ murana eré'i iañ muñm.

Óuga kor dedé it ebāp' ibia.

Tinia okuēn ōm 'ré'i uo nān hāeo iāt itéuo me e tēbi mo onanēt iō an ouāk. — Iruññ āiyubūm uo inān t̄x böğēn mo óia bet ebāubo eken, bue rē nīm ōn.

Epār in ouāk muñana ibia, bue iruññ abūmññ āiyimo o anō ri nān gāro teké'i iu. Me ean hāga uo nān ōta ura iāt ibia e böğēn ōniñ, egen bue e böğ in karūñ; me iruññ āikuēn oa āro maramēn uo nān ōni ura mo orutō iāt ibia e böğēn ouāk, egen bue e böğ in kōuda.

¹ Der die Wasseroberfläche kräuselt und den Fisch nicht mehr erkennen läßt.

² D. h. 2 cm lang; vordem sind sie klein und dünn wie eine Stecknadel.

Wenn die Ibia in den Behältern bleiben, besitzen sie folgende Namen: *omuiño*,¹ *abaranāieḡḡ*,² *eto*,³ *ebedi*,⁴ *oura*,⁵ *etumḡḡ*,⁶ *okoī*⁷ und *ebáuo*.⁸

Nach ein bis zwei Jahren ruft der Mann, dem der Teich mit den Ibia gehört, alle Leute herbei, um die Ibia auszufischen.

Viele Geräte gehören zum Fang der Ibia, denn einige Leute gebrauchen das Stellgarn, andere das Gabelnetz und wieder andere das Ellipsennetz.

Wenn die Ibia eingefangen sind, werden sie alle auf einen Haufen zusammengetragen, denn der *temonibe* will wissen, wieviele es sind.

Wenn das Zählen beendet ist, verteilt der Mann, dem der Teich gehört, den Fang an alle Leute.

Ein Fisch wird ebenso wie der Ibia gefangen; man begibt sich ins Wasser und fängt den *denoumanān*.

Die eindrucksvolle Darstellung des *Auuiyeda* bedarf noch einiger Ergänzungen. Der Fang der Ibia-Brut geschieht auf dem Riff bei auf- oder ablaufendem Wasser. Die Wassertümpel werden der Reihe nach abgesucht. Kräuselt der Wind die Oberfläche, dann tropft der Fänger aus einer Flasche etwas Öl auf das Wasser, sodaß man nun unter den Ölflecken deutlich die strichfeinen, stecknadelgroßen Fischchen erkennen kann. Man schiebt das Bastnetz vorsichtig unter die schwimmenden Tierchen, hebt das Netz aus dem Wasser heraus, fängt sie in der Schöpfschale auf und schüttet sie dann in den Wasserbehälter.

S. Na. 195. Schöpfnetz, *ijñ* (Abb. 242, 243). Das Gerät besteht aus dem aus Zweigen zusammengebundenen, elliptischen Rahmen und aus vier oder fünf miteinander vernähten Baststücken der braunen, faserigen Blattscheide der Kokoswedel als Netz, die über

Etimine egen muñāna ibia ia re mek iañ e bōk, bue: omuiño, abaranāieḡḡ, eto, ebedi, oura, etumḡḡ okoī me ebáuo.

Iruñ aikuñ oa aro cobeni ameā uña mi bōḡina ibia inān emueḡuñ urā memāk nabōna amēn ebep', bue re ñm kōuda ibia.

Ebāk de'idē'i ñn bañ e kuōda ibia, bue ename ibūñ re tebāp' idiarōma, me ibūñ re tebāp' ekebenōgi, me ibūñ re tebāp' ikibūñkumō.

Tinia ḡ kōna ibia ri nān oepōiyīda memāk me eke aipōuñ, bua ameā temonibe e ñm ziēt ebakñ.

Tinia eḡñ ḡdu ameā uñ mibōḡēna ibia nān dubañā a ename memāk.

52.

Iu iōn, ñea edidōbō bañ ibia; uḡ ḡdu, me uḡ nān kōna iu nāna denoumanān egen.

den Rahmen gefaltet und hier mit Überwendlingsstichen befestigt werden. An der Unterseite des Bastnetzes ist an einer Seite ein schmales Holzbrettchen festgebunden, das als Handgriff dient (Abb. 243). Die Länge des Netzes beträgt 50 cm, die Breite 44 cm.

¹ 4 cm groß.

⁴ 10 cm groß.

⁷ 30 cm groß.

² Wie ein kleiner Finger groß.

⁵ Wie eine Handlänge groß.

⁸ Ausgewachsen 60—150 cm groß.

³ 8 cm groß.

⁶ So groß wie ein fliegender Fisch.

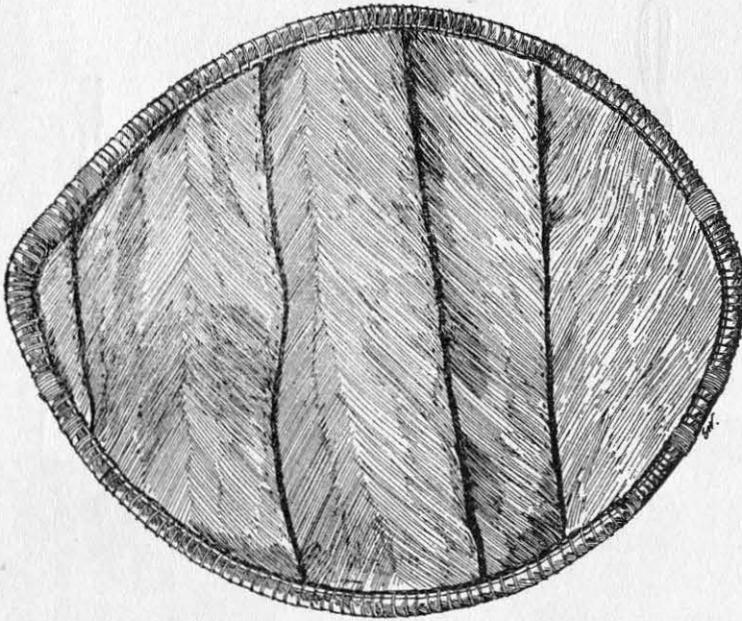


Abb. 242. Schöpfnetz, *ijñ*. S. Na. 195. $\frac{1}{4}$ w. G.

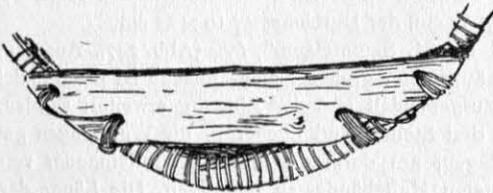


Abb. 243. Griff des Schöpfnetzes. S. Na. 195.

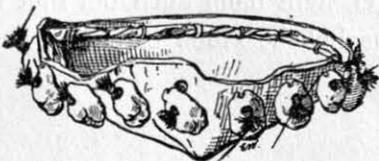


Abb. 244. Schöpfschale, *eādi*. S. Na. 9. $\frac{1}{2}$ w. G.

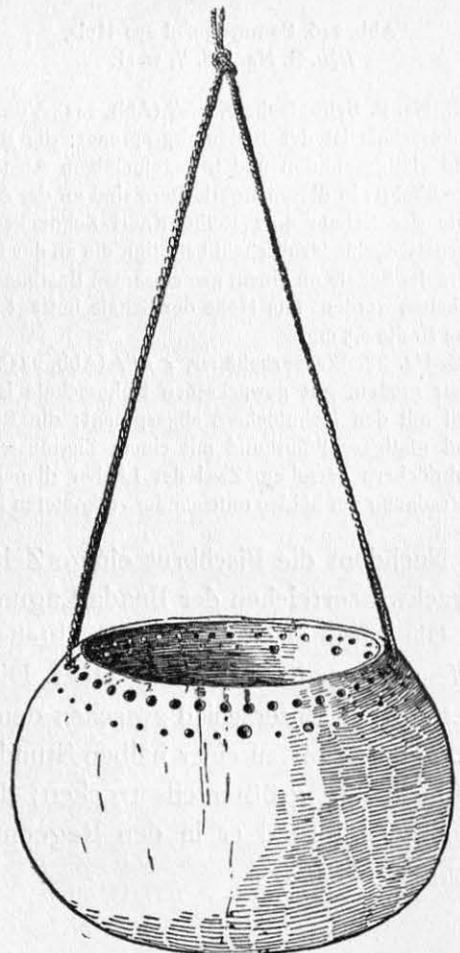


Abb. 245. Wasserbehälter, *e rē'i*. S. Na. 22. $\frac{1}{2}$ w. G.

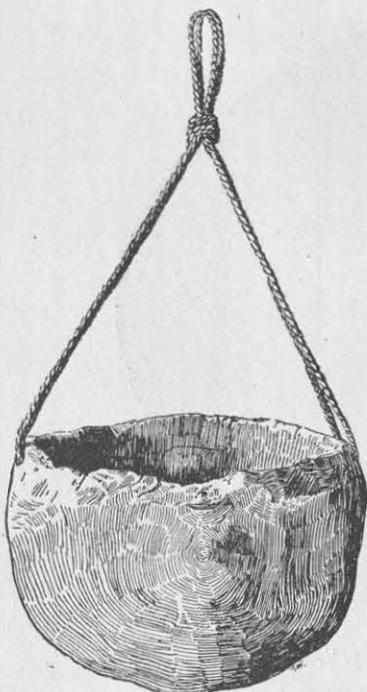


Abb. 246. Sammelgefäß aus Holz,
iteu. S. Na. 158. $\frac{1}{3}$ w. G.

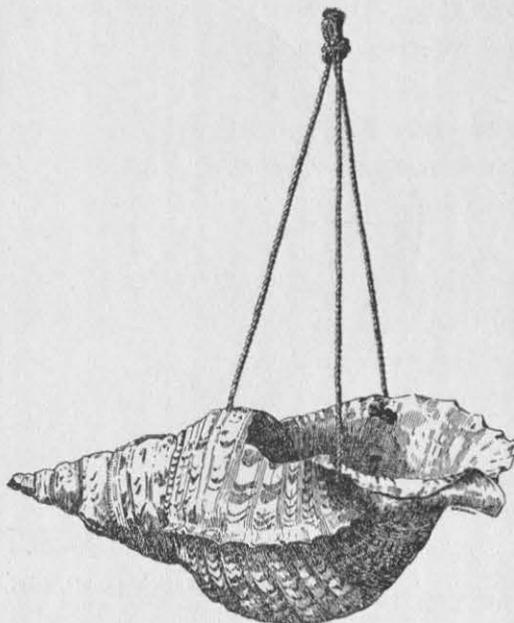


Abb. 247. Sammelgefäß, *iteu*.
S. Na. 81. $\frac{1}{4}$ w. G.

S. Na. 9. Schöpfschale, *eādi* (Abb. 244). Von einer Kokoschale ist der Boden abgesprengt; die Ränder sind glattgeschliffen und in regelmäßigen Abständen durchbohrt; in diesen Bohrlöchern sind an der Außenseite der Schale eine Reihe Kauri-Schnecken mit Fregattvogelfiederbüscheln befestigt, die an der Innenseite der Schale an einem gemeinsamen Bastband festgehalten werden. Die Höhe der Schale beträgt 3 cm, ihre Breite 8,5 cm.

S. Na. 22. Wasserbehälter, *e rd'i* (Abb. 245). Von einer großen, gut gewachsenen Kokoschale ist der Teil mit den Keimlöchern abgesprengt; die Ränder sind glattgeschliffen und mit einem Ziermuster aus Bohrlöchern versehen. Zwei der Löcher dienen der Befestigung der beiden miteinander verknотeten Halte-

schnüre. Die Höhe der Schale beträgt 11 cm, der Durchmesser 10 cm.

S. Na. 158. Sammelgefäß, *iteu* (Abb. 246). Die Schale ist aus einem Block Hartholz herausgeschnitten. An zwei Stellen ist der Rand durchbohrt zur Befestigung der beiden verknотeten Halteschnüre. Die Höhe beträgt 17 cm, der Durchmesser 19×22 cm.

S. Na. 81. Sammelgefäß, *iteu* (Abb. 247). Aus dem Gehäuse einer großen Tritonschnecke ist die Spindel herausgemeißelt und der Eingang erweitert worden. An drei Stellen sind Löcher in die Wandungen geschlagen, um darin die drei oben miteinander verknотeten Haltebänder zu befestigen. Die Länge der Schnecke beträgt 38 cm.

Nachdem die Fischbrut einige Zeit im Hause gehalten worden ist, wird sie in den Brackwasserteichen der Buada-Lagune im Innern der Insel ausgesetzt.

Die Lagune¹ ist ein alter Reliktensee, der durch unterirdische Wasserläufe mit dem offenen Meer in Verbindung steht. Die Gezeiten machen sich in ihm bemerkbar, doch beträgt der Unterschied zwischen dem Eintritt derselben im Meere und in der Lagune 20 Minuten bis zu einer halben Stunde. In dürrer Zeiten läuft der See so zur Zeit der Ebbe häufig größtenteils trocken; der Wasserspiegel steht dann auch bei Flut nur niedrig, während er in den Regenmonaten eine ansehnliche Höhe erreichen kann.

¹ Siehe H.-B. I. S. 27.

Doch ist die Lagune in keinem Teile so tief, daß man nicht überall durch sie hindurchwaten könnte. Ein Kranz hochstämmiger alter Palmen umzieht das Becken, in dem rings am Ufer des Sees und zum Teil auf dem Boden der Lagune selbst eine üppige Pandanusflora gedeiht, die fast das Schilf ersetzt. Ein modriger, übelriechender, sandiger, schwarzer Schlamm bildet den Boden. Eine Unmenge Infusorien, Planktontierchen, Krebschen usw. lebt in diesem Schlamm und dient den Ibia als willkommene Nahrung.

Dieser See wird durch künstliche Dämme in 44 Einzelbecken, 10 große und 34 kleine Teiche zerlegt, die alle ihre besonderen Eigentümer haben (Abb. 248); an dem Besitz beteiligen sich 26 Einzeleigentümer, 4 Teiche werden von mehreren geeignet.

Besitzer der Buada-Lagune.

- | | | |
|---------------|----------|---|
| 1. Abubu ♂ | besitzt: | Atamuimui. |
| 2. Nāmi ♂ | „ | Ueo. |
| 3. Atun ♂ | „ | einen Teil von Aromeme und einen von Areben. |
| 4. Detuna ♂ | „ | einen Teil von Orep und einen von Bañabaña. |
| 5. Touaram ♂ | „ | Bagabar, Agata, Kridauber, Bögi, einen Teil von Ara; mit Edei ♀ zusammen besitzt er einen anderen Teil von Ara. |
| 6. Bejouer ♂ | „ | beide Teiche von Detëta. |
| 7. Mokiróa ♂ | „ | einen Teil von Inibugubugu. |
| 8. Atam ♂ | „ | Bejãũuea. |
| 9. Abotomo ♂ | „ | einen Teil von Orep. |
| 1. Dodina ♀ | „ | einen Teil von Orep. |
| 2. Emerãũna ♀ | „ | den größten Teich: Bañabaña. |
| 3. Eđiãiak ♀ | „ | Adinidiñir, einen Teil von Obuabin, ¹ zwei Teile von Ara, einen Teil von Ibono. |
| 4. Eđidin ♀ | „ | beide Teiche von Apotañ und zwei Teile von Obuabñ. |
| 5. Ebinõk ♀ | „ | einen Teil von Aromeme. |
| 6. Edadia ♀ | „ | Atuijimen. |
| 7. Katieta ♀ | „ | einen Teil von Bõgerara. |
| 8. Demamuni ♀ | „ | einen Teil von Bõgerara. |
| 9. Erauõti ♀ | „ | Abana. |
| 10. Eđei ♀ | „ | einen Teil von Inibugubugũ. |
| 11. Egoroja ♀ | „ | einen Teil von Ara. |
| 12. Emerati ♀ | „ | beide Teile von Anonañe. |
| 13. Ióuada ♀ | „ | einen Teil von Ara. |
| 14. Kioueta ♀ | „ | einen Teil von Ibona. |
| 15. Idibo ♀ | „ | einen Teil von Ibona. |
| 16. Eđiber ♀ | „ | einen Teil von Ibona. |
| 17. Dodina ♀ | „ | einen Teil von Orep. |

¹ Zusammen mit fünf anderen Genossen.

1. Abumi ♂ und Terebo ♀ besitzen: Anajer.
2. Egaga ♀ und Edogei ♀ „ Oñeri.
3. Edibañgeux ♀ und Kabéja „ einen Teil von Obuābñ.

Um das große Bañabaña-Becken der Emerāua, das auch als Hauptfangteich benutzt wird, liegt eine Anzahl kleinerer und kleinster Teiche, worin meistens die kleinen Ibia gehalten werden. Denn wenn es auch ursprünglich von den Eingeborenen beabsichtigt war (nach ihren eigenen Angaben), daß jeder Fischteicheigentümer seine Fische im eigenen Teiche züchten sollte, so wurde diese Absicht doch durch die Überschwemmungen der Teiche und durch das Springen ausgewachsener Ibia von einem Teich in den anderen vereitelt. Denn die Trennungsdämme (s. Tafel 26,1) sind nicht hoch genug, um eins wie das andere zu verhindern. Sie bestehen aus Schlamm, Geröll, Sand und Kokoshülsen und sind sehr niedrig. Abb. 1 auf Tafel 26 veranschaulicht sie an den Teichen: Detëta und Agata. Um das Austrocknen und den damit bedingten Zerfall der Grenzdämme zu verhüten, werden sie mit Palmwedeln bedeckt; in die Dämme sind Holzpfähle gerammt, an denen die Netze getrocknet werden. Um unbefugte Fischzüge zu verhüten, sind am Ufer und im See selbst, hier auf Pfählen, eine Reihe Wächterhütten errichtet, in denen gleichzeitig auch das Fanggerät aufbewahrt wird.

Dieses Fanggerät besteht aus dem schon beschriebenen Fischkorb (s. S. 143), Handnetz (s. S. 136), den großen Garnen (s. S. 138) und zwei Geräten, die nur beim Ibiafang verwendet werden: dem Ellipsennetz, *ikibñnkumo*, und dem Gabelnetz, *ekëbanógi*.

Das Ellipsennetz (Abb. 249) besteht aus einem über 2 m langen, kräftigen Holzstiel, an dem oben zwei große, zu einer Ellipse zusammengebogene Zweige als Rahmen befestigt sind, über die ein engmaschiges Netz mit kleinem Netzsack ausgespannt ist.

Das Gabelnetz (Abb. 250) besteht aus dem langen Holzstiel, an dem oben die aus mehreren Stücken zusammengesetzten v-förmig auseinandergespreizten, 1 1/2—2 m langen Rahmenhölzer befestigt sind, über das ein Netz mit weitem, großem Netzsack ausgespannt ist. Am Holzstiel sind die Rahmenhölzer durch ein Querholz miteinander verbunden.

Kurz vor meiner Abreise von Nauru hatte ich Gelegenheit, einem Ibia-Fangfeste beiwohnen zu können.

Für den 9. November hatte man das Fangfest angesagt. Die Leute von Äiuo wollten es abhalten; und am Nachmittag und Abend vorher wurden Abgesandte an die Gauältesten und *temonibe* gesandt, die für den Fischzug am anderen Morgen einladen. Mit Sonnenaufgang sollte er beginnen.

Als ich kurz nach Sonnenaufgang an der Lagune erschien, waren erst wenige Eingeborene beisammen. Nach und nach kamen sie herbei, Männer, Frauen, Mädchen und Knaben; helle Freude glänzte auf den Gesichtern, und jeder schleppte einen Teil der Fanggeräte mit sich. Unter den Palmen und im Pandanusgebüsch setzten sie sich

nieder und beschäftigten sich damit, die Netze in Ordnung zu bringen, sie noch einmal nachzusehen und kleine Ausbesserungen vorzunehmen. Gegen acht Uhr waren alle versammelt; viele trugen nach alter Weise den früher gebräuchlichen Festschmuck; aus jungen, zerschlitzten Kokosblattfiedern hatte man Schurze, Gürtel, Halsketten, Arm- und Beinbänder angefertigt und angelegt. Jeder hatte ein Fanggerät bei sich, das er nun bedienen sollte. Die einen trugen große, auf Rundhölzern auf-

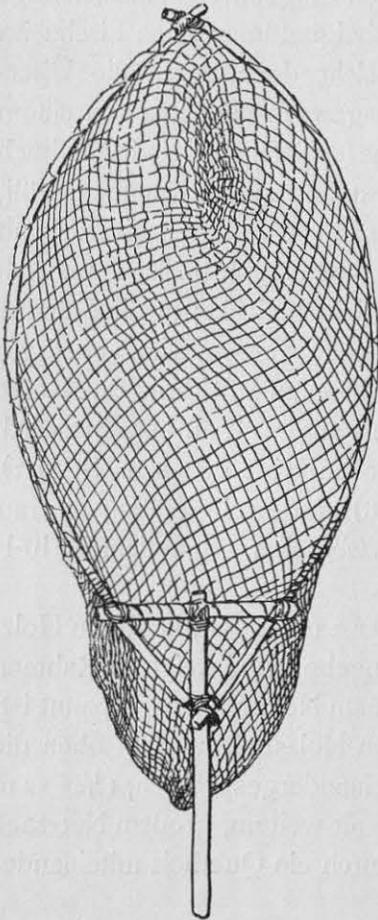


Abb. 249. Ellipsennetz, *ikibūnkumo*.
(Nach Skizze)

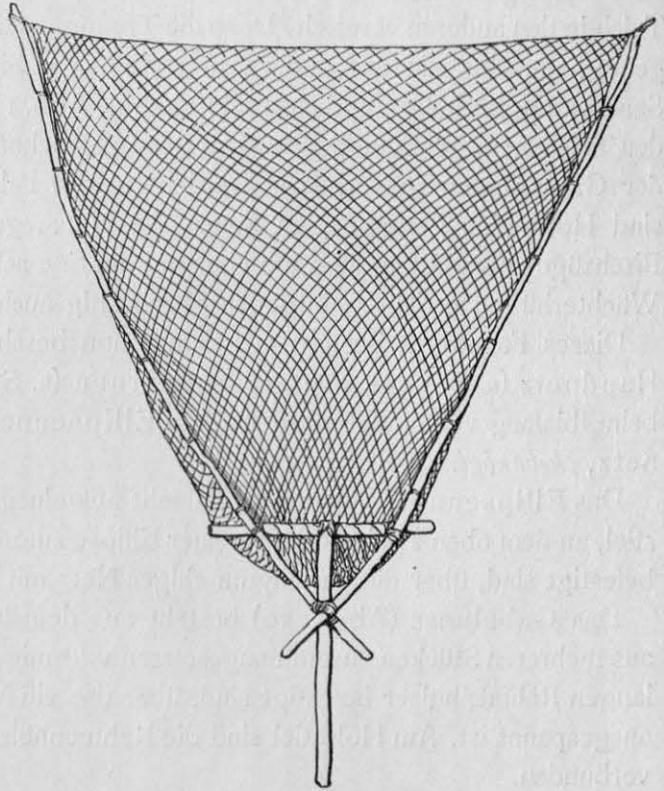
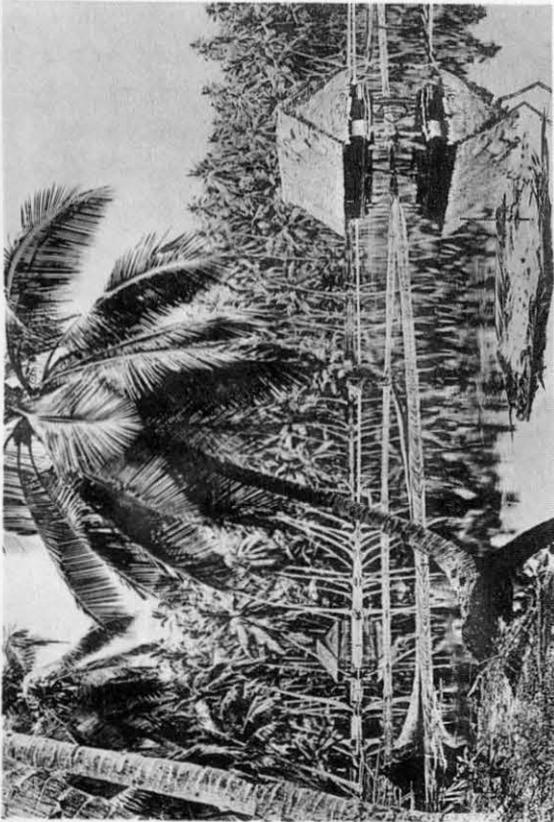


Abb. 250. Gabelnetz, *ekebanōgi*.
(Nach Skizze)

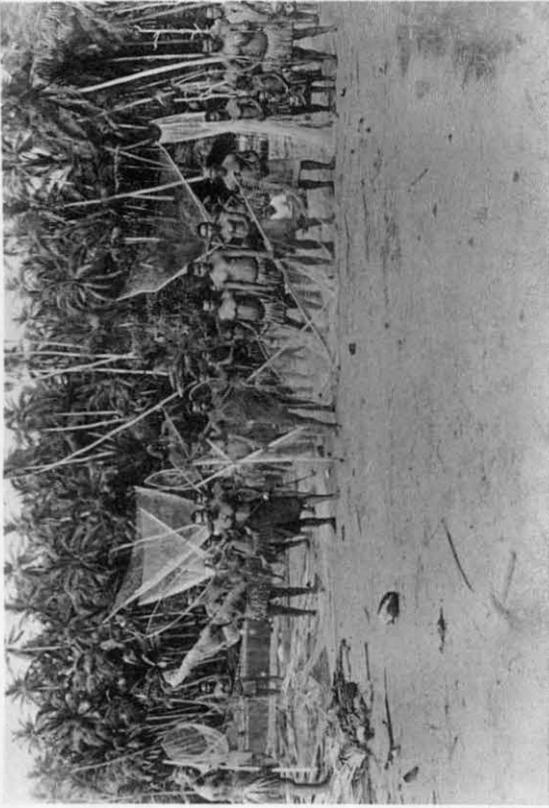
gerollte Garne, andere Körbe oder Handnetze und die großen, noch zusammengelegten Ellipsen- und Gabelnetze. In kurzer Zeit war alles instandgesetzt; die Garne wurden auseinandergerollt, z. T. mit Flotten versehen, die Ellipsen- und Gabelnetze wurden auseinandergelegt und an langen Holzstielen befestigt. Die Frauen führten kleine Handnetze mit sich und hatten sich Fischkörbe um den Leib gebunden.

Bald darauf ging es ans Fangen. Fröhlich juchzend trippelte die Gesellschaft über die teilweise trocken liegenden Teiche (Tafel 26,2) in den Bañabaña der Emeráua, der heute abgefischt werden sollte.



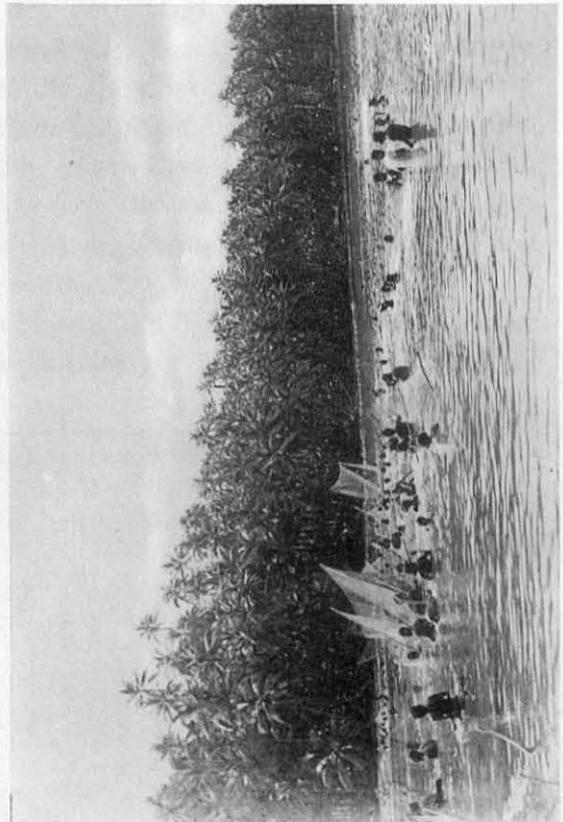
Hambrecht phot.

1. Fischteich in der Buada-Lagune.



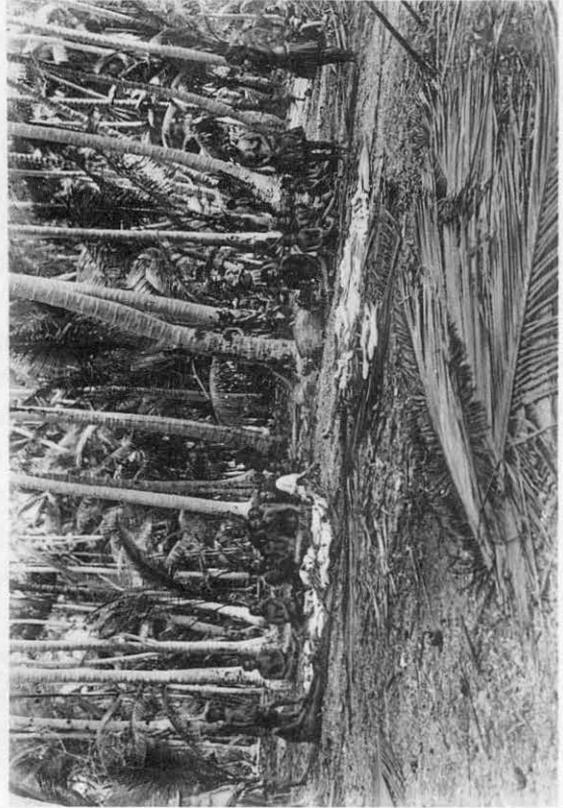
Hambrecht phot.

2. Auszug der Fischer zum ibia-Fang.



Hambrecht phot.

3. Das Fischreiben im großen Mittelteich der Lagune.



Hambrecht phot.

4. Die Zählung und Verteilung der auf Palmblättern ausgebreiteten Fänge.

Ein richtiges Fischtreiben ging vor sich. Man begann in der Mitte des Teiches. Zunächst sperrten die Leute mit den Garnen den Teich zur Hälfte ab. Sie stellten sich im Halbkreis auf, dessen Seiten die flachen Ufer des Teiches streiften. Ein Garn wurde neben das andere gesetzt; an den Flotten hielt man sie fest. Vor und hinter die Männer, welche die Garne hielten, stellten sich andere mit den Gabel- und Ellipsennetzen auf. Hinter die Männer traten die Frauen; die Kinder suchten sich die Plätze beliebig aus, so wie sie ihnen gerade angenehm erschienen.

Mit Jauchzen, Rufen, Pfeifen, im Wasser plätschernd und es mit Stangen und Knüppeln aufwirbelnd, begann nun ein tolles Treiben; langsam schob sich der Halbkreis vorwärts an das nördliche Ende der Lagune. Dabei wurden die *Ibia* aufgescheucht, die erschreckt nach allen Richtungen hin zu entfliehen versuchten. Vielen mißlang es; die meisten blieben in den Maschen der Garne hängen; sie wurden von den Weibern gegriffen, die ihnen den Nacken durchbissen, sie töteten und dann in die Fischkörbe steckten. Andere versuchten zu entkommen, indem sie wie silberne Blitze gleich Hechten aus dem Wasser schossen und zwischen die Fänger hindurchsprangen, um so den Nachstellungen zu entgehen. Auch hier blieb der Erfolg aus; denn die Träger der Gabel- und Ellipsennetze hielten ihnen ihre Netze entgegen und erhaschten die Fische, wie ein Spieler den Ball mit dem Schlagnetz (Tafel 26,3).

Am Ende der Lagune angekommen, machte die ganze Gesellschaft Kehrt, marschierte in derselben Weise wie vorher nun gegen das Südende des Teiches und heimste neue Fänge ein. Viermal fischte man so im Laufe des Vormittags den *Bañabaña* ab.

Nach ein und einer halben Stunde war der Fischzug beendet, und die Fänger zogen sich an das schattige Ufer zurück. Hier hatten die alten Frauen mit Hilfe von Kindern dürre Palmwedel zusammengetragen und zu Matten auseinandergelegt. Hierauf wurden die Fische ausgebreitet und gleichzeitig gezählt, indem man sie in Haufen von je zehn Stück nebeneinanderlegte (Tafel 26,4). Es zeigte sich, daß man über 400 *Ibia* gefangen hatte, größtenteils kräftige, prächtig ausgewachsene Exemplare, die nach Rang und Besitzansprüchen an die Teilnehmer verteilt wurden.¹

Dann zerstreute man sich und ging nach Hause, um die Fische zuzubereiten. Sie werden auf heißen Steinen entweder gedämpft oder geräuchert; ihr Geschmack ist sehr gut und erinnert an den der Makrelen.

¹ Leider war es unmöglich, genaue Angaben über die Verteilung zu erhalten.

7. Die Verkehrsmittel.

Auf Nauru sind Beförderungsmittel für den Verkehr auf dem Lande und dem Wasser bekannt, von denen jedoch nur die letzteren Bedeutung haben.

Auf dem Lande ist das Tragholz zur Fortschaffung schwerer Lasten gebräuchlich; es ist ein starker, kräftiger Holzknüppel, der auf den Schultern von zwei oder vier Trägern ruht, während die Last entweder unmittelbar zwischen den Trägern an den Knüppel gebunden, oder vorher besonders in einem Korb untergebracht wird (s. Tafel 4,4). Auch Menschen werden durch Tragen befördert. Heute geschieht

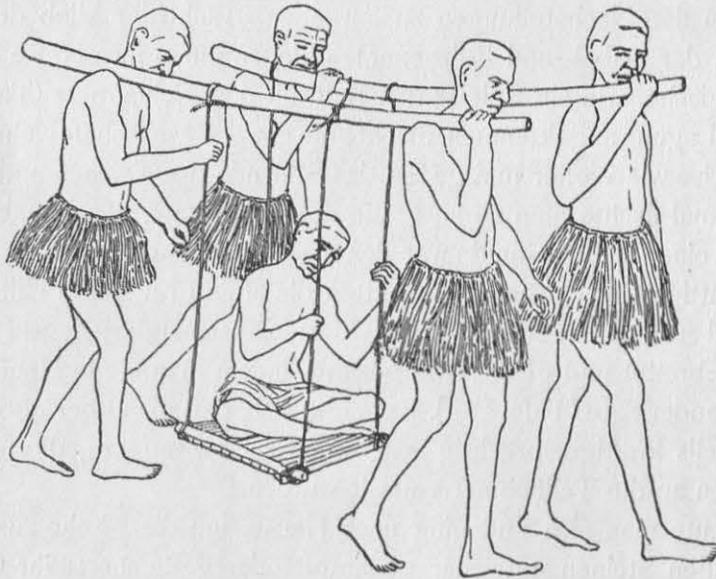


Abb. 251. Tragbahre. (Nach Skizze.)

es eigentlich nur mit Kranken, welche die eigene Bewegungsmöglichkeit verloren haben. Solche Tragbahre besteht in einer Grätting aus zusammengebundenen, dünnen Stäben; an jeder Ecke der rechteckigen Sitzfläche ist ein starkes Kokosseil befestigt, das an dem eigentlichen Tragholz festgebunden wird. Alle vier Seile werden entweder zusammen an einem Tragbaum oder wie in Abb. 251 paarweise an zwei Tragbäumen festgeknüpft, die von kräftigen Männern auf die Schultern genommen werden.

Früher wurden auch Tragstühle benutzt, die bei den Umzügen der *temonibe*-Tochter auf ihrem Pubertätsfeste eine wichtige Rolle spielten, heute aber selbst für

die gewöhnliche Personenbeförderung außer Gebrauch gekommen sind (s. H.-B. I. S. 225 u. 226, Abb. 14 u. 15).

Als Verkehrsmittel auf dem Wasser dient einzig und allein das Kanu, *e kuō*. Heute gibt es nur eine Art, den Einbaum mit Ausleger. Die Berichte von MICHELENA Y ROJAS und Kapitän BROWN lassen jedoch die Möglichkeit bestehen, daß früher auch noch andere Formen vorhanden gewesen sind. So erscheinen auf dem Bilde, das MICHELENA Y ROJAS seinem Berichte beifügt (H.-B. I. Abb. 1), Boote, die den bekannten Plankenbooten der Salomon-Inseln sehr ähneln. MICHELENA Y ROJAS hat aber die Salomon-Inseln nie besucht. Seine im Bilde gegebene Angabe von Nauru wird später von BROWN im schriftlichen Bericht bestätigt, dem die aus einzelnen Holzplanken zusammengenähten Boote der Nauruleute besonders auffielen. Er bemerkt, daß die großen Kanus ohne Ausleger, die kleinen dagegen mit einem Doppelausleger versehen waren. Er allein erwähnt, daß einige der Kanus Segel führten (H.-B. I. S. 14). Eine Bestätigung dieser Angaben habe ich von den Eingeborenen nie erhalten können; sie wußten nichts von solchen Bootformen, und Auuiyeda erzählte mir als Antwort auf die Fragen die Sage von der Erfindung des Bootes (H.-B. I. S. 443), die nur von der Herstellung desselben zu berichten weiß, wie es heute auf Nauru allein im Gebrauch ist.

Die Nauruboote sind alle nahezu gleich groß und selten mehr als 6 m lang. Sie besitzen dabei eine Tragfähigkeit von drei bis fünf Erwachsenen, sind aber selbst so leicht, daß ein oder zwei Männer ein Boot bequem tragen können. Ihre Stabilität ist groß, und mit gutem Geschick verstehen es die Eingeborenen, unversehrt die schwerste Brandung zu durchfahren.

Der Bootskörper.¹ Nauru hat keinen Überfluß an Bäumen, die sich zur Herstellung von Kanus eignen. Mit dem vorhandenen Material: *Thespesia*, *Artocarpus* und *Calophyllum* muß man haushalten. Die Boote werden daher nicht aus einem Stück angefertigt und nachher mit Aufsatzborden versehen, sondern aus einzelnen Holzplanken zusammengenäht.

Ein solcher Bootskörper (Abb. 252) ist 5,38 m lang, 40 cm hoch, 66 cm in der Mitte breit und wird aus 24 einzelnen Stücken hergestellt. Zu unterst liegt der Kiel, *iruep*, ein schmaler, kräftiger, leichtgeschwungener Balken, dessen Wölbung, auf die Länge des Kiels berechnet, ungefähr 18% beträgt. Seine untere Breite beträgt 5 cm, die obere 12 cm, die schrägen Seitenwände sind 4 cm hoch; der Kiel ist innen rinnenartig vertieft; die Dicke des Bodens beträgt 2 cm, während die Seitenwände ein wenig dünner sind. Am Bug und Heck erweitert sich der Kiel zungenförmig; hier ist er an der Oberseite abgeplattet und trägt in der Mitte eine niedrige, schmale Aufsatzleiste. Diese ist, wie überhaupt der ganze Kiel, vielfach horizontal durchbohrt zur Aufnahme der Verbindungsschnüre der ersten Reihe Bordplanken. Das Nauruboot besitzt auf jeder Seite zwei Reihen Planken; auf dem Kiel sind zweimal fünf Planken und auf diese

¹ Gleichzeitig die Beschreibung des Bootes S. Na. 199.

Reihen wiederum zweimal drei Planken aufgesetzt; diese Reihen werden jedesmal durch ein Stück des Aufsatzes an Bug und Heck abgeschlossen. Die untere Reihe dieser Seitenplanken ist 33 cm breit und bildet mit der Horizontalen einen Winkel von 30° ; die mittlere Planke heißt *ebētān*, die beiden daran stoßenden werden *ekaret* genannt; diese Reihe wird vorn und hinten von dem unteren Teil des Aufsatzes geschlossen. Dieses Stück, *edāuidāuo*, ist erheblich kräftiger und stärker als die durchschnittlich 1,5 cm dicken Bordplanken; es ist aus einem Holzblock herausgeschnitten und zwisehenkelig; die beiden Schenkel bilden am Scheitelpunkt einen spitzen Winkel und passen sich hier der Bootswölbung an; nach den Bootsenden hin jedoch laufen sie am Scheitelpunkt in eine senkrecht stehende Leiste aus, die genau auf die obenerwähnte Killeleiste paßt. Die erste Reihe Bordplanken wird durch eine zweite aus sechs Planken erhöht, die jedoch nicht die alte Richtung von 30° beibehält, sondern nahezu senkrecht auf die Planken der ersten Reihe aufgesetzt wird. Sie sind 20 cm

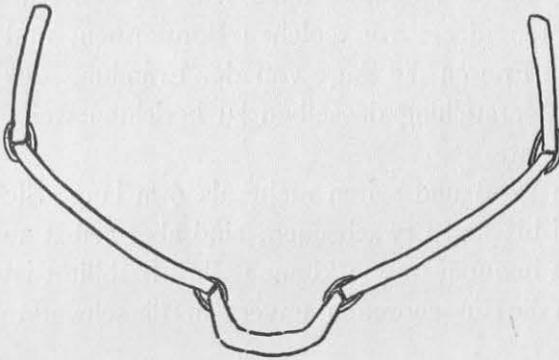


Abb. 253.

Schnitt durch das Kanu. S. Na. 199.

hoch und weichen um 4° — 5° von der Vertikalrichtung nach innen ab. Die einzelnen Planken sind länger als die der unteren Reihe; die mittlere heißt *rān ituga*, die beiden äußeren nennt man *ekaret ituga*. Vorn und hinten wird die Reihe durch den oberen Teil des Aufsatzes, *ebōr*, geschlossen. Auch dieses Stück ist aus einem Holzblock gefertigt und zwisehenkelig; der Scheitelpunkt fällt hier mit den Bootsspitzen zusammen, sodaß die

Schenkel zunächst über der Vertikalleiste des unteren Aufsatzstückes hervorstehen, ehe sie mit den unteren Schenkeln ein Ganzes bilden. Bug und Heck erinnern entfernt an das aufgerissene Maul eines Tieres, dessen Zähne die Vertikalleiste des unteren Aufsatzstückes bilden. Auf dem oberen Stück des Aufsatzes und mit demselben aus dem Vollen herausgeschnitzt, sitzt ein 22—26 cm hohes Horn, *ebōr*, dessen Spitze nach außen zeigt. Beim Fischfang hängt man hier die Leinen darüber. Bug, *mān* (Auge des Bootes),¹ und Heck, *murīn*, erscheinen beim ersten Hinschen als gleichartig; tatsächlich ist der Bug etwas schmaler und schlanker gebaut als das Heck und besitzt das höhere Aufsatzhorn. Die Planken werden untereinander vernäht; senkrecht übereinanderliegende Löcher, *emetūikj*, werden zu Gruppen von dreien in die Planken gebohrt und durch dieselben eine fortlaufende Schnur hindurchgezogen. Da die Planken nie ganz genau aufeinander passen, legt man dünne Lagen, *qāna*, von zusammengefalteten Kokos- oder Pandanusblättern dazwischen. Außerdem werden die Nähte und Löcher mit Kitt, *itīm*, der aus dem

¹ Bei einigen Nauru-Kanus pflegt man heute ein Auge auf die Vertikalleiste des Aufsatzes zu malen.

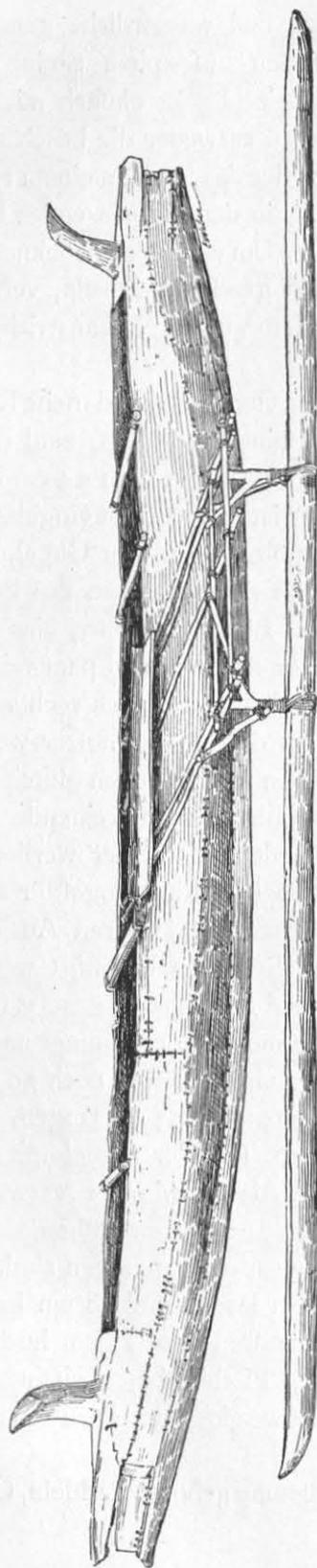


Abb. 252. Kanu *kūp*. S. Na. 199. $\frac{1}{10}$ w. G.

Maße des Bootes S. Na. 199.

Bootskörper, *ē kūp*:

- Ganze Länge: 5,38 m.
- Größte Breite: 0,66 m.
- Höhe: 0,40 m.
- Breite der oberen Planken: 0,20 m.
- Länge der mittleren oberen Planke, *ran ituga*: 1,56 m.
- Länge der seitlichen oberen Planke, *ē karet ituga*: 1,02 m (links) resp. 1,39 m (rechts).
- Breite der unteren Planken: 0,33 m.
- Länge der mittleren unteren Planke, *ēbētān*: 97 cm.
- Länge der seitlichen unteren Planke, *ē karet*: 85 cm, 109 cm, 67 cm, 60 cm (von links nach rechts).
- Höhe des Kiels, *iruēp*: 4 cm.
- Untere Breite des Kiels: 5 cm.
- Obere Breite des Kiels: 12 cm.
- Länge des oberen Aufsatzstückes, *ēbōp*: 64 cm.

Größte Breite des oberen Aufsatzstückes: 20 cm.

- Höhe des Horns: 26 cm (links), 22 cm rechts.
 - Länge des unteren Aufsatzstückes, *ēdaitānūp*: 54 cm.
 - Höhe des unteren Aufsatzstückes: 14 cm.
 - Länge der Vertikalleiste des Aufsatzstückes: 29 cm.
 - Länge der Ruderbänke, *ētō*: 54 cm, 64 cm, 64 cm, 54 cm (von links nach rechts).
- Auslegergerät, *īka*.
- Länge der fünf Querhölzer: 2 m.
 - Dicke der fünf Querhölzer: 3 cm.
 - Länge der Horizontalhölzer: 82 cm.
 - Höhe der Auslegergabeln: 25 cm.
 - Länge der Stützen für die Gabeln, *ētēn*: 33 cm.
 - Länge des Schwimmers, *ēgēm*: 4,72 m.
 - Dicke des Schwimmers: 10 cm.

Baste von *Morinda citrifolia* hergestellt ist, verstrichen und wasserdicht gemacht. Beschädigungen des Bootskörpers, die durch Aufstoßen auf spitze Steine und Korallen entstehen, werden ausgebessert, indem man kleine Lecks einfach mit kittgetränktem Kokosbast verstopft, bei großen dagegen wird entweder die beschädigte



Abb. 254. Ösfaß, *iruñ ekuo*.
S. Na. 205. $\frac{1}{10}$ w. G.

Planke vollständig erneuert oder das Loch zu einem rechteckigen Ausschnitt erweitert, in den ein passendes Brett eingefügt und festgenäht wird. Um vor der austrocknenden Wirkung der Sonnenstrahlen geschützt zu sein, versieht man den Bootskörper mit einem weißen Kalkanstrich, der häufig erneuert wird.

Als Ruderbänke, *enō*, werden auf der oberen Bordkante vier, sechs und mehr Rundhölzer aufgebunden. Da das Boot sich nach vorn und hinten verjüngt, sind deren Längen verschieden. Bei S. Na. 199 sind die kleinen 54 cm, die großen 64 cm lang.

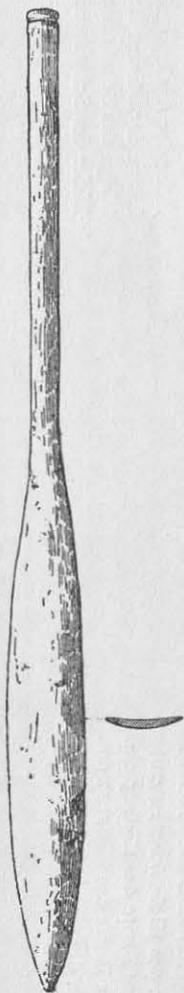


Abb. 255. Paddel, *epi*.
S. Na. 122. $\frac{1}{10}$ w. G.

Das Auslegergerät. Der Ausleger ist in das Boot eingelassen.

Er besteht aus fünf horizontalen Querhölzern, *ika*, der Gabel, *etēn*, und dem Schwimmer, *egēm*. In die *van ituga*-Planken des Bootskörpers werden auf beiden Seiten fünf Löcher gebohrt, eins liegt genau in der Mitte des Bootes; die vier anderen sind paarweise in Abständen von 31,5 cm nach links und 22,5 cm nach rechts dazu angeordnet. Die 2 m langen und 3 cm dicken Querhölzer werden in diese Löcher eingepaßt und an ihren freien Enden durch zwei 82 cm lange und 1,5 cm dicke Längsstangen untereinander verbunden. An den beiden Außenpaaren der Querhölzer werden die Auslegergabeln befestigt. Man nimmt dazu kräftige, ungefähr 25 cm lange Astgabeln, deren Zinken zwischen die äußeren Auslegerquerhölzer eingeklemmt und hier mit Schnüren befestigt werden. Der untere Teil der Gabel wird auf den Schwimmer gesetzt (nicht eingelassen) und mit Schnüren, welche um den Schwimmer und die Gabel gewickelt werden, befestigt. Damit die Gabel noch an Halt gewinnt, wird sie durch einen schrägliegenden, 33 cm langen, 2 cm dicken Stab gestützt, der den unteren Teil der Gabel mit dem äußeren Auslegerquerholz verbindet. Als Schwimmer verwendet man einen 4,72 m langen, gleichmäßig 10 cm dicken Balken, dessen Enden sich verjüngen und ein wenig nach oben gebogen sind. Auf dem Auslegergerät liegt lose ein 83 cm langes und 18 cm breites Brett, dessen eine, dem Boote zugewandte Kante 15 cm hoch ist. Beim Fischfang werden Angelgerät, Fischkörbe, Leinen usw. darauf abgelegt; statt des Brettes verwendet man dazu auch ein krippenähnliches Gestänge.

Die Boots-ausrüstung. Zur Ausrüstung gehören Paddeln, Ösfaß

und Anker. Die Paddeln, *eot*, sind aus einem Stück Holz geschnitzt und bestehen aus einem langen, rundlichen Holzstiel, der allmählich in das flache, lanzettliche Blatt übergeht. Die Unterseite des Paddelblattes ist leicht gewölbt.

Das Ösfaß, *iruʻin e kuq*, hat die übliche elliptische Form und einen einwärtsgekehrten Griff. Als Anker verwendet man schwere Korallenblöcke, die an Seilen befestigt sind.

S. Na. 122. Paddel, *eot* (Abb. 255). Die Paddel ist aus leichtem Holz geschnitzt und hat ein lanzettliches Blatt, dessen Oberseite glatt ist, während die Unterseite sich leicht wölbt. Die Paddel ist 147 cm lang und das Blatt 12 cm breit.

S. Na. 205. Ösfaß, *iruʻin e kuq* (Abb. 254). Das Ösfaß ist aus einem Holzblock herausgeschnitzt und hat einen einwärtsgekehrten Griff. Seine Länge beträgt 35 cm; es ist 12 cm breit und 10 cm tief; der Handgriff ist 20 cm lang.

Segel sind unbekannt; einzelne Boote führen in der letzten Zeit gelegentlich nach europäischem Muster einen viereckigen Leinwandlappen ohne Raaen und Stengen als Segel.

Große Fahrten können auf den Naurubooten nicht gemacht werden; wenn sie einmal stattfanden (s. H.-B. I. S. 43 und unten die Verschlagung nach Vaitupu), so

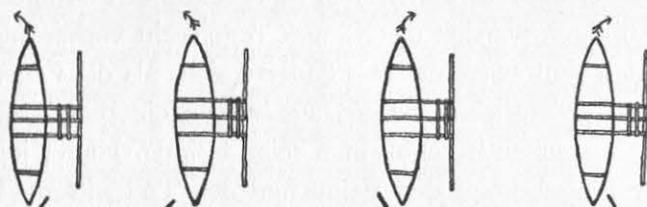


Abb. 256. Schema der Steuerung des Naurubootes.

waren es zufällige Reisen mit meistens unglücklichem Ausgang. Die eigentümlichen Strömungsverhältnisse an der Insel lassen es auch nicht zu, daß die Boote sich weit auf das Meer hinauswagen; sie dürfen sich nur 100—200 m von der Riffkante entfernen. Bei den Fahrten liegt der Schwimmer stets an der Leeseite, *idʻim*; er muß stets von der Luvseite, *enakua*, abgekehrt sein, da sonst die Möglichkeit des Kenterns eintritt. Besondere Steuerpaddeln sind unbekannt. Die gewöhnliche Ruderpaddel dient auch zum Steuern. Sie wird von dem Manne am Heck auf beliebiger Seite gehandhabt. Das Steuern erfolgt durch Bewegen und Nachziehen der Paddel im Wasser in einem Winkel zur Mittellinie des Bootes, der je nach dem Maß der beabsichtigten Drehung verschieden ist (s. Abb. 256).

Nach Beendigung der Fahrten wird das Boot über das Riff getragen und in den Bootsschuppen (s. Tafel 4,3) auf in den Boden gerammte Holzgabeln oder unmittelbar auf die Erde gesetzt. Zum Schutz gegen Sonne und Regen wird es außerdem mit Palmwedeln dicht zugedeckt.

8. Waffen und Krieg.

So friedlich, wie es heute auf der Insel ist, war es früher nicht. Es herrschte fast fortwährend Kriegszustand auf Nauru, der gelegentlich durch einen Gottesfrieden bei der Geburt eines *temonibe*-Kindes, beim gemeinsamen Fischfang und allgemeinen Festlichkeiten unterbrochen wurde (s. H.-B. I. S. 313). Landstreitigkeiten, Felddiebstähle, Verletzungen des Fischereirechtes, Frauenraub, Blutrache, Zauber usw. bildeten die Anlässe zu den Feindseligkeiten.

Trotz der äußerlich furchtbaren und schreckenerregenden, ursprünglichen, eigenen Waffen der Eingeborenen verliefen die Kämpfe meistens ziemlich unblutig. Nur bei Überfällen, die nachts oder in den frühen Morgenstunden erfolgten, waren die Verluste größer. Im übrigen wurden die Kämpfe regelrecht vorher angesagt und später durch den Friedensschluß beendet. Das änderte sich, als die Feuerwaffen eingeführt wurden. Aus einem ordentlichen Kriegszuge wurde ein regelloser Kleinkrieg. Aus Hinterhalten und Verstecken beschoß man seine Feinde. Hinter jedem Baume, jeder Palme konnte der Eingeborene den Feind und den Tod wittern. In den Jahren war Nauru kein angenehmer Aufenthalt für die weißen Händler (s. H.-B. I. S. 15—17). Handel und Verkehr litten sehr darunter, da sie sich nicht weiter entwickeln konnten, denn auch die Stationen waren gefährdet und die weißen Ansiedler vor der Mordlust der Eingeborenen nicht sicher. Nauru genoß damals mit seinen Bewohnern das zweifelhafte Ansehen, in dem heute noch einzelne Stämme und Gegenden der Salomon-Inseln und Neu-Guineas stehen.

Mit der Besetzung der Insel durch Deutschland im Jahre 1888 wurde diesem Zustande ein Ende gemacht. Die Insel hat heute Ruhe; und Naurus Bewohner zählen zu den friedfertigsten, liebenswürdigsten Menschen der Südsee.

Die Schilderung der alten Waffen und Kampfweise hat somit nur noch geschichtlichen Wert; sie fußt aber auf den Mitteilungen zweier bewährter Haudegen, des *Auuiyeda* und *Abubu*, und dürfte bei der Zuverlässigkeit der beiden der Wirklichkeit sehr nahekommen.

Die Waffen. Nauru besitzt Trutz- und Schutzwaffen. Beide haben ihre besondere Ausbildung erfahren und zeichnen sich durch Eigentümlichkeiten aus, die sie nur mit wenigen in anderen Gebieten der Südsee gemein haben.

Die Trutzwaffen bestehen aus Speer, Schlagwaffe, Dolch, Keule und Schleuder.

Unter den Speeren unterscheidet man wieder drei voneinander verschiedene Arten:

den langen Kampfspeer, *e rakóub'*

den Stoßspeer *e oere*

und den Wurfspeer *e kádo*

Alle drei Waffen, von denen der *e rakóub'* die wichtigste ist, werden aus dem harten Kernholz der alten Kokospalmen angefertigt.

Der *e rakóub'* ist der längste unter ihnen; er ist 3—4 m lang und 5—8 cm dick. Die Oberfläche ist glatt; und die alten Speere haben eine dunkelrotbraune, politurähnliche Gebrauchspatina. Beide Enden sind zugespitzt, die Seiten meist gekantet, sodaß der Querschnitt rautenförmig erscheint. Er ist nicht überall gleich groß, da die Waffe sich nach einem Ende hin verjüngt. Manche Speere sind durch erhaben geschnittene Leistenornamente verziert; jeder Speer besitzt aber, wie einst die Waffen unserer Vorfahren, einen Eigennamen und genießt ungefähr die gleiche Wertschätzung und Verehrung, die auch bei uns einst im Schwange war. In manchen Hütten wird heute noch als Stolz des Hauses und als Schatz der Familie der Kampfspeer des Ahnen aufbewahrt, der für keinen Preis käuflich ist und dessen Geschichte und die des Trägers gelegentlich erzählt wird.¹ Nicht jeder Eingeborene besaß eine solche Waffe; nur die tapfersten und tüchtigsten Kämpen durften und konnten sie führen. Diese Krieger standen in besonderem Ansehen und wurden von ihren Gaugenossen häufig einer liebevollen Zwangsfütterung unterworfen, die ähnliche Erfolge hatte, wie bei der auf Tafel 8,3 abgebildeten Babu. Mit den *e rakóub'* wurden die Gefechte in zeremonieller Weise eröffnet und unter Umständen auch gleich beendet.

Mus. Berl. VI. 16503. Kampfspeer, *e rakóub'* (Abb. 257). Der Speer ist aus hellem Kokosholz gefertigt; er ist an beiden Enden zugespitzt und verjüngt sich nach dem einen Ende hin. Die Waffe ist zweischneidig und rautenförmig im Querschnitt. Das eine

Ende (Griff) trägt eine erhaben geschnittene Doppelreife als Ornament. Der Griff (?) ist gegen die Klinge hin abgesetzt.² Die Länge des Speeres beträgt 3,30 m, seine Dicke 4,3—5,4 cm.

Der Stoßspeer, *e oere*, und der Wurfspeer, *e kádo*, werden ebenfalls aus hartem Kokosholz angefertigt; sie sind glatt, haben einen rundlichen Querschnitt und sind vorn zugespitzt. Die Stoßspeere tragen gelegentlich noch eine aufgesetzte Holz- oder Knochenspitze, die heute durch eine eiserne Draht- oder eine geschärfte Eisenstange ersetzt wird. Der Stoßspeer dient dann als Fischspeer. Seine Länge beträgt 1,50—2 m.

S. Na. 224. Stoßspeer, *e oere* (Abb. 258). Der Speer besteht aus Kokospalmholz; er ist geglättet, an den Seiten abgerundet und verjüngt sich nach der Spitze. In diese ist eine 16,5 cm lange Rinne eingekerbt, in die früher eine Knochen-, später eine eiserne Spitze

eingelassen war, welche mit Schnüren resp. Draht an den noch erkennbaren vier Befestigungslagern gehalten wurde. Die Länge des Speeres beträgt 1,69 m, die größte Dicke 3 cm.

¹ Als Helden Naurus wurden mir genannt: Babónan, Ababán, Damáioño und Gomódi, dessen Schädel s. Z. von dem Stationsleiter KAISER nach Deutschland mitgenommen und an das Berliner Museum für Völkerkunde abgeliefert sein soll.

² Mir wurde bedeutet, daß im Kampfe je nach Bedarf das eine oder das andere Ende als Handhabe benutzt wurde.

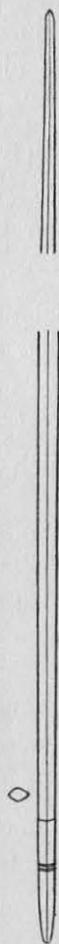


Abb. 257.
Kampfspeer,
ε rakoub'.
Mus. Berl.
VI. 16503.
 $\frac{1}{20}$ w. G.



Abb. 258.
Stoßspeer, *e oere.*
S. Na. 224.
 $\frac{1}{10}$ w. G.

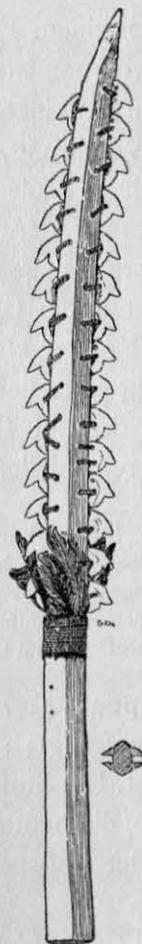


Abb. 259.
Schwert, *e okabän.*
Mus. Berl.
VI. 16506.
 $\frac{1}{8}$ w. G.

Der Wurfspeer ist von dem Stoßspeer darin verschieden, daß man zu seiner Herstellung außer Palmholz auch andere Hölzer verwendet. Er ist erheblich kürzer, dünner und nur 1— $\frac{1}{2}$ m lang, vorn zugespitzt und trägt keine besonders aufgesetzte Knochen- oder Holzspitze.

Die Schlagwaffen, *e okabän*, gleichen denen der Gilbert-Inseln (s. Tafel 27,2). Sie bestehen aus einem Schaft von hartem Kokospalm- oder Calophyllum-Holz und sind mit Haizähnen bewehrt. Diese Waffen haben sehr verschiedene Formen; entweder sind es lange, mit zwei Reihen Zähne besetzte Holzstangen oder kurze, in gleicher Weise bewehrte Schwerter und Dolche.

Eine solche lange Schlagwaffe ist auf Tafel 27,2 abgebildet. Sie besteht aus 2,5—5 m langen, geglätteten Holzstangen, deren unbewehrter Teil meistens an den Seiten abgerundet ist und nach dem Klingenteil hin, der im Querschnitt elliptisch oder rautenförmig ist, ähnlich wie der *e rakoub'*, allmählich flacher wird. Doch gibt es auch Schlagwaffen, bei denen sich Klingen- und unbewehrter Teil der Stange in ihren Formen nicht unterscheiden. Die Seitenkanten des Klingenteiles sind mit Haizähnen (von *Carcharias lamia*) bewehrt. Die Zähne, *muin*, werden ein- oder zweimal an der Basis durchbohrt und darauf jeder für sich in eine Nute der Seitenkante des Klingenteiles eingelassen. Die Seitenkante ist ebenfalls durchbohrt; durch dieses Bohrloch und das des Haizahnes werden die Bindschnüre, *e uetārār*, hindurchgezogen, welche aus Kokos- oder Hibiskusschnur bestehen und mit Menschenhaaren durchflochten sind. Jeder Zahn wird einzeln befestigt; zwei Zähne pflegen einander an beiden Seitenkanten gegenüberzustehen. Die Größe der Zähne nimmt nach der Spitze zu ab, und am unteren Ende des Klingenteiles sind für gewöhnlich geschlitzte Pandanusblätter oder Haarsträhnen zum Schmuck angeknüpft.

Die Schwerter sind kleiner als die eben beschriebenen Hieb Waffen. Sie werden in derselben Weise hergestellt.

Mus. Berl. VI. 16 506. Schwert, *e okabän* (Abb. 259). Der Holzteil der Waffe ist schwertförmig geschnitten und im Klingenteil säbelähnlich gebogen. Griff- und Klingenteil sind rautenförmig im Querschnitt. Der Klingenteil besitzt in den Schneiden eine durchlaufende Nute, in der die Haizähne mit nach unten gerichteter Spitze einzeln dicht nebeneinander mit Schnüren be-

festigt sind. Am Schwerte sind die verschiedenen Befestigungsarten vertreten. Der Zahn ist ein- oder zweimal durchbohrt, und dem Bohrloch im Zahn entsprechen ein oder zwei Löcher im Holze. Am unteren Ende des Klingenteiles ist eine von Menschenhaaren durchsetzte Kokosschnur mehrmals umgewickelt und befestigt gleichzeitig einige Fregattvogelfedern zum Schmuck.

Die Dolche dienen als Männer- und Weiberwaffe. Beim Endkampfe greifen auch die Frauen ein und benutzen dann diese Waffe ebenso geschickt, wie bei gelegentlichen häuslichen und Eifersuchtsszenen, oder um sich und ihr verletztes Recht bei unvermuteten Liebesabenteuern oder gegen glücklichere Nebenbuhlerinnen zu verteidigen. Diese Dolche sind häufig schön verziert und werden bei den Pubertätsfesten für die *temonibe*-Mädchen als Zeremonialgeräte verwendet. Dann schmückt man sie mit den kostbaren Spondylus-Perlen und -Scheiben, verziert mit den schwarz-

weißen *idrúa baño*-Halteschnüren aus naturfarbenen Pandanusblatt- und schwarzgefärbten Hibiskusbaststreifen und überzieht auch den Holzteil mit einem Halbgeflecht,

idimokuada, aus in Geflechtsstreifen aufgespaltenem Pandanusblatt, die von anderen Pandanusblatt- und schwarzen Hibiskusbaststreifen in mannigfacher Weise durchflochten und gemustert werden. Jeder Dolch besteht aus einem an der Spitze stumpfwinkelig umgebogenen, mehr oder wenig vierkantigen, unten zugespitzten Hartholzteil von rautenförmigem Querschnitt. Das obere Ende ist leicht abgerundet und mit einem kräftigen, großen Haizahn bewehrt. Die Befestigungsweise ist dieselbe wie bei den Schlagwaffen.

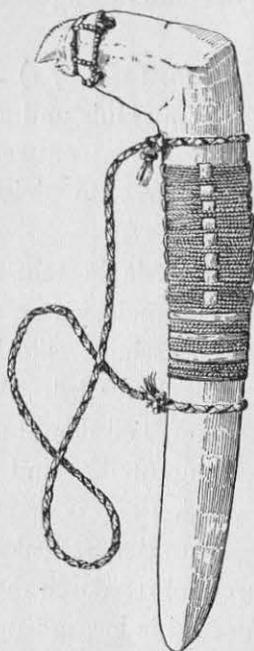


Abb. 260.

Haizahndolch, *é okabān*.
S. Na. 127. $\frac{1}{3}$ w. G.

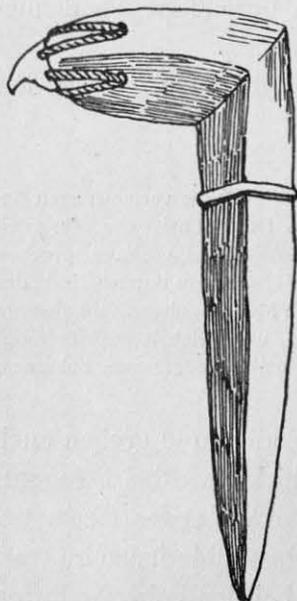


Abb. 261. Haizahndolch.
(Nach EDGE-PARTINGTON.)
I. 38,7 (SO. Pacific).

S. Na. 127. Dolch, *é okabān* (Abb. 260). Der hakenähnliche Teil des Dolches besteht aus altem, gebräuntem Palmholz; der Querschnitt ist rautenförmig; unten läuft der Griff in einem stumpfen Ende aus; oben trägt er einen Haizahn, der zweimal durchbohrt und mittels einer mit Fregattvogelfederposen umwickelten Schnur in zwei entsprechenden Löchern des Holzteiles befestigt ist. Der Griff ist in der Mitte mit schwarzgefärbter Hibiskusbastschnur umwickelt, durch deren Windungen Pandanusblattstreifen gezogen sind. Ober- und unterhalb der Schnurumwicklung ist eine *drúa baño*-Schnur als Halteband befestigt. Die Waffe ist 25 cm lang, vorn 3 cm breit; die Länge der Umflechtung mißt 10 cm.

Haizahndolch (Abb. 261). In seinem Album of the weapons, tools, ornaments etc. of the natives of the Pacific Islands Band I. 38,7 bildet EDGE-PARTINGTON einen Haizahndolch ab mit der Bezeichnung: SO.-Pacific. Dort dürfte das Stück nicht gesammelt sein, obwohl auch auf den Marquesas- und Paumotu-Inseln Haizahnwaffen im Gebrauch waren. Das Stück hat die auf Nauru typische Form; die Befestigungsweise findet sich in gleicher Weise an anderen Nauru-Waffen und -Dolchen wieder.

Die Keule, *dogoro*, hat als Waffe eine untergeordnete Bedeutung. Sie ist meist nichts anderes, als ein roh zugeschnittener Holzprügel, dessen dünnes Griffstück sich allmählich nach vorn zu einem schweren Keulenkopf verdickt. Gelegentlich wurden solche Keulen auch aus den Knochen angetriebener Wale angefertigt (Abb. 145).

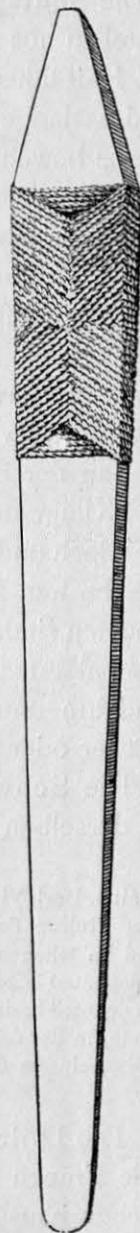
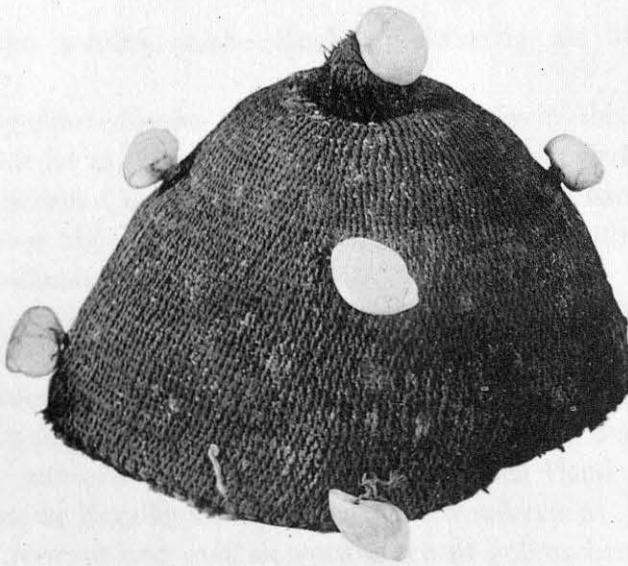


Abb. 262.
Keule, *dogoro*.
Samm.
DELAPORTE.
 $\frac{1}{2}$ w. G.



1. Kriegsmütze. 1418. Museum Freiburg i. B.



2. Krieger in Rüstung.

Hollborn phot.

In friedlichen Zeiten wurden solche Keulen gleichzeitig als Mattenklopfer verwendet.

Sorgfältiger ausgeführte Keulen haben das Aussehen des in Abb. 262 dargestellten Stückes. Diese Keule ist ca. $\frac{3}{4}$ m lang und besteht aus einem vierkantigen Hartholzstabe mit quadratischem Querschnitt. Der Stab verjüngt sich nach unten, während der Keulenkopf einer abgestumpften Pyramide ähnelt. Unterhalb des Kopfes wird die Keule mit Zierschnüren umwickelt.

Die Schleuder, *itiua*, wird aus Kokosschnüren hergestellt. Das Schleuderlager ist netzartig mit verschiedenen großen Maschen. Zwei Seitenkanten des ursprünglich vier- und gleichseitigen Netzes werden zu zwei Zipfeln zusammengezogen und daran die Schleuderhandtaue gebunden; eins derselben endet in einer Schlinge, die um den Handwrist gelegt, während das andere Tau in derselben Hand festgehalten wird. Beliebige aufgesammelte Korallenstücke dienen als Schleudersteine. Jeder Eingeborene ist mit der Waffe vertraut und weiß sie vortrefflich zu gebrauchen. Die Schleuderer sind rechts- oder linkshändig; die Waffe wird mit dem Stein in Hüfthöhe gehalten, dann macht man eine Vierteldrehung nach links oder rechts, wirbelt die Schleuder einigemal in vertikaler Lage herum und wirft sie dann ab, indem man das mit den Fingern festgehaltene Schleudertau ein wenig lockert; die Schleuderkraft verstärkt man im Augenblick des Abwerfens, wenn man eine Vierteldrehung nach rechts oder links in die Anfangsstellung zurück macht und dabei den Schwung ausnutzt.

S. Na. 42. Schleuder, *itiua* (Abb. 263). Das Schleuderlager ist ein 16×11 cm großes Netz, dessen Maschen 2—4 cm groß sind. Die Haltetaue sind 114 cm und 88 cm lang.

Die Schutzwaffen bilden Helm, Panzer und Steinfestungen.

Neben dem Panzerhelm, *kabarānadu*, werden auch Kriegsmützen, *e oeni*, verwendet.

Der Panzer besteht aus mehreren Teilen:

dem Harnisch, *e kabina*,
 der Panzerjacke, *jujedūn ituga*,
 den Hosen, *e otanijin*,
 und dem Gürtel, *e gadibin*.

Zu Helmen wird die stachlige Haut des Diodon-Fisches (s. Tafel 27,2) verwendet, oder sie werden wie die Kriegsmützen in Ringwulst-Technik geflochten (Abb. 264, 266 und Tafel 27,1). Der geflochtene Helm und die Kriegsmütze unterscheiden sich äußerlich nur darin, daß die letztere elastischer und nachgiebiger ist, weil ihre Wülste (Geflechtsstränge) erheblich dünner sind und enger aneinanderliegen. Beide sind kegelförmige, nach oben hin spitzzulaufende oder hier abgerundete Kopfbedeckungen. Man stülpt sie über den kurzgeschorenen Kopf tief über die Stirn, sodaß die Ohren noch zum Teil vom unteren Mützenrand mit überzogen werden, und bindet sie unterm Kinn mit zwei Haltebändern fest. Vielfach werden als besonderer Ohrenschutz auch

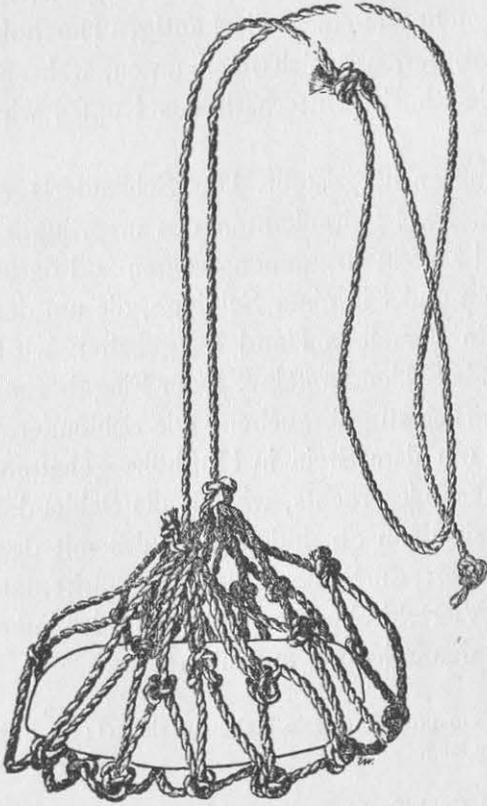


Abb. 263. Schleuder, *itiua*. S. Na. 42. $\frac{1}{2}$ w. G.



Abb. 264. Kriegshelm, *kabarānadu*. H. M. E. 688. $\frac{1}{2}$ w. G.

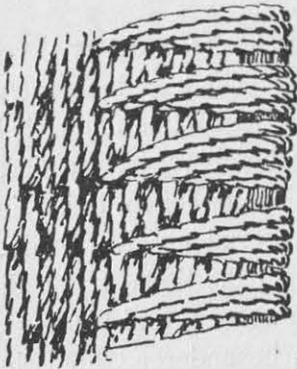


Abb. 265. Seitenkante des Kriegshelms H. M. E. 688.



Abb. 266. Kriegsmütze, *e oéti*.
Mus. Berl. VI. 14621. $\frac{1}{4}$ w. G.

noch extra Ohrenklappen angeflochten (Abb. 264). Bei anderen Helmen wieder wird ein Nackenschirm angeflochten, an dessen unterem Rand eine Reihe Locken aus menschlichem Haar angenäht werden. Sie sollen den Krieger furchtbarer erscheinen lassen und den Gegner einschüchtern. Helm und Mütze werden zuweilen mit einem Zierrat aus Fregattvogelfederbüscheln versehen und mit einzelnen weißen *Natica mamilla*-Schnecken benäht.

H. M. E. 688. Helm, *kabarānadu* (Abb. 264 u. 265). Der Helm besteht aus einer Reihe kreisrunder Ringwulste, die sich nach oben hin verjüngen und untereinander zu zweien durch vertikal verlaufende, eng nebeneinanderliegende Kokosschnüre verbunden sind. An den Seiten sind in derselben Technik zum Schutz der Ohren zwei Platten angeflochten, die am Rande mit Überwindlingsstichen eingefasst und verstärkt sind. Unten ist ein doppeltes Kinnband angebunden. Der Helm hat einen unteren Durchmesser von $21,5 \times 15$ cm, seine Höhe beträgt 26 cm. Die Ohrenschutzplatten sind 13 cm breit und 10 cm lang.

Mus. Berl. VI. 14621. Kriegsmütze, *e oeu* (Abb. 266). Die Mütze ist kegelförmig und in derselben Technik

wie der oben beschriebene Helm hergestellt. Die Ohrenschutzplatten fehlen. Dafür ist ein kurzer Nackenschirm angeflochten, dessen unterer Rand mit schwarzen Haarlocken besetzt ist. Die Helmspitze ist von einem Fregattvogelfederbüschel gekrönt und die Mütze selbst mit zwei Reihen *Natica mamilla*-Schnecken benäht. Unten trägt die Mütze ein Kinnband.

Mus. Freiburg i. B. 1418. Kriegsmütze, *e oeu* (Tafel 27,1). Die kegelförmige Mütze ist in Ringwulst-Technik hergestellt; auf der Spitze befindet sich ein angenähter Knopf mit aufgebundener *Natica mamilla*-Schnecke; auch sonst sind eine Reihe solcher Schnecken zum Schmuck auf der Mütze befestigt.

Der Harnisch besteht aus zwei Teilen, dem Brust- und Rückenpanzer und dem Nackenschild, der die Fortsetzung des Rückenteils vom Harnisch nach oben bildet. Brust- und Rückenpanzer sind an beiden Seiten bis zu den Armlöchern hinauf offen; in der Mitte zwischen den Achselteilen lassen sie ein kreisrundes Loch zum Durchschlüpfen für Kopf und Hals frei (Abb. 267). Auf diese Weise ist es möglich, beim Anlegen des Harnisch die Teile ein wenig auseinanderzubiegen, um den Körper hineinzuzwängen. Der Nackenschild bildet die Verlängerung des Rückenpanzers; er ist oben abgerundet und nach vorn ein wenig hinübergebogen. Nach den Mitteilungen auf S. 266 der Ethnographisch-Anthropologischen Abteilung des Museums GODEFFROY dient er dazu, den Kopf des in der vorderen Schlachtreihe kämpfenden Mannes gegen verfehltete Steinwürfe der in den hinteren Reihen am Kampfe teilnehmenden Weiber und Kinder zu schützen.

Die Panzer sind schwer, steif und wenig biegsam. Sie werden in Wulsttechnik hergestellt wie die oben beschriebenen Helme. Als Material verwendet man nur kräftige Kokosschnur; die Ränder werden mit Überwindlingsstichen eingefasst, so verstärkt und vor dem Ausfasern bewahrt. Die Harnische sollen gegen die Stichwirkung von Lanze und Speer, vor allem aber vor den fürchterlichen Verletzungen durch die Haizahnwaffen schützen.

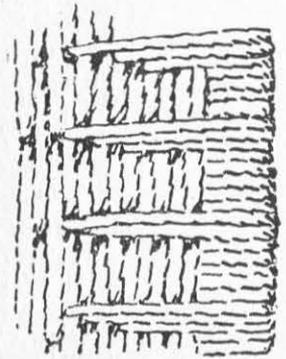


Abb. 268.
Seitenkante des Harnisch
H. M. E. 687.

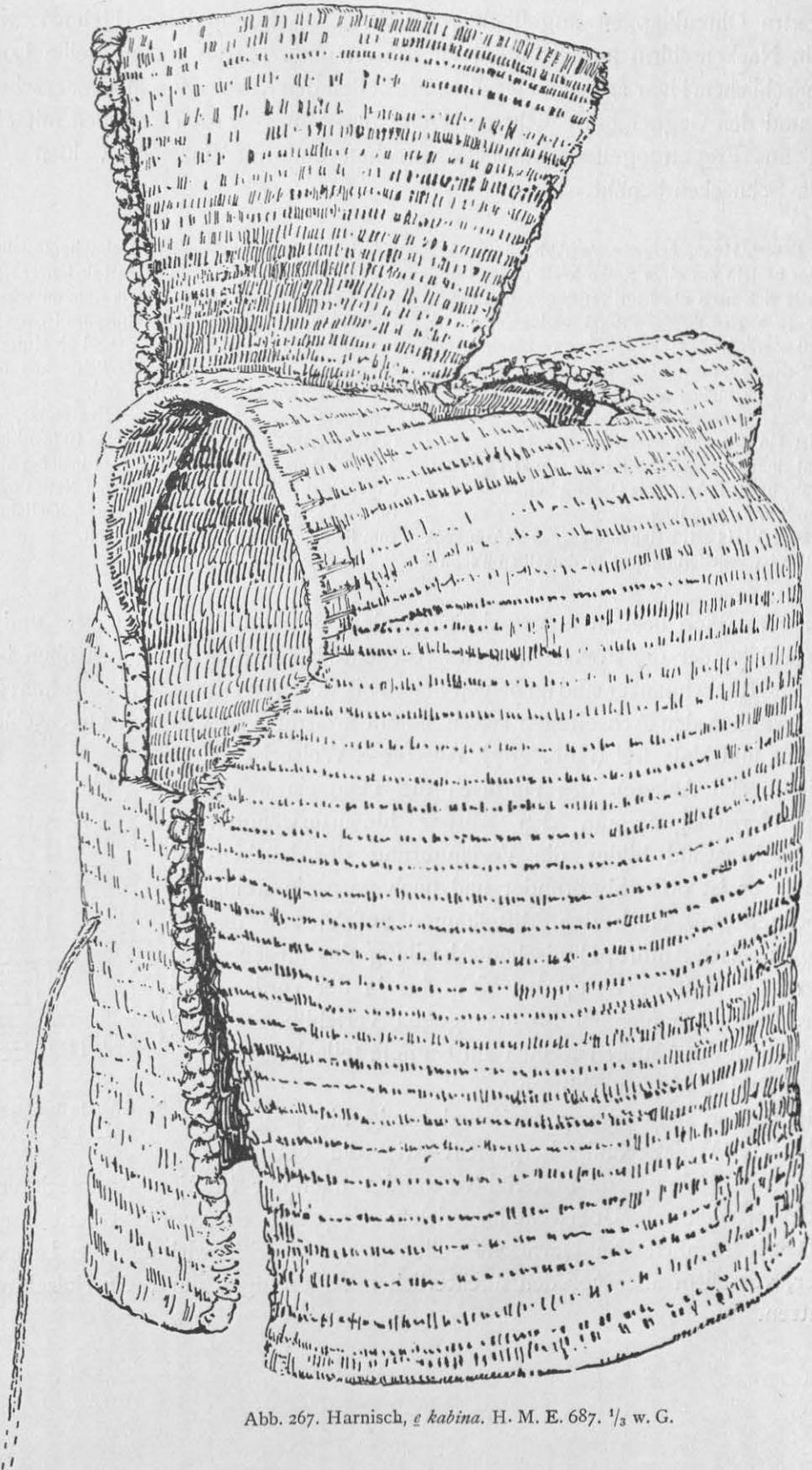


Abb. 267. Harnisch, e kabina. H. M. E. 687. $\frac{1}{3}$ w. G.



Abb. 269. Kriegsanzug, *jujedün ituga* (von vorn gesehen). H. M. E. 686. $\frac{1}{10}$ w. G.

H. M. E. 687. Harnisch, *e kabina* (Abb. 267). Der Harnisch ist in der eben gegebenen Beschreibung in Wulst-Technik aus Kokosfasern geflochten. Die Dicke der Wände beträgt 1,5 cm; die Höhe des Brust- und Rückenpanzers: 50 cm, die Höhe des Rückenschildes: 21,5 cm; die Breite des Brustpanzers mißt zwischen den Armlöchern 34 cm, zwischen den Seitenschlitzen

37 cm; der Umfang des Panzers 1,20 m; der Durchmesser der Halsöffnung 20×17 cm; die Armlöcher sind 16 cm hoch und 16 cm breit; die Länge des Seitenschlitzes ist 35 cm; die Breite des Rückenschildes 34 cm; an den Seiten sind Schnüre zum Festbinden des Harnisch befestigt.

Unter dem Harnisch wird der Kriegsanzug getragen. Solch ein Anzug besteht entweder aus zwei getrennten Stücken, Jacke und Hose, oder es werden beide zu einem

Ganzen vereinigt (Abb. 269, 270). Er wird aus dicker Kokoschnur geknüpft, nicht geflochten, wie im Museum GODEFFROY berichtet wird (S. 267, No. 3357); Jacke und Hose sind großmaschiger als die fester und enger geknüpften Gürtelteile.¹

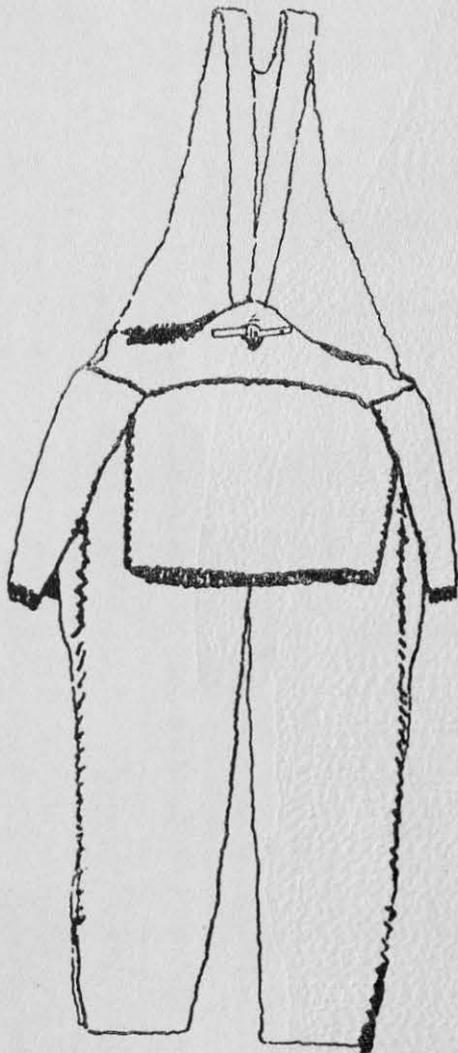


Abb. 270. Schematische Zeichnung des Kriegsanzugs H. M. E. 688.

H. M. E. 686. Teil eines Kriegsanzugs, *e otaijijn* (Abb. 269 u. 270). Die Hose besteht aus drei Teilen: dem eigentlichen Bein Kleid, *e otaijijn*, den Hosenträgern, *e rārā*, und dem Hüft- und Unterleibschutz, *e gadibin*. Alle Teile sind aus dicker Kokoschnur geknüpft. Die schematische Zeichnung des Kriegsanzugs (Abb. 270) zeigt, daß derselbe nicht als Ganzes sondern aus vier einzelnen Stücken geknüpft wird: Rücken und Hosenträger; Hosenboden und hintere Hälften der Hosenbeine; vordere Hälften der Hosenbeine; zweiseitiger Hüft- und Unterleibschutz. Die einzelnen Stücke sind an den Kanten fest miteinander vernäht. Beim Rücken und Hosenträger nehmen die Maschen Reihe um Reihe vom hinteren Hosenschluß ab; bis zur Schulterhöhe sind die Maschenreihen geschlossen, dann setzt der Rücken sich in zwei schmalen Streifen, den Hosenträgern fort, die an der Spitze wieder vereinigt werden. Durch den entstandenen Schlitz wird beim Anlegen des Anzuges der Kopf hindurchgesteckt. Die Hosenträger knöpft man darauf entweder an einem Knopfe aus Haifischwirbel am vorderen Hosenteil fest oder befestigt sie daran mittels eines Holzknobels. Die Hosenbeine verengen sich unten und liegen prall am Körper an. Der Hüft- und Unterleibschutz besteht aus zwei steifen, engmaschigen, rechteckigen Platten, von denen die größere das Gesäß und die beiden Hüften deckt, während die kleinere den Unterleib vor schweren Verletzungen bewahrt. Beide Platten sind am oberen Hosenrande resp. in der Höhe desselben festgenäht. Die Länge der Hosenbeine beträgt außen 88 cm, innen 63 cm, ihre Breite 21 cm; die Breite zwischen den Hüften mißt 44 cm; die Höhe des Rückens beträgt bis zum Kopfschlitz 42 cm; die Länge der Hosenträger 47 cm, ihre Breite 4 cm; der Hüftschutz mißt 70×30 cm und der Unterleibschutz 40×25 cm.

Die Jacke wird aus drei Stücken zusammengesetzt: dem geschlossenen Rumpf, in welchem sich oben ein Loch zum Durchstecken des Kopfes und seitwärts zwei

¹ Knüpfschema siehe S. 98.

Löcher für die Arme befinden, und den eigentlichen Ärmeln; alle drei Teile werden aus Kokosschnur geknüpft und fest miteinander vernäht (Tafel 27,2).

Der Gürtel wird nicht stets in der oben beschriebenen Weise angenäht; häufig besteht er aus einem besonderen Stück, das aus Kokosschnur geknüpft oder aus Hai- resp. Rochenhaut hergestellt und dann über dem Harnisch so festgebunden wird, daß er den unteren und oberen Teil der Kriegshose schützt. Im Kriege selbst trägt man auf der Rüstung beziehungsweise auf dem bloßen Körper reichlichen Schmuck, unter dem die Kriegsgürtel mit den für sie charakteristischen Ovum ovulum-Schnecken besonders erwähnenswert sind. Denn die Ovum ovulum-Schnecken werden als Wohnungen der Schutzgeister des betreffenden Kriegers angesehen.

Sonst pflegt man eine Ornamentierung der Kriegsrüstung, von einzelnen Linienmustern im Gürtel abgesehen, nicht vorzunehmen. Die für die Gilbert-Inseln so typischen figürlichen Muster aus Haaren fehlen den Nauru-Rüstungen.



Abb. 271.

Kriegsgürtel, *e gadibin*. S. BRANDEIS VIII. $\frac{1}{5}$ w. G.

SAM. BRANDEIS. Kriegsgürtel, *e gadibin* (Abb. 271). Auf einen viersträngigen Gürtel aus Kokosschnur sind eine Reihe *Natica mamilla*-Schnecken genäht, außer-

dem sind in ungefähr gleichen Abständen sechs Ovum ovulum-Schnecken an kurzen Doppelschnüren am Gürtel als Hänger befestigt.

Das Anlegen der Rüstung¹ ist mit großen Umständlichkeiten und einer Reihe Zeremonien verbunden, die vor allem den Krieger »festmachen« sollen.

Zunächst wird der Körper gehörig mit Kokosöl eingerieben, geschmeidig gemacht und in weiche, frisch gepflückte Blätter eingehüllt, um ein Wundreiben der Haut zu verhüten. Dann legt man die Hose, darauf die Jacke an und stülpt über beide den Panzer. Er wird mit Bändern am Leibe festgeschnürt; den unteren Abschluß bildet der Gürtel. Schließlich setzt man den Helm auf. Bis auf das Gesicht, die Füße und Hände ist der Krieger in der Rüstung eingehüllt, die ihn vor schweren Verletzungen schützt, aber auch gleichzeitig infolge ihrer Schwere und geringen Elastizität stark in der Bewegung behindert.

Das Anlegen der einzelnen Rüstungsstücke erfolgt in Gegenwart eines Zauberers, dessen Bannsprüche alles Unheil vom Krieger abwenden sollen.

¹ Der auf Tafel 27,2 abgebildete Krieger soll die Tragweise der Rüstung veranschaulichen. Die Aufnahme selbst stammt von Banaba (Ocean Island) und zeigt einen Banaba-Mann in der dort ehemals getragenen Rüstung, die denen von den Gilbert-Inseln sehr viel ähnlicher ist als die auf Nauru gebräuchlichen Panzer.

Bannsprüche zum Festmachen des Kriegers.¹

1. Beim Einhüllen des Körpers in Kokosblätter.

*Tiribāuō ē, tarabāuō ē
 buēnō, buēnō Auiriēria ma Tabuarīk!
 dé'irāna dāuiné'i korān bebēne igatú
 bān rīo igatu bān rāge ubaiijtn
 igatāua tirāurāge egagāu egāu
 turāgi tūrāk nāuuōk nāuuōk,
 ko tar ko āki tār kō tār kō āki
 ráuā iē iē ijē'io!*

2. Beim Anlegen des Harnisch.

*Memedanān, memedanān
 eméarbōn, eméarbōn
 mo obātaratār uo ea nāna reijān eméu tea
 'no eméijō orōba 'no baratān
 ma e baratān oa e reke reke e
 āmīgēna rōro etānān.*

3. Beim Umbinden der Halskette.

Wind, Wind

Eña marirū, eñā marirū

Hauch des Mannes, Hauch des Mannes

eñtn muān, eñtn muān

paß auf, mein Schutzgeist, paß auf

bibāni, bibāni

behüte mich, mein Schutzgeist, behüte mich

bābāni, bābāni

bewahre mich, mein Schutzgeist, bewahre mich.

robotēni, robotēni

Wo ist der Speer, weich ihm aus,

eña ěma emātn hān

denn bald wird er kommen

eprēn rōga naga mē eáro

wo ist der Speer, weich ihm aus,

eña jūigk emātn hān

denn bald wird er kommen.

*prēn rōga naga mē eáro*Weich ihm aus, scharf weich ihm aus,
weich aus;*ep̄ ep̄ ō, mānoē ep̄ ep̄ ō.*und kommt er, zerbreche ich den Speer,
zerbreche ich ihn*Māmā aña etit muitt ěma muitt ěma*denn ich will ihn zerbrechen, vernichten,
zerstören!*aña etit babanó'i ep̄ ep̄ mē etoēōi*

? ?

burāke garatio bara baraká tabugubuō

? ?

eatio eāt erā bana ake kumē

? ?

*bue earōkō kumē.*¹ Nicht alle übersetzbar, da alte Sprache (Angabe des Gewährsmannes Auuiyeda).

4. Bitte um Kraft und Mut beim Anlegen des Schmucks.

*E'ionon dúbä gadöga burin bai ü
 ai'je erabúa mai'je anin i bai ü
 erabúa maijagin anin bai ü
 erabúa meän anin bai ü
 erabúa maijiëda mai inäno
 erabúa buebue karäua anin bai ü
 bue Tabuerik te Bako ogogi iän täno anin bai ü
 bue Tabuerik te Aumät.*

5. Speersegen.

*Buä tete muin äü gōrōmēdan ma tībōa
 e tabagāti a e tabagāti a e
 dōgīrara dogīrara daritī dāregē
 dān' gataūtāü eagāna, eagāna, eagāna
 buō tegai emā tegai edāma dāi
 buō tete gatea monibaim.*

6. Bitte an Tabuarik.

*Magirēr, magirēr, matān, matān, matanitanirēr
 ke Tabuerik tanitan irāk apām aiye ijāuā
 ibana abana ie Eribuerik te Tabuerik
 tiōgi te ni tabadū aiyi amān rio amān rage
 bitiko bitiko te Tabuerik, bitiko te Bāugie
 bitikōn adūdébābā āoi, āoi!*

7. Bitte an Tabueriks Mutter Né'ijebindña.

Ich hebe meine beiden Hände empor,	<i>Eije dobōgia tedobo ruobēnua,</i>
hier sollst du wohnen, komm schnell, und	<i>dobōm dio ko bit, bua ko rogo, bua ko ira,</i>
wie geht es dir,	<i>tāu ae,</i>
stark wie der Südwind, stark wie der	<i>bue teān maijak oai, bua teān meān</i>
Nordwind	
zerbrich alles Neijebinonga.	<i>edāun gōra buā Né'ijebinoña.</i>
Wirf den Himmel herab, wirf die Wolken	<i>Edāun garāua, edāun mata</i>
herunter	
jage die Wolken auseinander, laß das	<i>epōr mata epōr mōn</i>
Meer aufbrausen	
vernichte, vernichte, vernichte alles!	<i>epāra epāra epāra epāra epāra epāra epāra!</i>

Die Erbauung von Steinwällen für Verteidigungszwecke ist den Eingeborenen seit alters her bekannt gewesen; als die Feuerwaffen eingeführt wurden, gewannen sie an Bedeutung, und einige Wälle sind noch heute erhalten. Die einzelnen Ortschaften wurden befestigt, indem man im weiten Umkreis um die Häuser die Kokospalmen mit Schnüren und Drähten verband, an welche Blechdosen gehängt wurden, deren Klappern dann die Annäherung der Feinde verriet (s. H.-B. I. S. 16).

Die Kriegsführung. Ein Krieg konnte aus mannigfachen Ursachen geführt werden. Der eigentlichen Kriegserklärung gingen Verhandlungen zwischen den sich befeindenden Parteien voraus, deren Ausgang Krieg oder Frieden bestimmte. Meistens begab sich ein unbeteiligter, angesehener *temonibe*, der ein kleines Kind, ein Mädchen,

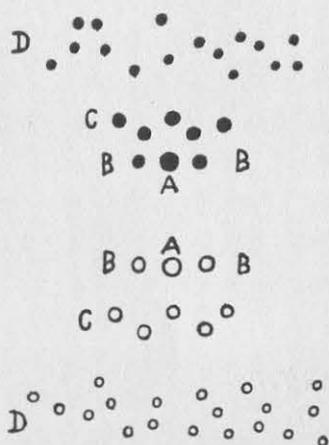


Abb. 272. Aufstellung der Parteien zum Kampfe.

A. die Speermänner, *amen kona 'rakoub'*.

B. die Sekundanten, *kadōn*.

C. die Ersatzleute, *amen né'i iup*.

D. die Zuschauer.

auf dem Arme trug, zu den Streitenden und versuchte unter Hinweis auf das Kind den Frieden zu erhalten.¹ Eine Versammlung der wehrfähigen Männer wurde einberufen, und ging diese auf die Vorstellungen des *temonibe* ein, so war der Krieg vermieden. Anderenfalls sandte man sofort Boten ab, die den Krieg ansagten. Tag und Ort wurden festgesetzt, an denen die Feindseligkeiten eröffnet werden sollten, und alle bereiteten sich nun auf den bevorstehenden Kampf vor. Die Waffen wurden instandgesetzt, die Rüstungen nachgesehen und angelegt. Die Männer mußten sich der Frauen enthalten, und kein Weib durfte die Schlafmatte eines Kriegers betreten. Mit dem ererbten Schmuck, der als Amulett wirkte, angetan und festlich geschmückt mit den zerschlitzten jungen Fiedern der Kokospalme, zog man in den Kampf.

Auf einem freien Platz im Busch oder am Strande trafen sich die Gegner. Einzelkämpfe leiteten den Krieg ein, ihr Ausgang entschied häufig schon den Streit, und

der Frieden wurde unmittelbar darauf geschlossen. Die Parteien stellten sich in drei Reihen einander gegenüber auf (Abb. 272). In der ersten standen die Speermänner, *amen kona 'rakoub'*; das waren die kräftigsten, in den Waffen geübtesten Männer des Gaus, deren Kraft durch regelrechte Mästung erhalten wurde. Ihnen traten ihre beiden Sekundanten, ihre Waffenträger, *kadōn*, rechts und links zur Seite; hinter die drei stellten sich in der zweiten Reihe die Ersatzleute für die Speermänner, *amen né'i iup*, auf; die einzelnen Gruppen waren gepanzert, und die Kämpfer standen sich paarweise wie auf einer studentischen Mensur gegenüber.² Die dritte Reihe bildeten als Zuschauer vorläufig die übrigen Männer, Frauen und Kinder. Durch Absingen von Kriegsliedern feuerte jede Partei ihre Kämpfer an (s. H.-B. I. S. 250); man erging sich in Schimpf-

¹ KRETZSCHMAR: Festschrift S. 35.

² Abbildung siehe KRÄMER: Hawaii und Ostmikronesien S. 272 und Tafel 11.

reden und Schmähungen aufeinander und konnte sich nicht genug darin tun. Schließlich begann das Gefecht. Mit den großen, schweren *e rakóub'* schlugen die *amen kona 'rakóub'* aufeinander ein. Jeder war darauf bedacht, die Schläge des Gegners gut zu parieren oder ihnen auszuweichen und dabei selbst die Waffe so zu führen, daß der Gegner sich eine Blöße geben mußte. Sobald die Sekundanten eine solche bemerkten, griffen sie den schlecht geschützten Mann an und töteten ihn durch wohlgezielte Speerwürfe. Gegeneinander kämpften die Sekundanten vorerst nicht. An die Stelle eines kampfunfähigen oder getöteten Speermannes trat ein Ersatzmann aus der Reihe der *amen né'i iüp'*. Der Zweistreit nahm dann in der nämlichen Weise seinen Fortgang. Hatte die eine Partei nun eine Anzahl ihrer besten Kämpfer verloren, war vor allem der Anführer gefallen, und sah sie ein, daß die Feinde im Vorteil waren, ergriff sie die Flucht. Angesehene *temonibe* versuchten alsdann den Frieden 'zu vermitteln; war die Erbitterung jedoch sehr groß und schlugen die Anerbieten fehl, so setzten die Sieger hinter der geschlagenen Partei her. Ein Massenkampf begann, der erst mit der völligen Zerstreuung des Feindes, seiner teilweisen Vernichtung und der Gefangennahme der noch übrigen endete. An diesem Entscheidungskampfe beteiligten sich alle, auch die Frauen; es war Ehrenpflicht der *temonibe*-Frauen, vollzählig daran teilzunehmen, während sich aus den übrigen Klassen nur die wehrhaftesten und körperlich stärksten beteiligten.

Der Friede wurde nun von angesehenen Frauen vermittelt; die Geschlagenen hatten in Gebietsabtretungen zu willigen, eine Reihe Landbesitzer verloren ihre Grundstücke, und die Gefangenen wurden zu Sklaven gemacht; außerdem hatte die verlierende Partei einen Tribut in Form von Kokosnüssen zu bezahlen. Die Kriegsbeute an Waffen, Geräten und Schmucksachen wurde unter die Sieger nach ihrem Range verteilt.

Nur in seltenen Fällen zerstörte man das feindliche Eigentum, verbrannte die Häuser, schlug die Palmen um, vernichtete die Früchte usw.

S. Na. 139. Schemel, *tagai döga* (Abb. 273). In der Versammlung, die über den Frieden berät, nimmt der Führer der siegenden Partei auf einem Schemel, *tagai döga*, Platz. Solch ein Schemel besteht aus einem Dreibein, das oben in einem Zapfen endet; dieser Zapfen hält das schmale, oben flache, an den Seiten abgerundete und an den Enden zugespitzte Sitzbrett fest. Jedes Ende ist mit einer großen Ovum ovulum-Schnecke, *dabure*, verziert. Die Höhe des Schemels beträgt 30 cm.

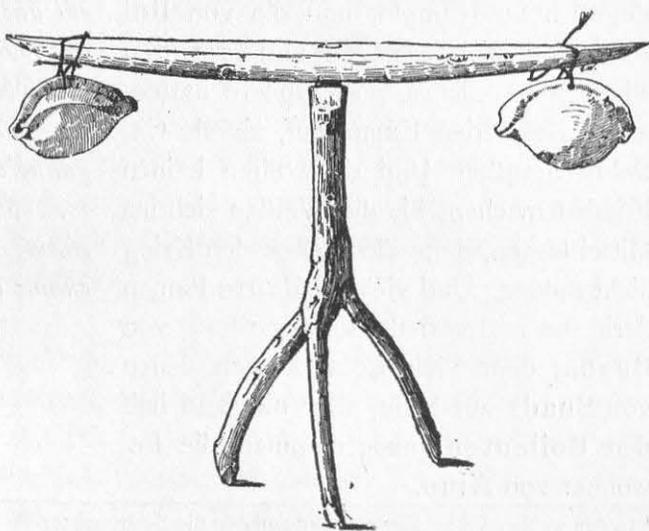


Abb. 273. Schemel, *tagai döga*. S. Na. 139. $\frac{1}{3}$ w. G.

Von einem Kampfe.

Es hat einmal einen Streit gegeben, der zwischen den Leuten von Buada und Boi entstand; und die Buadaleute waren zahlreich, die von Boi waren nur wenige. Zwei Männer unter den Boileuten waren sehr stark; es waren die beiden Brüder mit Namen Raijñn und Detabauunñn; ihre Speere hießen Deangadi und Tabueriki te bako.

Sie umwickelten sich mit *idrúa baño*-Schnüren und banden Ovum ovulum-Halsbänder um.¹ Als nun die Buadaleute kamen, begannen sie nicht sogleich den Kampf, denn viele Rohrdrosseln² kamen herbei und zankten sich auf dem Kampfplatze.³ Sie umgaben auch den Kampfplatz und ihre Häuser mit dicken Tauen.

Als sie nun den Kampf ausfochten, traten die beiden Genannten zuerst auf den Plan, und sie töteten viele Leute. Die beiden gehörten zur Sippe der Emea.

Von einem Kampfe.

Die Leute von Buada waren fast immer siegreich im Kampfe, und die von Boi konnten sie nicht schlagen; und sie stritten miteinander, als sie noch Speere hatten, und nahmen den Kampf auf, als sie Gewehre besaßen. Und sie wollten keinen Frieden machen, bis die Weißen sich ins Mittel legten, denn die wollten den Krieg nicht dulden. Und viele Boileute kamen darin um und verhältnismäßig wenig von Buada; denn viele Leute kamen denen von Buada zur Hilfe, aber niemand half den Boileuten, ausgenommen die Bewohner von Aiwo.

Añoget āke.

Ētimine e ake iōn, ŋea ān amen Buāda me Bōi; me ebak koř amen Buāda mi ta oāt amen Bōi. Arumñn inimāgen amen Bōi ŋarumēna tořit oāio; āř edini egoorōř, bue Raijñn me Detabāuunñn; egen āurur 'rakoub, bue Deañadi me Tabueriki te bako.

Ē kuarān urur oepōi idrua baño, ma āř muāre tābure gatōñ. Ŋaga ore amen Buāda, me re étidk oāuē'ijida aura ake, ebak itirřr ro ore me ra ake inō eturñn a etañ in ake. Ro ororāijōt ereř enāra in ake ma āurā oāk.

Me ŋaga ro oāuē'ijida in ake amerūmena āř uē'ijō āmō, ma āř kōna ābi ename ŋabōna ebak. Amērumena urūr arōñ Emēa. (Añuiyeda.)

Añoget ake.

Amen Buada re ebogñn dōganigāi eāt ake, mi ta Bōi re eo gōna ogōk; ma āř ūbo añen urur ŋago eāt erakoub', me re tik bōn ŋāk eāt egatdñ. Me re eo rāñada, me iburubur ereuitñ ŋra, bue re nñm eo gāuē'i ake. Ebāk eken amen Bōi emā, mo oāt aken amen Buāda; bue ebak ename ŋabōna ro buđk Buāda, me ekuo ename obuđk Bōi, buita amen Aiwo ibñn. (Añuiyeda.)

¹ In den weißen Schneckengehäusen wohnen die Schutzgeister.

² Nach dem Glauben der Eingeborenen waren es »die helfenden Geister der Verstorbenen«.

³ Die Vögel zankten sich zwischen beiden Schlachtreihen.

In einem Notizbuche des Gotham Eeodeben finde ich die Nachrichten von verschiedenen Kämpfen, die sein Gau Boi in früheren, noch nicht weit zurückliegenden Jahren geführt hatte. Die Aufzeichnungen sind sehr flüchtig niedergeschrieben und z. T. schwer lesbar. Irrtümer können daher in den folgenden Zeilen enthalten sein.

Vom Kampfe.

In Buada war ein Schütze, der hieß Dogajedi. In Boi waren zwei Schützen, deren Namen sind: Dobue und Againuua.

Nun ist es schon einige Zeit her, da fand in Oro ein Trinkgelage statt; und als die Leute trunken waren, sah ein Mann von Buada, wie jemand auf einen aus seiner Verwandtschaft schoß; dieser Mann hieß Deyangaba und der Mann aus Boi Againura. Als nun der Buada-Mann den Mann sah, der auf einen seiner Angehörigen schoß, begab sich der Buada-Mann fort, kletterte auf einen Hauspfosten, griff den Boi-Mann an, schoß und verwundete ihn am Ohr.

Da war nun ein Mann, namens Adaina, der stammte aus Aiuo; und als nun der Mann aufstand, der auf den Boi-Mann geschossen hatte, schoß er auf ihn und verwundete ihn am Kopfe; und beide Leute rangen um ihre Patronen und waren beide nicht tot, denn der Boi-Mann war nicht tot, und der Buada-Mann war auch nicht tot. Der Buada-Mann gehörte der Eamuit-Sippe an, der Mann aus Boi der Idrua-Sippe, und der Aiuo-Mann gehörte ebenfalls der Idrua-Sippe an.

Und darauf kamen die Angehörigen der Eamuit-Sippe von Buada zusammen, um die Idrua in Aiuo aufzufordern, daß sie den Schützen holten, der die Eamuit gekränkt hatte, denn sie wollten kämpfen. Und dann schlugen sie sich und besiegten

Aiŋoget eake.

E gatojien iŋn, ŋea Dogajedi egen, amen Buada. Amen Boi arumen o gatoi, egen amerumena bue: Dobue ma Againuua.

Ogen erak eken me epot emani iŋn ino Oro; me ŋagān ro oré'ita manii, amen Buada iŋn eteien amea amen gatoi, amūno amen ubuioara; egen amea amen buē Deyanaba; ma amea amen Boi bua Againura. Me ŋaga amea amen Buada et amea amen gatoi amen ubuioara, amea amen Buada ita roduuā eāioe eāt ijōr ma ogatoien me enoueon ijen mo ogonien amea amen Boi.

Me ename iŋn, ŋea Adaina egen amen Aiuo, ŋea ename, ita cogoda, ŋea amea amen gatoi amea amen Boi, mo ogatoien me enoueon tibuŋn; me arumen ŋarumena ename obo earŋr epinata ma ar eo mā, bua amea amen Boi me eo mā, ma amea amen Buada me tik eo mā. Earoen Eamuit, ŋea amen Buada, me earoen Idrua, ŋea amen Boi, me earoen Idrua bet, ŋea amen Aiuo.

Me ŋagāt re ebrubueqt earoen Eamuit Buada, bue re nimō g'é'idāuua earoen Idrua Aiuo, bue re nīm ōni amea amen gatoi tebuit earoen Eamuit, bue re nim ake. Me ŋagān ro obōn me ro denigāi en ŋabūna amen earoen Idrua Aiuo. Ma

die Leute der Idrua in Aiuo. Aber die Leute aus Boi retteten sie; aber auch viele wurden getötet; die Namen der Gefallenen aus Aiuo sind: Idruapeju und ein Sohn von ihm, namens Dorabat, und Karea und Auduburaro; und viele von ihnen wurden verwundet und waren nicht tot.

Und hernach starben einige Leute von Boi, denn sie ärgerten sich, weil sie in jenem Kampfe nicht mitgefochten hatten.

*amen Boi o tsimorien ūra; me re ebak bet
 nabūna re mā, me egora nabūna amen
 Aiuo re mān bue: Idruapeju, me nān
 iōn, ūea Dorabat egen me Karea me
 Auduburaro; me ebok nabūna ite enoueōn
 ūra me ro eo mā.*

*Me nagān ri ta mek nabūna amen Boi
 me re mān, bue re damadam, buedogin
 bue re eo ake ean ake ia.*

IV. Psychologie der Eingeborenen.¹

Geistesverfassung.

Es bleibt immer ein gewagtes Unternehmen, auf Grund eines kurzen Aufenthaltes eine Beschreibung und ein Urteil über die geistigen Fähigkeiten und ihre Ausdrucksweise bei den Nauruleuten abzugeben. Nun sprechen die voraufgegangenen Abschnitte eigentlich selbst für die Geistesverfassung der Eingeborenen; denn auch der beste Dolmetscher hätte nichts nützen können, wenn die rasche Auffassungskraft, die gesunde Denkart, das Mitteilungsbedürfnis, die Empfindung der Eingeborenen, mir einwandfreie Aussagen zu geben, versagt hätten. Nachdem Auuiyeda einmal erfaßt hatte, um welche Aufgaben es sich handelte, konnte dieser intelligente, tüchtige Mann nicht genug tun, um möglichst schnell meinen Fragen zu willfahren. Er ließ sich die Stichworte zu einzelnen gerade interessierenden Dingen geben; und nicht selten brachte er mir am Abend desselben Tages, spätestens aber am nächsten Morgen einen Aufsatz über das angefragte Thema. Mit der Gründlichkeit eines Lehrers ging der Dolmetscher alsdann die Zeilen durch, brachte Verbesserungen an (korrigierte den Stil) und diktierte den Aufsatz, der satzweise niedergeschrieben und gleichzeitig übersetzt wurde (Abb. 274). Der eigentliche Gewährsmann hockte strahlenden Gesichts daneben und folgte sehr aufmerksam den Vorgängen; Zwischenfragen wurden bereitwilligst beantwortet; war er aber seiner Sache nicht ganz gewiß, so wurden zufällig Anwesende um Auskunft gefragt; und genügte ihm diese auch noch nicht, so begab er sich fort, um von seinen Gewährsleuten oder Sachverständigen in technischen Dingen die rechte Auskunft zu besorgen. Wie Auuiyeda benahmen sich auch die übrigen Gewährsleute; sie waren unermüdlich bei ihrer Arbeit; und z. T. gerieten sie, wie Abubu, in eine wahre Begeisterung, wenn sie von den alten Sitten, Gewohnheiten und Geschichten berichteten; man merkte ihnen an, welche Freude sie daran hatten, daß jemand sich für ihre ureigensten Angelegenheiten interessierte, und daß sie einem Weißen einmal etwas erzählen und ihn belehren durften. Abubu unterstützte seine Angaben durch lebhafteste Gestikulationen, die ihn bei der Vermittlung des Kriegs-

¹ Psychologische Studien wurden auf Nauru nicht besonders angestellt. Die hier folgenden Nachrichten sind dem in den vorhergehenden Abschnitten zusammengetragenen Material entnommen; z. T. konnten sie aus der Literatur und den Ergebnissen der Arbeit mit dem Gotham Eodeben ergänzt werden. Systematische Versuche, wie sie THURNWALD anstellte und in seinen „Ethno-psychologischen Studien an Südseevölkern auf dem Bismarck-Archipel und den Salomo-Inseln“ veröffentlichte, kann ich nicht beschreiben; im übrigen folge ich seiner Darstellungsart.

jidam arran ia amañada ate egege maten
 imago Aubueiga are lau anaba katio tabwin
 meijete."

Qñöget tsirir

Eko ~~der~~ mir seta pi ine Nauru bori ta
 aigmen sua iteirin. Bwe si pocait pñame
 bwe mek iat storonab jron bwe pñame
 jon amen i janneron Anitsimais ma
 amen ijõõ sua Anwerin ~~per iteirin~~ ~~me~~
 agen sua ~~ama~~ ~~ama~~ ijõõ bwe bakens.

~~per~~ Ansea amen itüga ijednen sua ekups-
 taño a pñawot iat inirik bori sua iguancu
~~me~~ ~~ita~~ skania ma smione ma amea tik
~~ijõõ~~ ~~ijõõ~~ a ibia aijimes me ^{ate} mñañen
 sua amea amess itüga õvvarit me evratam
 janneron me ^{eken} agen ~~suu~~ ~~agen~~ Ti ionen
 amea Anwerin mõ produmen arõvõõ ma
 iti-iriren ijõõ bwe ~~agim~~ ~~mirijina~~.

Me adoredaten ijõõt traurõ evame jon
 sua Dõbwider egen mõ üge "Anwerin oh,
 Anwersab, Anatarãrei Anatãmãrei, inwiden
 erowa emaga erowa õb." Mõ ügen amen
 Dõbwider Anwerin adagu wo õreit
 itõ? Anõni jãõ bwe evaten. ~~agen pocat~~

Abb. 274.

Schriftprobe eines Eingeborenen mit Korrekturen meines Dolmetschers.

(Text siehe H.-B. I. S. 447.)

liedes (s. H.-B. I. S. 315) so fortrissen, und er den Gesang mit solcher Stimme und Gewalt anstimmte, daß Eingeborene und Weiße ob des ungewohnten Getöses erschreckt herbeieilten. Diese Affektäußerungen scheinen jedoch nur dann aufzutreten, wenn die Leute etwas tun, wozu sie aufgelegt und in Stimmung sind, und sie vielleicht hernach einen Lohn in irgend einer ihnen dienlichen Weise zu erwarten haben. Außerdem müssen diejenigen, denen sie einen Dienst erweisen sollen, ihr volles Vertrauen besitzen und ihnen mehr oder minder bekannt oder empfohlen sein. Andernfalls kann man auf den bei allen Eingeborenen vorhandenen passiven Widerstand gefaßt sein, den sie allen Wünschen, Aufforderungen usw. entgegensetzen, deren Notwendigkeit sie nicht einsehen oder denen ihre Stimmung entgegensteht.

Aufmerksamkeit findet man nur dann, wenn der Gegenstand, für den man Interesse bei den Eingeborenen erregen will, ihm eines solchen wert ist. Unbekannten Dingen stehen sie zuerst höchst interessiert gegenüber und versuchen sich nach ihrer Denkart auch eine Erklärung über die neue Erscheinung zurechtzulegen, die in den meisten Fällen der Wirklichkeit jedoch wenig entspricht, sondern ins Gebiet der Magie übergreift und der Wirksamkeit irgend eines noch unbekanntes Geistes, *ani*, zugeschrieben wird (siehe unten). Wird die Neuheit zu einer Dauererscheinung, so gewöhnt man sich rasch an dieselbe und betrachtet sie nach zwei, drei Tagen als etwas, das ihnen seit altersher geläufig gewesen ist. Die Maschinen-Anlagen der Phosphatgesellschaft, der Dieselmotor, die Eisenbahn, das elektrische Licht usw. wurden am ersten Tage ihrer Tätigkeit gebührend bewundert und eingehend studiert; die äußeren Wirkungen wurden konstatiert; im übrigen fand sich jeder damit ab, so gut er es vermochte; »wenn wir Eisen gehabt hätten, würden wir das auch fertiggebracht haben«, war die Antwort. Es wäre verkehrt, daraus schließen zu wollen, daß dem Naurumann das Nachdenken über Dinge, die ihm an sich fernliegen, abgeht. Im Gegenteil. Gelegentlich reizen ihn uns sehr selbstverständliche Sachen zum ernstesten Nachdenken, Überlegung und Zwiesprache. KRETZSCHMAR teilt in seiner Festschrift davon zwei Beispiele mit. »So wußten die Eingeborenen, daß Kaiser Wilhelm evangelischen Glaubens ist. Eines Tags sahen sie nun sein Bild, mit Orden geschmückt. Lange Zeit hindurch gab diese Wahrnehmung zu erregten Debatten Anlaß, da sie ähnliche Kreuze als Abzeichen der Katholiken gesehen hatten.¹ Es wurde schließlich eine Abordnung zu dem evangelischen Missionare gesandt, um endlich einmal einwandfrei festzustellen, wie es denn möglich wäre, daß S. M. das Abzeichen der Katholiken trüge. Kopfschüttelnd hörten sie dessen Erklärung an, aber noch lange Zeit hindurch gab dieser Widerspruch Anlaß zu Für und Wider.«

Ein anderes Mal erschienen nachts drei Uhr einige alte Eingeborene vor dem Hause desselben Herrn und verlangten ihn zu sprechen. Auf die Frage: »Wer ist

¹ Die katholischen Eingeborenen erhalten von ihrer Mission als äußeres Erkennungszeichen eine Medaille oder ein Kreuz, das sie am Bändchen um den Hals tragen. Die Träger sind darob ungemein stolz und sehen auf diejenigen herab, welche solche Zeichen nicht tragen; ein Grund zu häufigen Zwistigkeiten.

da?« erfolgte die prompte Antwort: »Wir.« Da weitere Einzelheiten durch Fernunterhaltung nicht festzustellen waren, die Eingeborenen aber erklärten, den Herrn unbedingt sprechen zu müssen, so war dieser gezwungen, aufzustehen. Grund: »War denn Petrus verheiratet oder nicht? Der katholische Missionar sagt nein, und er hat uns ein dickes Buch gezeigt, wo das darin steht.« Erst als der evangelische Missionar ihnen erklärte, daß Petrus sogar eine Tochter namens Petronella hätte, und zum Beweise ihnen seine ganze Bibliothek mit noch viel dickeren Folianten zeigte, trollten sie beruhigt ihres Weges. Sie hatten die ganze Nacht über des Apostels Eheleben disputiert und sich schließlich auf den Weg gemacht, um festzustellen, ob denn Petrus verheiratet war oder nicht.«

Die beiden Beispiele zeigen deutlich, welche einfachen Beweisgründe nötig sind, um den Eingeborenen zu befriedigen und zu beruhigen. Seine Leichtgläubigkeit ist dem Weißen häufig nur zu gut bekannt; daß aber auch Farbige mit gesundem Witz überzeugend wirken konnten, dafür ist die im H.-B. I. S. 14 in der Anmerkung erzählte Geschichte ein Beleg.

Die scharfe Beobachtungsgabe ist weiter differenziert in der Benennung der einzelnen Naturerscheinungen. Zwei Beispiele, die bei weiteren Nachfragen sich leicht werden vermehren lassen, bieten die Namen für die Einzelstadien im Werdegang des Ibia (s. S. 150) oder der Entwicklungsgrade von Blüte und Frucht des Pandanus, wie der vielen Pandanusarten selbst (s. S. 112); hier werden derartig feine Unterschiede in der Blattform, Blattstärke, Bezählung, Astbau, Rinde, Frucht, Fruchtbeschaffenheit, Eignung für materielle Zwecke usw. beobachtet, die einem Europäer zunächst meistens unverständlich bleiben. Auf vielfach erprobte Versuche, Überlegung und Erfahrung deuten auch die an sich einfachen technischen Fertigkeiten hin in der Herstellung des Tauwerks, der Spondylusperlen, des Hauses, des Bootes usw.; allerdings werden darin heute wenig Veränderungen angebracht; in konservativer Weise pflegt man die Traditionen der Vorväter, macht sich deren empirisch durch Versuche gewonnene und durch Überlegung geleitete Erfahrungen zunutze, um sie nur dann durch europäische neue Dinge zu ersetzen, wenn diese bequemer zu erreichen, billiger und meistens auch von größerem Nutzen sind. Hat der Eingeborene eine neue Sache als wirklich brauchbar und gut erkannt, so nimmt er sie gern und willig an, andererseits setzt er ihr hartnäckigen Widerstand entgegen, den er, um äußerlich wenigstens die Form zu wahren, in einen passiven Widerstand einkleidet. Die Kargheit der Natur hat ihren Scharfsinn zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse entwickelt; die Fruchtbäume, deren Erträge in den Jahren durch klimatische Einflüsse verändert werden und erheblich schwanken, müssen intensiv ausgenutzt werden; Kokos- und Pandanuspalmen sind die allein in Betracht kommenden Bäume; beide unterscheiden sich unter anderem darin, daß die Kokosnuß eine Dauerfrucht bildet, während die reife Pandanusfrucht vergänglich ist und leicht verfault. Während die erste nur aufgespeichert zu werden braucht, müssen bei der zweiten Methoden ersonnen werden, ihre nahrhaften

Bestandteile in irgendeiner Weise zu erhalten. Die erfundenen Konservierungsmethoden (s. S. 113 ff.) bieten ein anderes Beispiel für den Scharfsinn und die Überlegungsgabe der Eingeborenen.

Nur dann, wenn im Unterbewußtsein magische Einflüsse mit hineinspielen, verändert sich das Bild. Diese Einflüsse sind sehr stark; Einreden seitens anderer, namentlich der Europäer, nützen nichts; sie werden mit einem verlegenen Lächeln beantwortet, hinter dem ein »ich weiß es doch besser als du« steckt. So besitzt eine Familie auf Nauru einen schwarzen Fisch mit rotem Schwanz als »Familientier«;¹ wenn Mitglieder der Familie solche Fische fangen, schneiden sie ihnen die Schwänze ab, die als Ohrschmuck verwendet werden; die schwer verletzten Tiere werden wieder ins Wasser gesetzt, wo sie bald verenden; der Eingeborene glaubt aber, daß ihnen die Schwänze wieder wachsen.

Überhaupt wird die Denkart der Eingeborenen (im Guten und im Bösen) stark durch mystische Vorstellungen, Magie, Zauber usw. beeinflusst; und zwar in so hohem Maße, daß selbst die richtige Erkenntnis eines Vorganges, den man sonst der Einwirkung zauberischer Kräfte zuweist, wenig an der alten Vorstellung ändert. Auch das Christentum vermochte darin erst wenig umzugestalten. Der Abschnitt über die religiösen Anschauungen (H.-B. I. S. 273) der Eingeborenen, ihre Medizin (H.-B. I. S. 259), das Festmachen der Krieger (S. 176/177), Schwangerschaft (H.-B. I. S. 241), Geburt (H.-B. I. S. 246) usw. zeigen deutlich die Denkart in Dingen, denen der Mensch an sich hilflos gegenübersteht, deren ursächlicher Zusammenhang ihm fremd ist oder den er nicht versteht. Der äußere Ausdruck dafür ist der *ani*, der Geist; das Wirken irgend eines *ani* waltet in allen Dingen, die der Eingeborene aus sich selbst heraus nicht zu erklären vermag. Die *ani* stellt man sich entweder als Spukkolbolde, Ortsgeister usw. vor (s. H.-B. I. S. 277), oder es sind Geister der Verstorbenen. KRETZSCHMAR erhielt eine Reihe Auskünfte über diese *ani*, von denen er folgendes mitteilt: »Er tritt in allen nur möglichen Gestalten auf. In den meisten Fällen als Mensch, als solcher ohne Arme, ohne Beine, ohne Kopf. Zeitweise jedoch auch in Gestalt eines Vogels, eines Schweines oder auch eines anderen Tieres. Seinem Erscheinen geht ein kalter Wind voraus, der die Leute erschauern läßt. Immer und überall vermuten sie nachts den *ani*. Ist alles still, und kreischt schlaftrunken ein Vogel auf, ist es der *ani*; fällt eine Kokosnuß aufs Dach des Hauses, ist der *ani* da; raschelt eine Eidechse durchs Gras, schleicht der *ani* um die Hütte herum. Während des Tages ist der *ani* auf dem Wasser, denn bei Tageslicht ist er feige und flieht die Menschen. Nachts aber und besonders an dem Tage, wenn der Mond voll ist, ist er am gefährlichsten. Dann greift er den Menschen an, würgt ihn, wirft ihn zu Boden, schlägt und mißhandelt ihn. In solchen Nächten darf man beileibe nicht Fische bei sich haben oder die *ederakui* mit ihrem weißen Leuchtgefieder sichtbar umhertragen. Der *ani* sieht die helle, glänzende Fischhaut oder die weißen Federn des Vogels. Er

¹Angabe des Gotham Eódeben.

würde sofort erscheinen, und der Träger müßte es büßen, seinen Zorn erregt zu haben.

Einige Beispiele dafür, daß der Glaube an die *ani* auch heute noch nicht geschwunden ist, bilden die folgenden Vorfälle. Eines Abends kommen zwei bekannte Eingeborene von der Lagune durch den Busch über den Berg. Sie hören Stimmen vor sich und können sie nicht verstehen. Sie laufen hin, niemand ist zu sehen. Plötzlich ertönen dieselben Stimmen entfernter, sie folgen ihnen, aber ohne Erfolg: »*ani*'s hielten Versammlung.«

Bei anderer Gelegenheit gehen mehrere Eingeborene bei Mondschein nach Hause. Sie sehen einige Schritte vor sich ein junges Mädchen und rufen ihr zu, zu warten, erhalten aber nur unverständliche Laute zur Antwort. Sie können das Mädchen nicht erreichen, so schnell sie auch laufen; plötzlich ist sie verschwunden. »Der *ani* hat sie unsichtbar gemacht.«

Vor einem Jahre¹ herrschte große Aufregung unter den Eingeborenen. Ein Mädchen lag krank in der Hütte, und mehrere Verwandte kamen, um sie zu besuchen. Plötzlich sprach die Kranke mit der Stimme ihres toten Vaters. Alles war entsetzt ob dieses Streiches eines *ani*.

Welche unschuldigen Ereignisse oft die Eingeborenen in Zusammenhang mit den *ani* bringen, beweist folgendes Vorkommnis: der alte Gondo im Busch reinigt seinen Platz, verbrennt das Gras, kommt dabei dem Feuer zu nahe und zieht sich schwere Brandwunden zu. Kurze Zeit vor seinem Tode wird er besinnungslos und spricht wirres Zeug. »Der *ani* hat Besitz von ihm ergriffen, ihn verbrannt und hat ihn schließlich geholt.«

Alles Böse und Schlechte laden sie dem *ani* auf, und anscheinend wird der Gedankenkreis von diesen Geistern völlig in Banden gehalten. So kann man oft beobachten, daß beim Trinken des Wassers einer Kokosnuß die Leute vorher etwas wegschütten: für den *ani*; beim Essen der Kokosnuß oder der Pandanusfrucht erst etwas wegwerfen: für den *ani*.

Der einzige Schutz besteht darin, daß sie nicht alleingehen; denn der *ani* ist feige und wagt sich nicht an mehrere Personen heran. Auch das Mitnehmen einer Fackel oder eines Hundes soll vor seinen Mißhandlungen schützen. Als Schutzgeister gelten die *ani* verstorbener Verwandten, doch sind sie nicht so mächtig wie andere *ani*. Immerhin ließen sich in früheren Zeiten die Eingeborenen abhalten, in den Krieg zu ziehen, wenn der *amen muæao* davon abriet, da der Schutzgeist zurzeit nicht bei ihnen weile. Derartige Ratschläge wurden unbedingt befolgt.«

Weitere Beispiele s. H.-B. I. S. 270, 273 ff. Sie erläutern zusammen mit den Bannsprüchen bei Krankheiten, Sprüchen zur Erweckung der Toten, dem Mattensegen, dem Waffensegen usw. die Denkweise der Eingeborenen gegenüber Ereignissen, die überhaupt nicht oder nur zum geringen Teil von ihnen persönlich beeinflußt werden

¹ 1912.

können. Das Gefühl der Abhängigkeit und der Reiz, sich in irgend einer Weise Aufklärung über eingetretene oder zu erwartende Geschehnisse zu verschaffen, wirken auf die Denkweise ein; sie glauben an den Zauber, an das Wunder und sind sich einer Selbsttäuschung nicht bewußt. Die Wirksamkeit eines Zauberers, richtiger einer Zauberin schildert P. FILBRY recht anschaulich: Diese ist eine Frau in den mittleren Jahren und gar nicht so übel; Zauberin ist sie aber, und ihre Anhänger bilden noch ein kleines heidnisches Zentrum. Es ist schwer, selbst die zum Christentum Übertretenden vom Glauben an die Zaubergewalt dieser Frau abzubringen. Man sagt ihr nach, sie könne mit Erfolg Kranke beschwören und allerlei wunderbare Dinge verrichten. Sie soll beispielsweise einmal aus frisch von den Bäumen gepflückten Nüssen vor den Augen vieler schwarzes, wohlriechendes Öl geholt und durch dasselbe eine Kranke geheilt haben. In einer anderen Nuß waren rote Korallen, und wie sie noch drei andere öffnete, fanden sich dieselben mit roten und weißen Blüten gefüllt, wie die Leute sie für Kränze lieben. Ein anderes Mal wird sie zu einem Kranken gerufen; sie streichelt ihn einfach mit einer Fregattvogelfeder; aus dem Kiele kommen alsbald Würmer, und der Kranke ist geheilt. Einem Eingeborenen war eine kostbare Spondylus-Kette, ein beliebter Halsschmuck, gestohlen worden. Ohne weiteres geht er zu einem berühmten Zauberer und fragt ihn, wer der Dieb sei. Der Zauberer gießt Öl in eine Schale und sagt, es seien zwei Diebe gewesen, sie wohnten da und da. Der Bestohlene erkundigt sich nicht lange, sondern klagt die beiden sofort beim Richter an. Die polizeiliche Durchsuchung ihrer Hütte ist erfolglos; der Bestohlene geht zum Zauberer zurück und beklagt sich. Dieser schaut wieder in sein Öl, und: »Es ist doch richtig,« sagt er, »der Schmuck liegt unter dem ersten Eckpfosten jener Hütte vergraben.« Wieder nimmt die Polizei eine Haussuchung vor, und siehe da, der betreffende Eckpfosten steht nicht wie sonst immer in, sondern auf dem Boden, und unter ihm liegt der Schmuck. Der Zauberer wohnte aber am Strande, und die Diebe waren Buschleute (FILBRY, 62). Auch die Aufklärung seitens der Europäer hat nur wenig Änderung darin schaffen können. Während der regenlosen Zeit wurde der offizielle Regenmacher häufig aufgefordert, seine Künste zu versuchen; als am Tage darauf wirklich einige Tropfen fielen, war die große Menge tatsächlich davon überzeugt, daß ihm allein der Regen zu verdanken war. Meine Tätigkeit, die Ursache der Palmen-erkrankung zu studieren, wurde von vielen so aufgefaßt, daß ich dafür zu sorgen hätte, den Palmen irgend eine Medizin zu geben, damit sie wieder Früchte trügen. Als nach meiner Abreise wirklich größerer Regenfall eintrat und die Palmen gesundeten, schrieb man das zum guten Teil meiner Wirksamkeit zu, was ich nicht beklage, denn mir erleichterte diese unverdiente Anerkennung meine Arbeit sehr erheblich während des zweiten Aufenthalts auf der Insel. Talismane (siehe H.-B. I. S. 274) sind heute noch im Gebrauch. Vor dem Mittelpfeiler des Hauses wurden früher die Opfergaben für die Penaten niedergelegt; dies Bedürfnis, das Haus unter den Schutz der gutgesinnten Geister zu stellen, besteht auch jetzt noch; in den

katholischen Eingeborenenhütten hängt man heute an dieselbe Stelle ein Heiligen- oder Marienbild auf und stellt das Weihwasser davor. In Krankheitsfällen müssen stets zuerst die eingeborenen zauberkundigen Leute ihre Kunst versuchen; hilft der nicht, wird der stärkere Zauber der Missionare und schließlich der stärkste des weißen Arztes probiert.

Zauber- und magische Vorstellungen beherrschen aus dieser Denkart heraus das gesamte tägliche Leben. Die Geburt eines Kindes, die Pubertät des Mädchens, die Menstruation der Frau, ihre Schwangerschaft, ihre Niederkunft, das Ernten der Früchte, der Fischfang, der Fregattvogelfang, der Krieg, Krankheit, Tod usw. wird durch sie erklärt und untersteht ihrem Banne. »Die festen Zusammenhänge, die wir sehen, oder gar das Anerkennen von Gesetzen, die walten, liegen ihrem Denken fern« (THURNWALD). Das Unfaßbare, Unbegreifliche kann für sie nur durch überirdische Kräfte (nach realen Vorbildern) geleitet und bestimmt werden.

Das Fortspinnen solcher Gedanken hat ihre Phantasie entwickelt; nicht zu erfinderischen Handlungen. Die sind selten und vereinzelt; aber zum Ausbau ihrer Zeremonien, ihrer Tänze waren sie die Vorbedingung; diese Anlage mag ihnen auch die Annahme des Christentums erleichtert haben, dem sie gern und willig beigetreten sind; sie hat ihre Auffassungsgabe, ihre Geisteskräfte vergrößert und geschärft; es ihnen ermöglicht, bei ihrer an sich gesunden Denkart die Einrichtungen, Sitten, die materielle Kultur der Europäer, ihre Fertigkeiten usw. leicht in sich aufzunehmen. Sie haben ein großes Lernbedürfnis und die glückliche Gabe, das Gelernte praktisch für sich zu verwerten. Darin unterscheiden sie sich stark von den Melanesiern und stehen den Polynesiern sehr viel näher. Schreiben, Lesen ist fast Allgemeingut der Eingeborenen geworden; und hat es früher schon »Persönlichkeiten« unter ihnen gegeben, die sich meistens durch große Leistungen im Kriege, beim Tauchen, Ringen usw. auszeichneten, so sind deren heute noch mehr geworden. Die gute Begabung hat es manchem möglich gemacht, rasch europäisches Wesen anzunehmen, mehrere Sprachen zu sprechen, mit der Schreibmaschine umzugehen usw. Auch das Musikbedürfnis hat sich eingestellt; Nauru hat heute eine Kapelle von dreizehn Mann, die Flöte, Piston, Waldhorn, Tuba und Trommel ausgezeichnet zu spielen vermag. Für die technische Begabung spricht die Herstellung der Drucksachen auf Nauru; die Evangelien, die biblischen Geschichten, Wörterbuch, Gesangbuch, selbst eine kleine Zeitung werden ziemlich fehlerfrei von Eingeborenen gesetzt, gedruckt und gebunden; die Korrektur wird von ihnen selbständig gelesen; und ein kleines Meisterwerk der Druckkunst ist die äußerlich so anspruchslose, in deutscher Sprache verfaßte Festschrift von KRETZSCHMAR, deren Druck fehlerlos ist, obwohl manche Schwierigkeiten vorhanden waren; mangelte es doch an manchen Typen, die durch Hilfsbuchstaben ersetzt werden mußten.

Würde diese schnelle Gewöhnung an Elemente der neuen Kultur und ihr Aufgehen in Zwecke der Eingeborenenkultur die guten geistigen Anlagen und Begabung der

Nauruleute an sich schon zeigen, so wird diese Behauptung noch durch andere Beobachtungen verstärkt. Ihr historisches Wissen ist nicht gering ausgeprägt. Wenn ich dafür nicht genügend Beispiele anführe, so liegt das allein daran, daß mir die Zeit fehlte, alle die Ereignisse aus der Geschichte Naurus niederzuschreiben. Sie erinnerten sich noch an die ersten Besuche der Weißen, das Leben und Treiben der Walfänger, zeigten mir die Stelle, wo die Mordtat des 15. Oktober 1841 geschah (s. H.-B. I. S. 12); der Wirksamkeit der Gilbert-Missionare, ihrer großen Kriege, Hungersnöte, Verschlagungen, Irrfahrten usw., die z. T. in den vorigen Abschnitten erzählt worden sind. Bei dem Ausfragen über die Familienverhältnisse erhielt ich Aufschlüsse über die Abstammung, Herkunft der Einzelsippen; nach Hause zurückgekehrt, mußte ich im Jahre 1913 die Wertschätzung der Eingeborenen von ihren Ahnen kennen lernen. Sie hatten 1910 erfahren, wie der Weiße sich für ihre Stammbäume interessiert; aus eigenem Antriebe hatten sie sich kurz nach meiner Abreise im Januar 1911 hingesezt, um die bisher mündlich übermittelten Familientraditionen schriftlich festzuhalten; das Ergebnis ist im H.-B. I. S. 187 und 199ff. wiedergegeben. Auch schrieb die Sippe der Emea ihre Kriegserlebnisse in einer Reihe von Aufsätzen nieder, von denen einer auf S. 181 mitgeteilt ist. Die anderen sind leider nicht wiederzugeben, da die gar zu flüchtige Nieder- und Handschrift sie unlesbar und damit z. T. unübersetzbar macht. Immerhin zeigt das alles den Sinn der Eingeborenen für historische Begebenheiten; denselben Sinn, den man im größeren bei den Polynesiern wiederfindet.

Im Widerspruch dazu steht die geringe Fähigkeit, das eigene Alter oder das anderer Personen anzugeben. Dann rechnet man nach bestimmten Ereignissen und weist auf die Größe einer Kokospalme oder des Lebensbaums hin. Die Ursache dafür liegt wohl in der Unmöglichkeit, genaue Jahreszählungen vorzunehmen, da die typischen Jahreszeiten fehlen. Obschon man die Mondumläufe, die Mondphasen beobachtet und auch eine Art »Großer-Bär-Jahr« besitzt (s. H.-B. I. S. 402).

Auffallend dagegen ist wiederum das Namengedächtnis; alle Eingeborenen scheinen sich untereinander bei Namen zu kennen und zu erkennen; was bei 1500 Eingeborenen manches besagt. Auch besitzen sie eine große Fähigkeit, Personen, Landschaften, Gegenstände mit Leichtigkeit auf Bildern zu erkennen, zu bezeichnen und mit Namen zu nennen. Die Namensunterschriften der Bilder auf Tafel 9 z. B. wurden mir hier in Deutschland von Eódeben gegeben; eine Reihe Photographien und Ansichtspostkarten wurden mir auf Nauru bis auf Einzelheiten beschrieben und benannt.

Auch das Zahlengedächtnis ist gut entwickelt; man zählt in der Zahlenreihe ziemlich weit und hat die Beschäftigung mit den Zahlen im *akadätgupa*-Spiel (H.-B. I. S. 338) zu einer erstaunlichen Sicherheit im Zahlen- und Mengenschätzen ausgebildet. Auch sind sie nicht zu unterschätzende Partner im Karten- und Schachspiel. Sprunghaftes Denken ist ihnen fremd; stundenlang kann im Gespräch die Unterhaltung über einen und denselben Gegenstand mit fast ermüdender Gründlichkeit fortgesetzt werden; Zwischenfragen wirken meist störend, sie werden häufig als solche nicht verstanden,

oder nur lässig und unvollkommen beantwortet, um schnell zum ersten Gesprächsstoff zurückzukehren. In der Unterhaltung selbst sind sie lebhaft und recht geschwätzig; Scherzen ist beliebt und dem Humor ist man nicht abgeneigt. Ihren Erzählungen wohnt eine große Gestaltungskraft und Anschaulichkeit inne; bei Naturschilderungen und der Wiedergabe von Gesprächen verharret man mit beharrlicher Breite und verlegt sich häufig auf Schilderungen von Einzelheiten, die mit dem Thema an sich nur in lockerem Zusammenhange stehen. Eigentümlich ist in manchen Erzählungen der rasche, unvermittelte und uns meistens unbegründet erscheinende Wechsel des Vorstellungskreises und das plötzliche Abbrechen der Erzählung. Auch die Dichtkunst ist gut entwickelt, wie die oben gegebenen Beispiele es genügend erläutern; die einfachsten Begebenheiten erscheinen einer dichterischen Bearbeitung wert, doch wagt man sich auch an schwierigere Stoffe heran; zarte Liebesgedichte in bilderreicher Sprache werden ebenso angefertigt und vorgetragen, wie unserm Empfinden nach grobsinnliche zotige Poesien; in diesen Dingen ist die europäische Empfindungsweise erst in den letzten Jahren den Eingeborenen bewußt geworden.

Die Sprache verrät eine reiche Ideenwelt; sie zeigt aber eine nur auf das Konkrete, Faßbare gerichtete Denkweise; abstrakte Begriffe sind schwierig zu erfassen; nach der egozentrischen Denkart der Eingeborenen muß alles aktivisch ausgedrückt werden. Die Art der Wortbildung und -ableitung siehe H.-B. I. S. 100—103.

Empfindungen und Affekte.

Der Sitz des Verstandes und der Gefühle wird in die Eingeweide (*burion*) verlegt:

e rōe burion amea enap = der alte Mann war sehr traurig,

ro kuq iañ buriora = sie wunderten sich,

me eziel iañ burion = er fühlte es in den Eingeweiden = er freute sich,

während über den Sitz der Seele, ihr Aussehen und ihre Beschaffenheit die Meinungen sehr auseinandergehen. Die meisten verlegen ihren Sitz gleichfalls in die Eingeweide (s. H.-B. I. S. 276).

Das Gefühl ist stark ausgeprägt, während die Gefühlsausdrücke jedoch sehr verschieden sind. Körperlicher Schmerz, Krankheiten werden willig und ruhig ertragen; Klagen sind selten; nur das Messer des europäischen Arztes und damit er selber sind gefürchtet. Die Furcht vor dem Arzte mag aber darin beruhen, daß ihm in den meisten Fällen eigentlich nur die Todeskandidaten eingeliefert werden; denn die von den eingeborenen Ärzten hervorgerufenen Brandwunden (s. H.-B. I. S. 266) erträgt man, ohne einen Laut von sich zu geben. Das Mitleid gibt sich besonders bei Krankheitsfällen kund, wo rührend für die Erkrankten gesorgt wird; andererseits ist im Widerspruch dazu die Lage der bejahrten und hilflos gewordenen Leute recht mißlich. Diese wirtschaftlich Untüchtigen werden vernachlässigt und gelegentlich noch heute dem Elend preisgegeben. Abseits von den menschlichen Wohnungen wurden

sie in dürftigen Hütten und allen Witterungseinflüssen ausgesetzt, untergebracht. Notdürftig versah man sie bis zu ihrem Tode mit Nahrung oder verweigerte sie ihnen überhaupt, so daß sie Hungers starben. Diesem unschönen Zug im Nauru-Charakter begegnet man auch anderwärts; Eigennutz, Selbstsucht, Berechnung spielen bei den Heiraten keine unwesentliche Rolle; gegenseitige Zuneigung muß häufig hinter sehr realen Gründen zurücktreten. Reichtum und Besitz beider oder eines Teiles wirken da bestimmend und bilden vielfach die Ursache zu Kinderverlobungen oder Verlobungen zwischen einem Kinde und einem Erwachsenen.

»So heiratete¹ vor kurzer Zeit ein junger Mann eine alte Frau. Auf Befragen, warum er denn keine Junge zum Weibe genommen habe, antwortete er ruhig und zufrieden: „Sie ist eine so gute Frau, sie arbeitet so fleißig für mich.“ Er hat damit allerdings sehr recht, denn von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, sind die alten Weiber den jungen unbedingt vorzuziehen. Er hat sich dann um nichts zu quälen; sie bereitet ihm seinen Toddy, schlägt ihm die Kokosnüsse auf, macht Kopra, sorgt für Instandhaltung der Hütte; er hat nichts weiter zu tun, als auf seiner Matte zu liegen, zu schlafen, seinen Tobak zu rauchen, und wenn ihm dies alles auf die Dauer doch zu langweilig wird und er sonst Zeit und Lust hat und absolut garnichts anderes zu tun weiß, mit dem Kanu auf Fischfang zu fahren.

Vor einigen Jahren heiratete ein armes, aber sehr nettes Mädchen einen alten Mann, von dem man mit Recht annehmen konnte, daß seine Tage gezählt wären. Der Grund war offensichtlich; nach seinem Tode würde sie eine der größten Landbesitzerinnen auf Nauru werden. Sie hatte sich nicht verrechnet. Nach kurzer Zeit der Ehe starb der Mann. Zwei Monate später war sie eine der begehrtesten Partien; um ihre absolute Selbständigkeit aber nicht zu opfern, schlug sie, bis jetzt wenigstens, alle wenn auch noch so verlockenden Werbungen aus.«

Hinterlist, Grausamkeit und Roheit sind dem Nauru-Charakter nicht fremd gewesen; heute sind diese drei üblen Eigenschaften allerdings völlig verschwunden; die Gutmütigkeit der Nauruleute ist nahezu sprichwörtlich geworden. Aus den vergangenen Zeiten erzählt man sich jedoch manche Geschichte, welche die drei genannten Eigenschaften beweist. Davon ein Beispiel. Am 30. Juli 1889 bemerkte man vom Strande in Meneñ aus, wie ein großes Segelkanu, das der Bauart nach von den Gilbert-Inseln kommen mußte, verzweifelte Anstrengungen machte, die Insel zu erreichen. Strömung und Wind waren ihm entgegen. Und so fuhren einige Nauruleute hinaus, um das Kanu einzuholen. Sie erreichten das große Fahrzeug und forderten die durch die lange Fahrt erschöpften Insassen auf, in ihre Kanus überzusteigen, da sie das große Kanu nicht zu handhaben und zu bergen wußten. Die Gilbertleute stiegen über, und die Boote setzten sich nach dem Strande zu in Bewegung. Sie waren aber zu schwer beladen, um die Insel erreichen zu können; und da die Nauruleute sich auf ihre eigenen Hände verlassen mußten, weil die ermüdeten Gilbertleute ihnen

¹ KRETZSCHMAR: Festschrift S. 8.

nicht helfen konnten, warfen sie die Geretteten sämtlich über Bord; wer sich an den Bootsrändern festhielt, wurde so lange mit den Paddeln bearbeitet, bis er untersank. Kein einziger der Gilbert-Eingeborenen erreichte Nauru. Eigene Not mag die Nauruleute zu dieser Handlung bestimmt haben, doch sagen sie selbst, daß sie einen großen Teil der Verschlagenen hätten retten können, wenn sie nur gewollt hätten. Die später folgende gerichtliche Untersuchung bestätigte diese Aussage und verurteilte die Übeltäter zu langjähriger Verbannung nach Jaluit.¹

Das Eingeständnis dieser Tat als ein von ihnen selbst empfundenes Verbrechen läßt das Vorhandensein eines Rechtgefühls bei den Eingeborenen erkennen. In der Tat sind auch die Rechtsbegriffe auf der Insel gut entwickelt. Sie haben feste Formen angenommen und finden Ausdruck in einem Gewohnheitsrecht, das sich über Grundstück, Riff, Meer, Baum, Tier, Haus, Gerät, Familie, Staat usw. erstreckt (s. H.-B. I. S. 291). In Rechtsstreitigkeiten selbst benimmt sich der Eingeborene als ein rechter »Prozeßhans!«.

Über die Empfindungen der Nauruleute im täglichen Leben unter- und gegeneinander berichtet der kleine Aufsatz des Auuiyeda im H.-B. I. S. 291—294. Sie zeigen deutlich das Bestehen eines ungeschriebenen Sittenkodex, der die freundlichen und unliebenswürdigen Gefühle zueinander regelt. Als Ausdrucksmittel findet dabei die Geberdensprache vielfach Anwendung. Bettelei gilt als etwas Unwürdiges; man darf nur bitten, wenn der erbetene Gegenstand dem Besitzer wirklich entbehrlich ist, und der Bittsteller erklärt, daß er *manada*, bemitleidenswert, ist. Bezahlung wird für einen solchen erbetenen Gegenstand nicht gewährt, auch nicht gefordert, da man sonst in den Ruf eines Geizhalses zu stehen kommt. Aber der Bittsteller hat die moralische Verpflichtung, sich in irgend einer Weise für die Gewährung seiner Bitte erkenntlich zu zeigen und setzt seinen Stolz darin, es möglichst bald zu tun.

Auch der Diebstahl als solcher ist dem Eingeborenen ein wenig bekannter Begriff. Wohl nimmt er, was ihm gefällt, einem anderen heimlich weg. Bei Gelegenheit teilt er es dem Bestohlenen aber mit und gibt auf Verlangen den »entliehenen« Gegenstand ohne weiteres zurück.

Wie die Leute im Handel unter sich miteinander verfahren, ist mir nicht bekannt. Im Verkehr mit dem Europäer scheuen sie vor einem Betrug nicht zurück; sie zeigen sich darin schlau und gewandt und freuen sich, wenn sie den Weißen einmal übervorteilt haben. Diese Empfindung ist aber meistens einseitig; Auuiyeda glaubte mich beim Einkauf seines Kanus (s. H.-B. I. S. 309) gehörig übervorteilt zu haben; hatte er doch soviel Holz dafür bekommen, um sich mühelos zwei Boote bauen zu können, und außerdem noch einen weißen Anzug! Viel belacht wird noch heute die Geschichte, die auch KRETZSCHMAR in seinem Büchlein S. 34 erzählt: »So hatten die Nauruaner eine große Geschicklichkeit darin, die alten »Seeräuber«, die früher überall Kopra

¹ »Rübezahl«; abgebildet auf Tafel 5,1 als Mann mit dem Hute, war der Hauptanführer gewesen.

von den Eingeborenen aufkauften, beim Handel über die Ohren zu hauen. Während an Backbord die Kopra an Bord genommen wurde, ließen sie an Steuerbord soviel davon wieder in ihre Kanus hinab, als ihnen nur möglich war, ohne dabei ertappt zu werden. Da das ganze Schiff, wie immer bei solchen Gelegenheiten, voller Menschen war, so hatte diese List meist den gewünschten Erfolg.«

In seinem Ehrgefühl ist der Eingeborene sehr empfindlich und fühlt sich leicht gekränkt. Er hat ein rasch aufbrausendes Temperament, das ihn bei Beleidigungen schnell zu unbedachten Taten und Worten fortreißt. Von den Europäern verhängte Strafen erträgt er ruhig und sieht darin nichts entehrendes; anders steht es um die Strafen, welche er von den eigenen Landsleuten erhält; Ausschluß aus der Sippen- und Familiengemeinschaft für vorübergehend oder dauernd ist für ihn das Schimpflichste, was ihm widerfahren kann.

Auch das Schamgefühl ist bei ihnen stark ausgeprägt; trotz des kurzen, luftigen, am rechten Oberschenkel offenen Schurzes wird der Eingeborene nie eine unnötige Entblößung vornehmen. Beim Erwerben des Schurzes S. Na. 193 ging der Betreffende erst nach Hause, legte einen neuen Schurz an und brachte mir den gewünschten. Das Verrichten der Notdurft geschieht stets im Geheimen; eine Entblößung des Gesäßes bedeutet die ärgste Verletzung des Schamgefühls. Unsittliche Gebärden wird man nie bei einem Eingeborenen, die Prostituierten ausgenommen, beobachten; Handlungen, die einem anormalen Geschlechtstrieb entspringen, sollen, allerdings selten, vorkommen. Das Sexualempfinden ist leidenschaftslos und bei den Frauen stärker als bei den Männern entwickelt. Die Treue der Ehefrauen ist hochangesehen; nur in sehr seltenen Ausnahmefällen wurde sie gebrochen.

Im Verkehr miteinander ist man höflich; man begrüßt sich, indem man nach dem woher und wohin fragt; Liebe und gegenseitige Zuneigung fehlen nicht; die Liebeslyrik (s. H.-B. I. S. 225) nimmt einen großen Platz in der Naurupoesie ein; der Kuß ist unbekannt, an seine Stelle tritt das gegenseitige Reiben der Nasenspitzen, der Nasengruß, *ago*. Auch Dankbarkeit ist ihnen kein fremder Begriff; ebenso ist ihre weit-herzige Gastfreundschaft zu loben; Festlichkeiten werden mit Gastereien begangen. »So ein Festschmaus ist Landessitte und darf bei keiner größeren Feierlichkeit fehlen. Der feiernde Distrikt ladet den befreundeten ein und übt ihm gegenüber das Gastrecht in edelster Weise.« (FILBRY, 68.)

Damit dürfte im wesentlichen die Psyche der Eingeborenen gezeichnet sein; ein längerer Aufenthalt und experimentelle Versuche werden die hier gewonnenen Anschauungen erheblich vertiefen.

Kunst.

Die künstlerischen Betätigungen der Eingeborenen dienen in erster Linie praktischen Zwecken, die mit ästhetischen Absichten verbunden werden. Die zu benutzenden Gegenstände sollen brauchbar, aber auch gleichzeitig gefällig sein. Allerdings wird man

nicht alles von unserem ästhetischen Standpunkt aus beurteilen dürfen. Wie der Nauru-eingeborene in manchen Dingen anders denkt, empfindet und fühlt wie wir, so ist seine Ästhetik auch eine andere. Im großen und ganzen steht sie der unsrigen jedoch näher als der melanesischen. Das Grelle, Bunte, Groteske liebt er nicht; ruhige Formen, Harmonie der Farben, Symmetrie der Gebilde, exakte Ausführung werden von ihm geschätzt; die täglichen Gebrauchsgeräte werden einfach ausgestattet, dagegen umso mehr auf einen gefälligen Schmuck bei den verschiedenen Festgelegenheiten und den Geräten der Vornehmen geachtet.

Haus, Boot, Eßschüsseln, Trinkgefäße, Waffen, Vogelkäfig, Fangschleudern usw. sind von angenehmer äußerer Form; erst in der jüngsten Zeit, wo manches unter europäischem Einfluß durch europäisches Gerät und Material ersetzt wird, verfährt man in der Herstellung und Ausführung der Gebrauchsgeräte, wie Eßschüsseln, Trinkgefäße, Kokoschalen, Löffel usw. lässiger. Der Schmuck hat seine alte Eigenart beibehalten, und eingeführte Surrogate aus Europa, Australien und Japan finden wenig Beifall. Die Jagd nach abgelegten Kleidungsstücken, die den Melanesiern eigen ist, oder die Sucht, im Laden Kleider, Hüte, Stiefel, Brillen usw. zu kaufen, um den Europäern wenigstens im Äußern gleichen zu können, ist den Nauruleuten unbekannt; jeder will seine Originalität behalten, und wer sich ausschließt, macht sich unbeliebt und lächerlich. Nur wer ein Amt im europäischen Sinne zu verwalten hat, als Kirchenältester, Häuptling, Lehrer fungiert, oder im Hause eines Europäers Dienste leistet, an von ihnen geschaffenen Einrichtungen (Musikkapelle, Gottesdienst) teilnimmt, hat ein Recht darauf, auch in der äußeren Form den Europäern zu gleichen. Die Gestalt des für Afrika, Melanesien und die Karolinen typischen »Hosenniggers« ist auf Nauru unbekannt und undenkbar.

Das Schmuckbedürfnis ist für die Leute ihre Kunstbefriedigung. Und sie kommen ihr mit recht einfachen Mitteln nach. Die Natur liefert ihnen für ihre Schmucksachen allerdings karges Material; doch hat vielleicht gerade die geringe Auswahl an brauchbaren Stoffen ihre Ausführung differenziert und die auch unserem Empfinden nach geschmackvollen Stücke entstehen lassen, wie sie auf S. 7 ff. beschrieben wurden. Erschwert wird die Anfertigung noch dadurch, daß jede Familie ein besonderes Recht hat, das Rohmaterial in einer ihr allein zustehenden Weise und Anordnung zu verarbeiten. Vom vergänglichen Schmuck aus Blumen, aromatischen Blättern usw. gilt dies nicht. In einer Weise weicht allerdings ihr Schönheitsgefühl stark von dem unserigen ab: möglichst umfangreiche körperliche Leibesfülle und -schwere gilt als vollkommenstes Schönheitsideal, selbst wenn alle Körperformen und -linien dabei verschwinden (s. Tafel 12,3). Diese Schmucksachen, die gelegentliche Körperbemalung (s. H.-B. I. S. 250) und die Familienwappen (S. 22) bilden die einzigen heute sichtbaren Merkmale des Gefühls und Empfindens für Kunst und Schönheit. Früher waren auch künstlerische Fadenbindungen an Gebäuden beliebt und geschätzt; von diesen Bindungen hat sich mancherlei in den schwierigen, originellen und recht ästhetisch

wirkenden Fadenspielen (s. H.-B. I. S. 347 ff.) erhalten, die eine malende, schildernde oder symbolische Bedeutung besitzen. Daß, wie bei allen Naturvölkern, eine gewisse künstlerische Befähigung in ihnen wohnt, die Formen und Gesichtswahrnehmungen der sie umgebenden Natur wiederzugeben, dafür sprechen die Zeichnungen des Gotham Eódeben und die einzelnen Geflechtmuster.

Die in Abb. 275—322 wiedergegebenen Zeichnungen wurden in Deutschland von dem Knaben auf meinen Wunsch gezeichnet; nicht um die individuelle Eignung desselben in der Zeichenkunst zu prüfen, sondern, um mir einen ungefähren Überblick von den Dingen zu verschaffen, die im Haushalt und in der Wirtschaft der Eingeborenen eine Rolle spielen. Gotham Eódeben ist ein aufgeweckter, intelligenter, begabter Knabe, der auf Nauru schon einen sechsjährigen Schulunterricht genossen und bei der Herstellung dieser Zeichnungen ungefähr seit einem Vierteljahr die Dorfschule in Fröschweiler im Unter-Elsaß besucht hatte. Die Grundlagen der Zeichenkunst waren ihm bekannt. Trotzdem darf man die bei ihm erhaltenen Resultate ohne weiteres auf einen großen Teil der übrigen Nauruleute übertragen und verallgemeinern. Ich habe bei manchen Eingeborenen derartige gute Zeichenerfolge als Ausdruck spontaner Kunstäußerung auf der Insel selbst gesehen. Daß diese Fähigkeiten bildnerischer Ausdrucksformen nicht mehr betätigt wurden, wie z. B. allgemein bei den Melanesiern, mag seine Ursache in dem Fehlen jeglichen geeigneten Materials, Rinde, Bast, Mal- und Zeichengerät haben. Diese Fähigkeiten sind meistens latent geblieben.

Es veranschaulicht

- | | |
|---|--|
| Abb. 275: <i>amen Anáõëřõ</i> , Nauru-Mann. | Abb. 293: <i>raãgide</i> , Honigsauger. |
| „ 276: <i>robor</i> , Hund. | „ 294: <i>ikiuoi</i> , Regenpfeifer. |
| „ 277: <i>ikumo</i> , Schwein. | „ 295: <i>iuji</i> , Brachvogel. |
| „ 278: <i>itubije</i> , schwarze Eidechse. | „ 296: <i>ijojimena</i> , Schmetterling. |
| „ 279: <i>eãujarar</i> , rostbraune Eidechse. | „ 297: ? Sphinx. |
| „ 280: <i>ikumodõdo</i> , Ratte. | „ 298: <i>ebõřibõř</i> , Scholle. |
| „ 281: <i>dãbãge</i> , grüne Schildkröte. | „ 299: <i>eakimago</i> , <i>Acanthurus zebra</i> . |
| „ 282: <i>dãbãge</i> , echte Schildkröte. | „ 300: <i>tareueru</i> , Wels. |
| „ 283: <i>dagiga</i> , Tintenfisch, Oktopus. | „ 301: <i>itsibãb</i> , Bonito. |
| „ 284: <i>ãur</i> , Languste. | „ 302: <i>ipo</i> , ? (eine Art Sonnenfisch). |
| „ 285: <i>domo</i> , Hühner. | „ 303: <i>eãimar</i> , Menschenhai. |
| „ 286: <i>dagiduba</i> , Steinwälzer. | „ 304: <i>ebãuo</i> , Hai. |
| „ 287: <i>dagiaãia</i> , weiße Seeschwalbe. | „ 305: <i>eakuõ</i> , Lachs. |
| „ 288: <i>toror</i> , schwarze Seeschwalbe. | „ 306: <i>enõen</i> , Fisch. |
| „ 289: <i>ibibita</i> , Uferläufer. | „ 307: <i>e kãũũedo</i> , Fisch. |
| „ 290: <i>igogõra</i> , Möwe. | „ 308: <i>eãe</i> , Fisch. |
| „ 291: <i>ikireř</i> , Schnepfe. | „ 309: <i>eãduo</i> , Fisch. |
| „ 292: <i>earero báuo</i> , Ralle. | „ 310: <i>eãmuĩt</i> , Aal. |

Abb. 311: *emaruaiyo*, Fisch.

„ 312: *yabur*, Narwal.

„ 313: *ikuōri*, Fisch.

„ 314: *ēueo*, *Holocentrus Sammara*.

„ 315: *eakamigogo*, Fisch.

„ 316: *iyibāuo*, Fisch.

„ 317: *iīome*, Fisch.

Abb. 318: *e kāue*, Blüten vom ?

„ 319: *īnī*, Kokospalme.

„ 320: *banana*, Banane.

„ 321: *babāias*, Melonenbaum.

„ 322: *eḡo*, Pandanuspalme.

„ 323: *de mēi*, Brotfruchtbaum.

Die Zeichnungen wurden mit Bleistift angefertigt; die einmal hingeworfenen Linien blieben stehen, wegradiert wurde keine einzige.

Der Zeichner bemüht sich, ohne Vorbilder, die bei 276, 277 und 285 wohl zugänglich gewesen wären, die einzelnen Typen recht naturgetreu wiederzugeben; er begnügt sich nicht damit, einfache Umrißzeichnungen anzufertigen, sondern beweist, daß er perspektivisch sieht und beobachtet (Abb. 285 und 292); auch Farbenunterschiede will er wiedergeben (Abb. 278, 286, 288); wo das Zeichenpapier nicht ausreicht, wird das fehlende Stück daneben gezeichnet (Abb. 294); und er hält es für angebracht, einzelne Wahrnehmungen durch besondere Detailzeichnungen zu erklären resp. es wenigstens zu versuchen (Abb. 318, 319, 320, 322). Während seiner Fröschweiler Zeit gehörte die Beschäftigung mit dem Farbkasten zu seinem liebsten Zeitvertreib; auch damit verstand er gut umzugehen; als eins seiner Erzeugnisse sandte er mir eine »Ansichtskarte«, welche die wohlgelungene, ausgetuschte Zeichnung einer Bauernuhr trug, deren Farben sehr natürlich getroffen waren.

Abb. 275. Ein Nauru-Mann. Der Typus ist gut getroffen. Die Beileibtheit des Mannes, der breite, hinten abgeflachte Schädel, der Grasschurz mit dem charakteristischen Schlitz auf dem rechten Oberschenkel sind getreu wiedergegeben. Ohr, Nase, Füße sind leicht verzeichnet. Es fehlen die Brustwarzen. Zunächst wurde der Kopf gezeichnet (daher die Abschlußlinie am Hals), dann der übrige Körper.

Abb. 276—280. Verschiedene Tiere. Hund und Schwein sind besser geraten als die drei übrigen Tiere. Allerdings sind die Körperproportionen nicht sehr glücklich gelungen. Dafür bemüht sich der Zeichner, einzelne Details, namentlich die Füße und Zehen bei Hund und Schwein exakt wiederzugeben, während die Darstellung dieser Gliedmaßen bei den anderen drei Tieren völlig versagt.

Abb. 281 u. 282. Schildkröten. Lebenswahre Darstellung schwimmender Schildkröten. Unterschiede in der Gliederung und den Flecken des Rückenschildes der Suppenschildkröte (Abb. 281) und der echten Schildkröte (Abb. 282) sind gut gelungen.

Abb. 283. Oktopus. Umrißzeichnung, bei der die Tentakeln im Vergleich zum Körper des Tintenfisches zu groß geraten sind; im übrigen ist der Versuch, den Tentakelnkranz perspektivisch richtig wiederzugeben, einigermaßen gelungen.

Abb. 284. Languste. Der Cephalothorax ist verzeichnet; Rumpfglieder und Schwanzflosse sind richtig wiedergegeben. Anzahl der Fußpaare ist richtig angegeben, die Ausführung ist minder gelungen, obschon die Gliederung des einzelnen Fußes



Abb. 275.
amen Andōēro, ein Nauru-Mann.

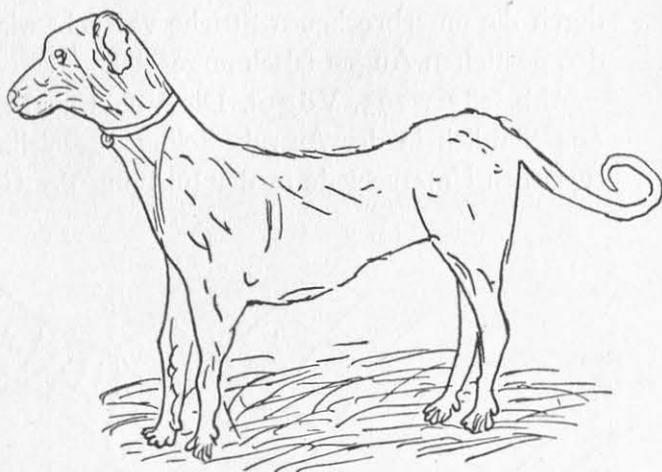


Abb. 276. *robor*, Hund.

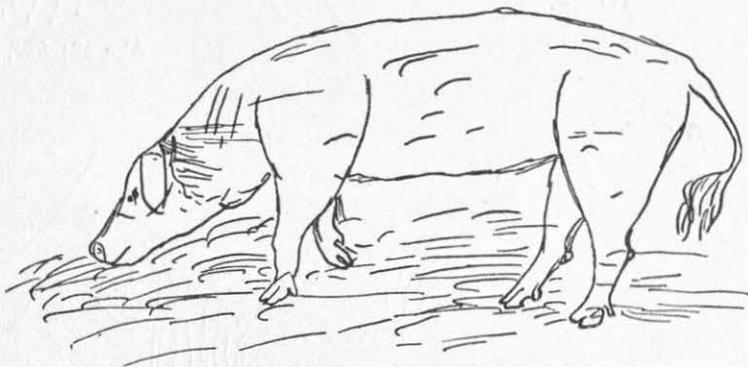


Abb. 277. *ī kumpo*, Schwein.



Abb. 278. *itubije*, Eidechse.



Abb. 279. *eāujarar*, Eidechse.



Abb. 280. *ikumodādo*, Ratte.

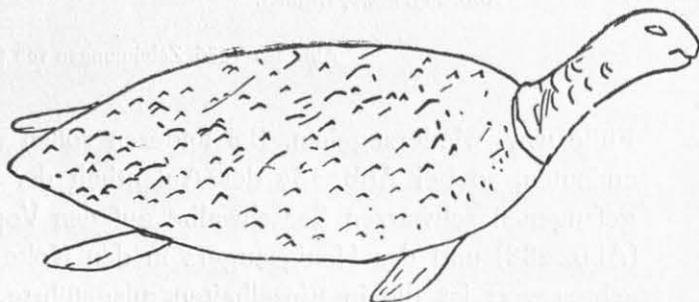


Abb. 281. *dābāge*, Schildkröte.

Abb. 275—281. Zeichnungen von Gotham Eóebén.

durch die unterbrochenen Striche versucht wird. Die Antennen sind in ihrer Lage zu den gestielten Augen falsch angesetzt.

Abb. 285—295. Vögel. Die Vögel sind mit Ausnahme von Abb. 285, 292 und 294 sämtlich in der Ausruhestellung gezeichnet worden. Der Zeichner versucht die typischen Unterschiede in der Färbung des Gefieders, der Form des Schnabels, der

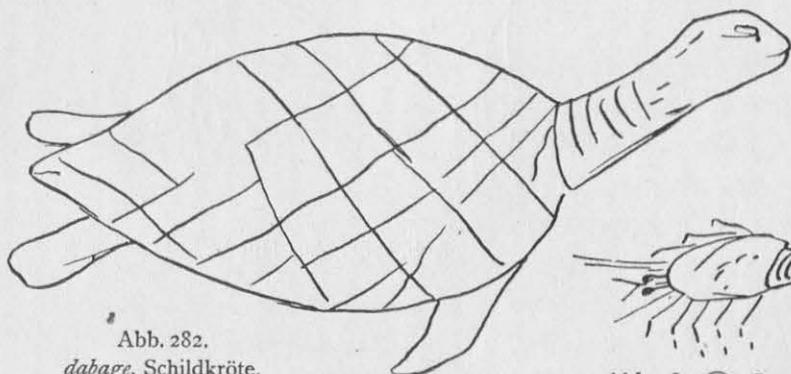


Abb. 282.
dabage, Schildkröte.



Abb. 284. *awf*, Languste.

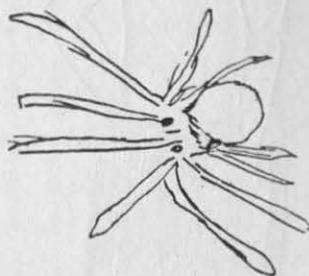


Abb. 283. *dagiga*, Tintenfisch.

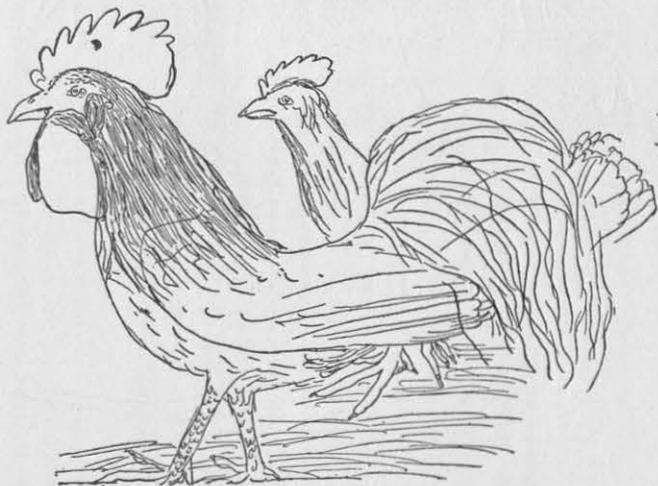


Abb. 285. *domo*, Hühner.

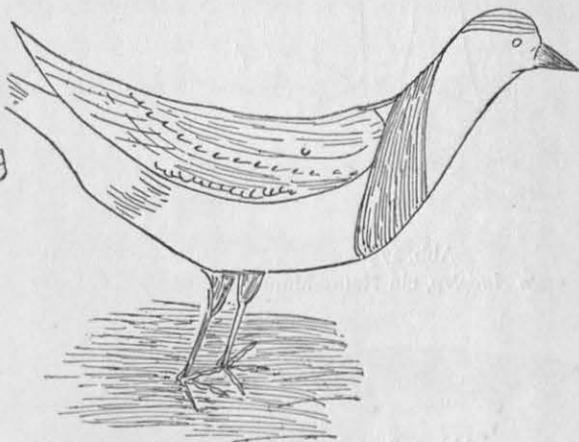


Abb. 286. *dagidiba*, Steinwälzer.

Abb. 282—286. Zeichnungen von Gotham Eódebën.

Füße usw. wiederzugeben. Bei anderen sollen wieder Attribute den Aufenthaltsort andeuten, so bei Abb. 287 der Aufenthalt der weißen Seeschwalbe im Busch, der gefangenen schwarzen Seeschwalbe auf den Vogelständern¹ mit runden Sitzplatten (Abb. 288) und des Honigsaugers in den Kokospalmen (Abb. 293). Besonders beachtenswert ist die in Einzelheiten ausgeführte Zeichnung der Hühner (Abb. 285) oder die vorzüglich beobachtete schreitende Haltung der Ralle (Abb. 292).

¹ Vergl. H.-B. I. S. 340.

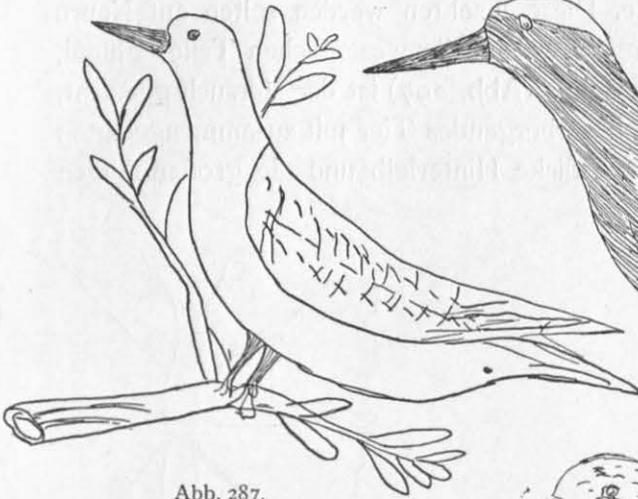


Abb. 287.
dagiagia,
weiße Seeschwalbe.

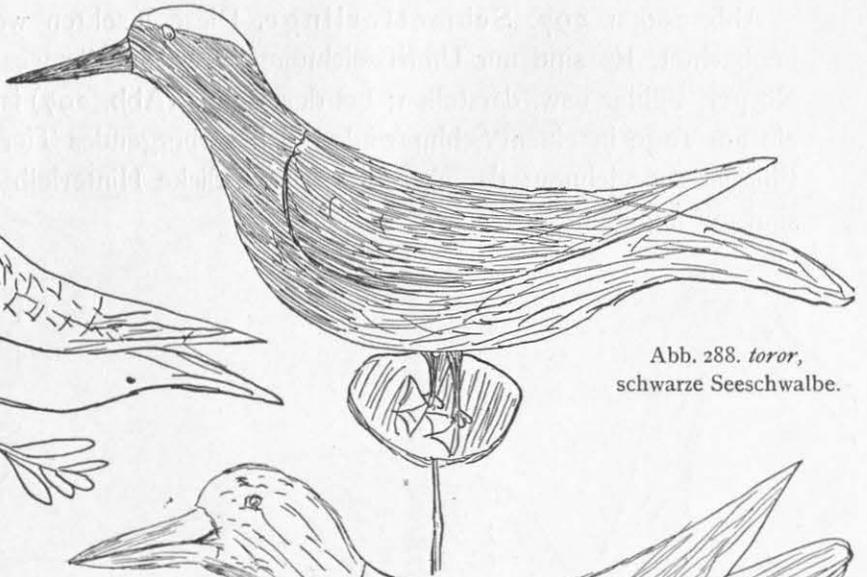


Abb. 288. *toror*,
schwarze Seeschwalbe.

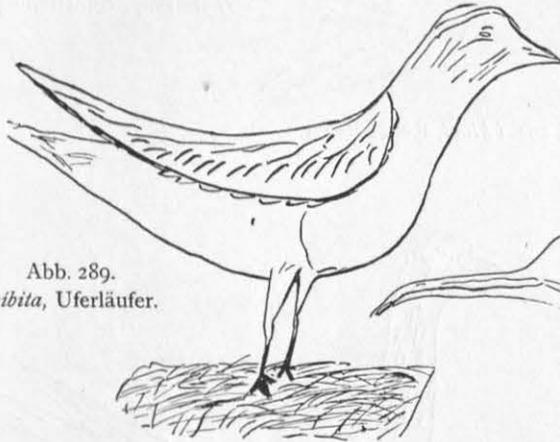


Abb. 289.
ibibita, Uferläufer.



Abb. 290.
igogóra, Möwe.



Abb. 292.
carero báuo, Ralle.

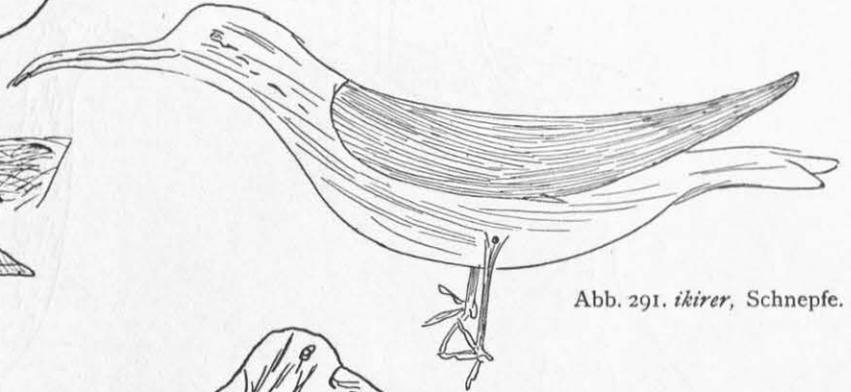


Abb. 291. *ikirer*, Schnepfe.

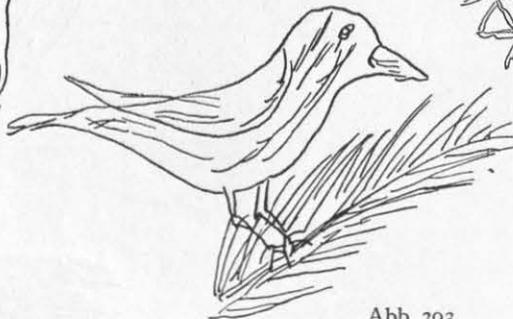


Abb. 293.
raigide, Honigsauger.

Abb. 287—293. Zeichnungen von Gotham Eódebh.

Abb. 296 u. 297. Schmetterlinge. Diese Insekten werden selten auf Nauru beobachtet. Es sind nur Umrisszeichnungen, welche die wesentlichen Teile: Flügel, Körper, Fühler usw. darstellen; bei der Sphinx (Abb. 297) ist der Versuch gemacht, ein am Tage in einem Schlupfwinkel sich verbergendes Tier mit zusammengelegten Flügeln zu zeichnen; der charakteristische dicke Hinterleib und die großen Augen sind gut angedeutet.

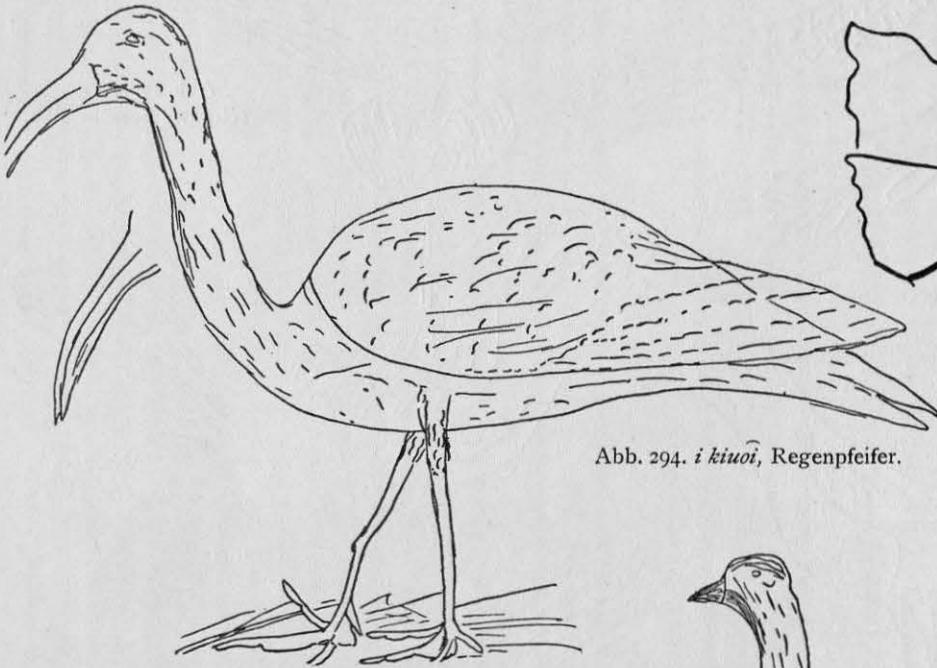


Abb. 294. *i kiuoi*, Regenpfeifer.

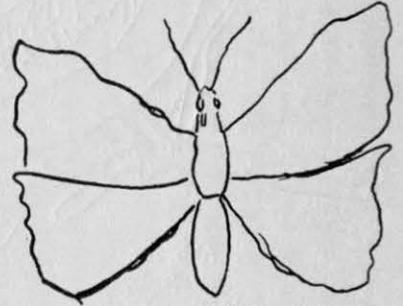


Abb. 296.
ijojimena, Schmetterling.

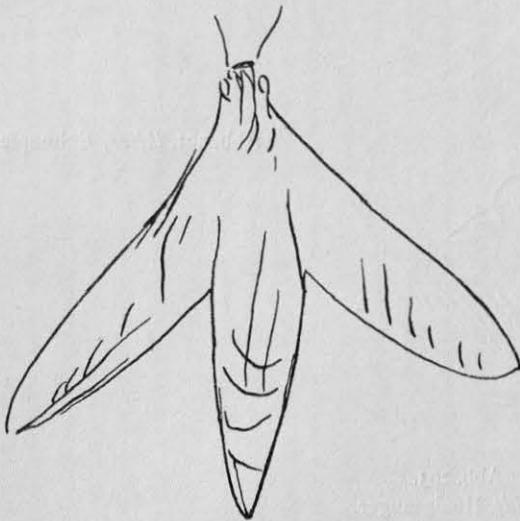


Abb. 297. Sphinx.

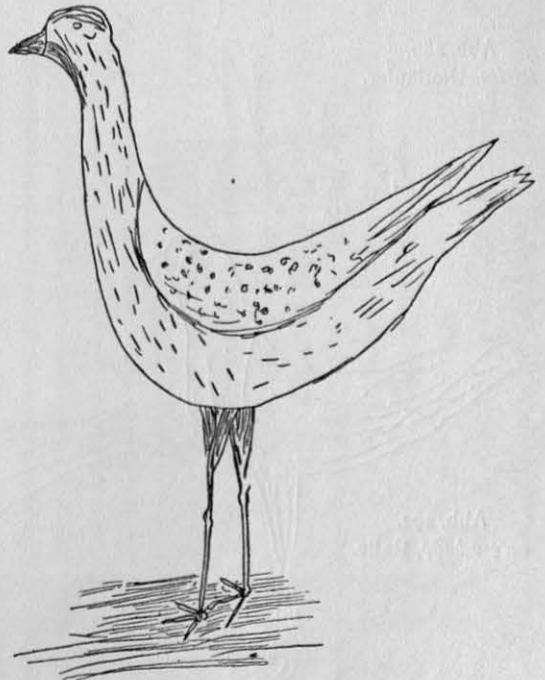


Abb. 295. *iuji*, Brachvogel.

Abb. 294—297. Zeichnungen von Gotham Eódebén.

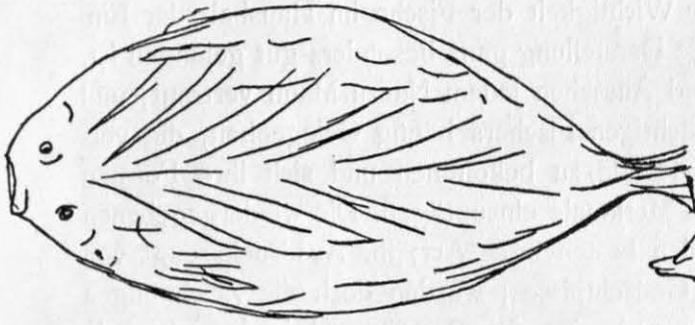


Abb. 298. *eboribof*, Scholle.



Abb. 299. *eakimago*, Acanthurus Zebra.



Abb. 300. *tareureu*, Wels.



Abb. 301. *itsibab*, Bonito.



Abb. 302. *ipp*.



Abb. 303. *eaimar*, Menschenhai.

Abb. 298—317. Fische. Bei der Wichtigkeit der Fische im Haushalt der Eingeborenen ist es nur natürlich, daß die Darstellung ganz besonders gut gelungen ist. Die einzelnen Arten sind in Form und Aussehen jedem Nauru-Mann vertraut; und der Zeichner hatte als Sohn eines tüchtigen Fischers häufig Gelegenheit, die verschiedenen Fische zu sehen, in die Hände zu bekommen und sich ihre Formen und charakteristisch unterscheidenden Merkmale einzuprägen. Die wiedergegebenen Zeichnungen gehören daher mit zu den besten ihrer Art; ihr Ausdruck zeugt von einer hervorragenden Schulung des Gedächtnisses; wurden doch die Zeichnungen viele Monate nach der Abreise von Nauru in einer fremden Gegend, in der selten ein Fisch auf dem Tisch erschien, unter ganz neuen Eindrücken angefertigt.

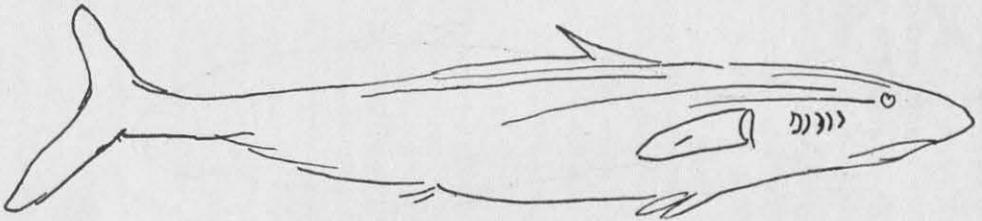
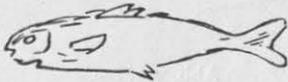
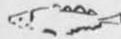
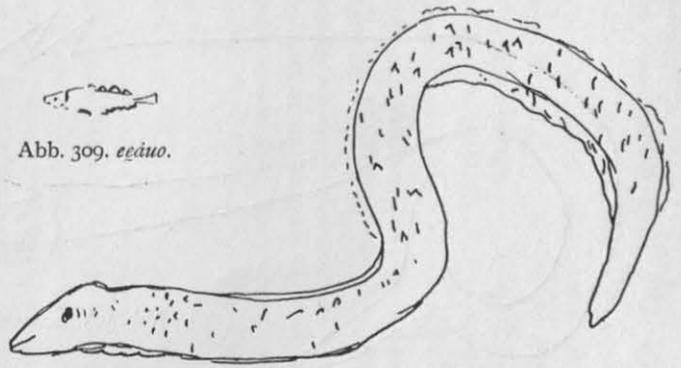
Abb. 304. *ebáuo*, Hai.Abb. 305. *eakuoë*, Lachs.Abb. 306. *enöen*.Abb. 307. *e káuofo*.Abb. 308. *eäe*.Abb. 309. *eäuo*.Abb. 311. *emaruaiyo*.Abb. 310. *eämuit*, Aal.

Abb. 304—311. Zeichnungen von Gotham Eódebën.



Abb. 312. *yabur*, Narwal.



Abb. 313. *ikuöri*.

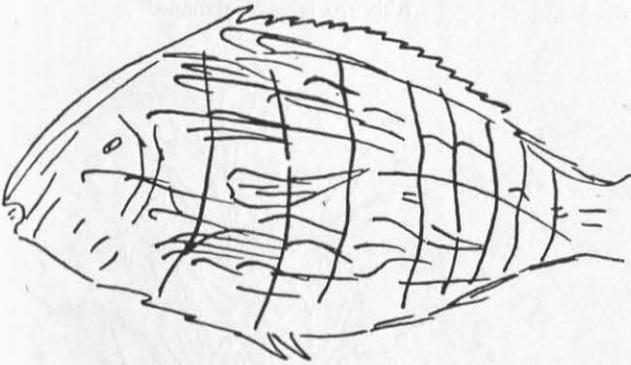


Abb. 314. *ēuep*, *Holocentrus Sammara*.

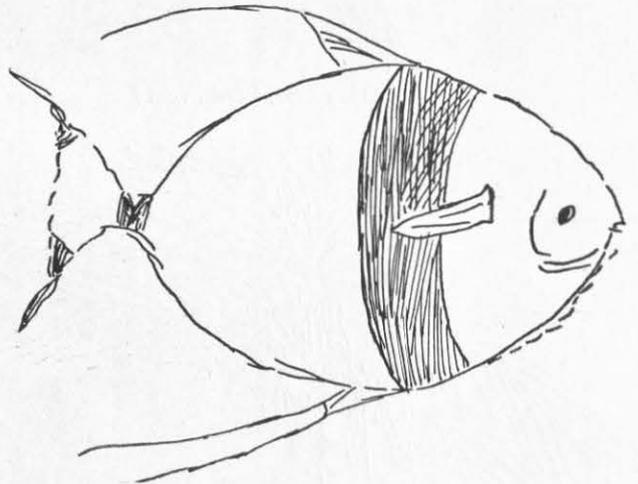


Abb. 315. *akamigogo*.



Abb. 316. *iyibáuo*.



Abb. 317. *inome*.

Abb. 312—317. Zeichnungen von Gotham Eódebën.

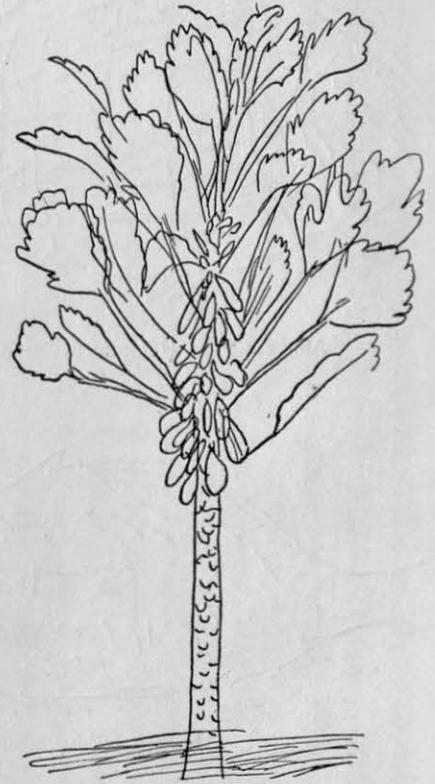
Abb. 318. *ε káue*, Blüten vom ?Abb. 320. *banana*, Banane.Abb. 319. *ini* Kokospalme.Abb. 321. *babaías*, Melonenbaum.



Abb. 322. *epo*, Pandanuspalme.

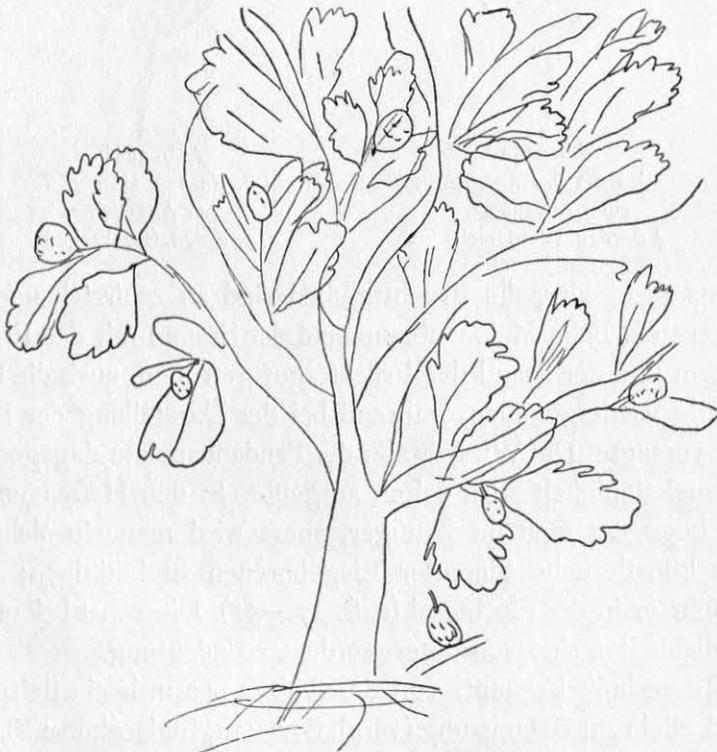


Abb. 323: *de méi*, Brotfruchtbaum.

Abb. 322 u. 323. Zeichnungen von Gotham Eódebén.

Abb. 318—323. Pflanzen. Die Wiedergabe der Pflanzen macht dem Zeichner viele Schwierigkeiten; es gelingt ihm nicht recht, die große Fülle von Einzelheiten zusammenzufassen; so gelingt ihm der Astbau in Abb. 318, der vielleicht einen *Calophyllum inophyllum* darstellen soll, nicht; nur der Blütenstand, die Blütenform, die Stellung und Form der Blätter lassen es als wahrscheinlich scheinen, daß es sich um den genannten Baum handelt. Dasselbe ist in Abb. 323 der Fall. Hier ist der Charakter der großen, tief gezähnten Brotfruchtblätter, die charakteristische Verteilung der Brotfrüchte gut getroffen, so daß man zu erkennen vermag, was der Zeichner eigentlich wiedergeben will. Besser gelungen sind die übrigen Frucht bäume. Gut beobachtet ist der Fruchtstand, die Blattform und -stellung bei der Banane, während bei der Kokospalme mancherlei Verzeichnungen vorkommen. Der Stamm ist zu dick,

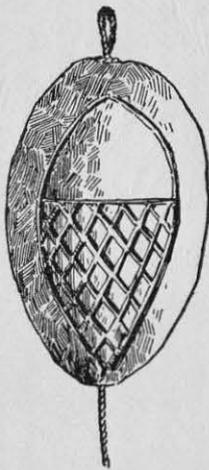


Abb. 324 a.
S. Na. 136. Handgriff
einer Angelleine,
ε *kagāgā*. (Vorderseite.)

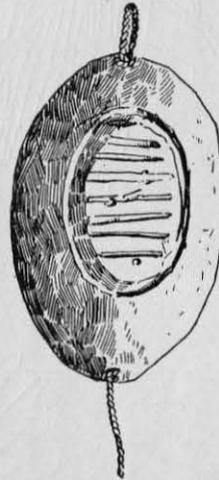


Abb. 324 b.
S. Na. 136. Handgriff
einer Angelleine,
ε *kagāgā*. (Rückseite.)

der Wedelansatz nicht klar, die Fruchttrauben sind zu zahlreich und die Nüsse an sich zu klein geraten. Beim Melonenbaum sind der Stamm mit den Frucht- und Blattnarben, die Form und der Stand der Früchte gut getroffen, auch die Blattstellung ist annähernd richtig wiedergegeben, während bei der Darstellung der Blätter¹ das Gedächtnis völlig versagte. Die Wiedergabe der Pandanuspalme dagegen ist vorzüglich.

Diese Ausdrucksfähigkeit wird selten ausgeübt. In den Heften und Büchern der Eingeborenen begegnet man ihr häufiger, sonst wird man sie nicht finden. Doch sucht sich der künstlerische Sinn der Eingeborenen zu betätigen; und eine hohe Ausbildung erfuhr er in der Flechterei (s. S. 27—51). Die sonst bekannten bildhaften Ausdrucksmöglichkeiten sind von untergeordneter Bedeutung.

So ist die Ritztechnik bekannt, von der Abb. 324 a u. b ein Beispiel geben. Sie wird selten und allein zur Bekunstung (vergl. STEPHAN, Südseekunst S. 96) verwendet.

¹ Die Blätter sind tief geschlitzt.

Mit Messern oder scharfkantigen Muscheln schneidet man in weiches Holz ornamentale Linien ein. Was der Künstler in Abb. 324 a u. b ausdrücken will, ist mir nicht bekannt.

In der Bekunstung wird weiter eine andere Methode angewendet, Bohrlöcher zu ornamentalen Linien nebeneinander zu reihen (Abb. 325) und dabei auch durch die verschiedene Größe dieser Löcher einen verstärkten Ausdruck zu erzielen (Abb. 326).

Die Ornamente der Flechtereie mögen zuerst als sogenannte »geometrische« erscheinen; das sind sie nicht. Sie sind nicht aus der Phantasie geschöpft, sondern es liegen ihnen reale Vorbilder zugrunde. An diesen Matten (s. Abb. 40—103) wird vorzüglich und eindrucksvoll gezeigt, wie es der Eingeborene, welcher von den technischen Verarbeitungsmöglichkeiten des Materials abhängig ist, anstellt, eben diese realen, aus der Natur gewonnenen Vorbilder und Eindrücke zu einem Ornament zu verwerten und doch verständlich darzustellen. Einige Beispiele erläutern diese künstlerische Befähigung. Das Grundgeflecht ist fast stets taft-, seltener köperbindig aus gerade oder schräg verlaufenden Geflechtsstreifen hergestellt; das eigentliche

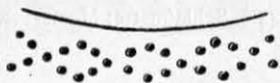


Abb. 325.
S. Na. 153. Randverzierung
einer Trinkschale.



Abb. 326.
S. Na. 154. Randverzierung
einer Trinkschale.

Ornament wird von Einflechtstreifen gebildet, die meistens aus schwarz-, gelegentlich auch aus rot- oder braunfärbten Hibiskusbaststreifen bestehen (s. Tafel 22).

Abb. 327 u. 328 zeigen Vorbild und Muster. Das Ornament auf der Schlafmatte H. M. 11. 44,6 ahmt die Reuse in Abb. 327 nach. Die schwarzen Ornamentstreifen stellen vertikal die aufgebundenen Längsleisten, horizontal die tonnenreifenähnlichen Wandstücke der Reuse dar (vergl. Beschreibung S. 147).

In Abb. 329 stellen die aus w-förmigen Linien gebildeten Reihen Fregattvögel vor. Ein einzelnes w bedeutet einen mit ausgespreizten Schwingen fliegenden Vogel.

Für die in Abb. 330 dargestellte Matte hat man das von den Europäern eingeführte, von den Eingeborenen leidenschaftlich aufgenommene Schachspiel als Hauptmotiv neben anderem verwendet und danach das ganze Muster benannt.

In Abb. 331 soll das Hauptaugenmerk auf die Mitte gelenkt werden, welche aus vier kreuzweis übereinandergelegten Blattstreifen besteht, die diagonal und am Rande mit schmalen, schwarz umwickelten Streifen verziert werden und den Morgenstern darstellen. Die übrigen ornamentalen Streifen sind von anderen Mattenmustern abgesehen worden.

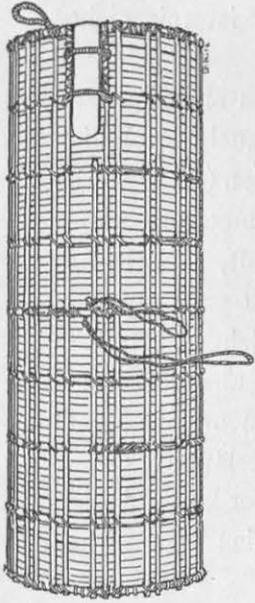


Abb. 327. Mus. Berl. VI. 23 901.
īb eāmut, Aalreuse.

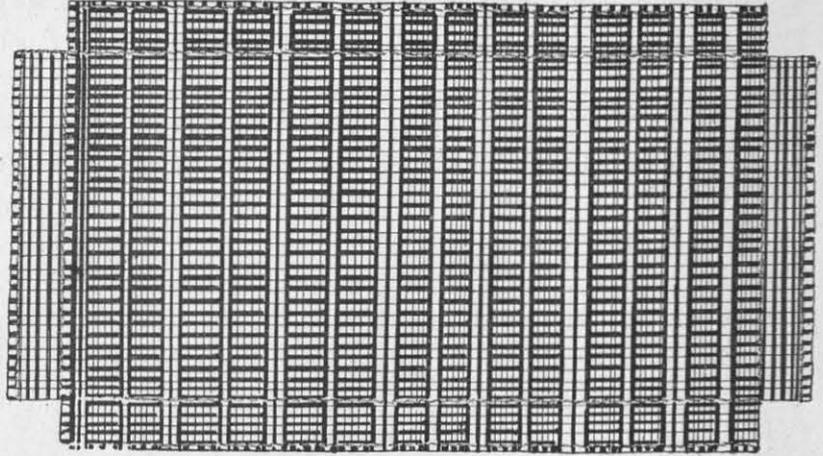


Abb. 328.
H. M. 11. 44.6. Schlafmatte; Muster: *īb*, Reuse.

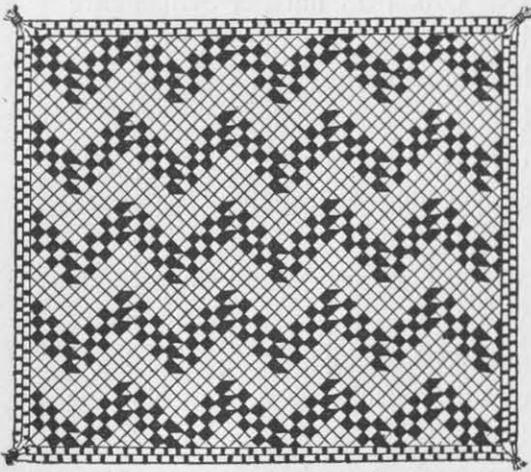


Abb. 329. S. Na. 110. *ītsi*, Fregattvögel.

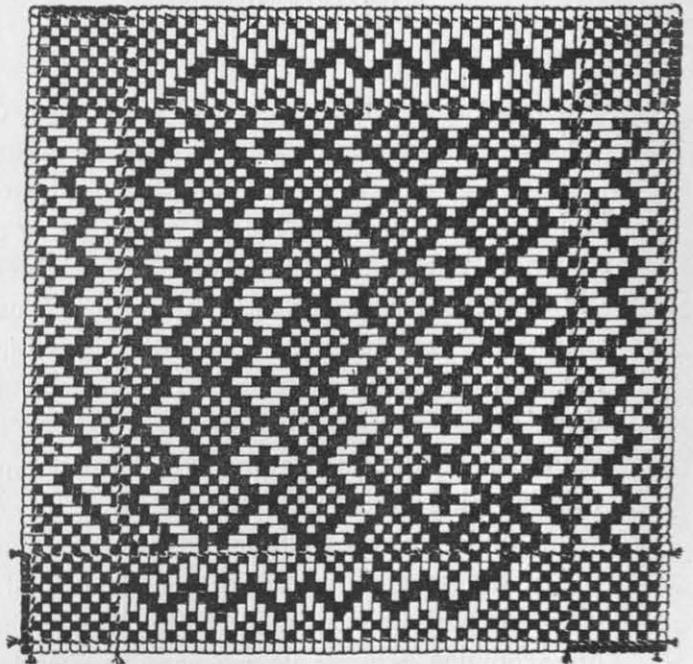


Abb. 330. S. Na. 80. *kekarāui*, Schachbrett.

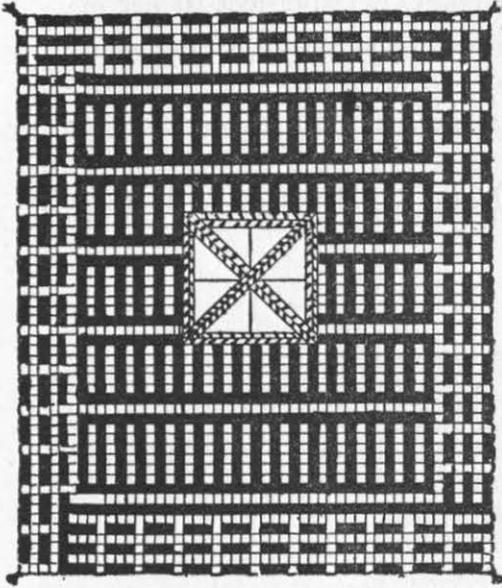


Abb. 331. S. Na. 75. *men euāk*, der Morgenstern.

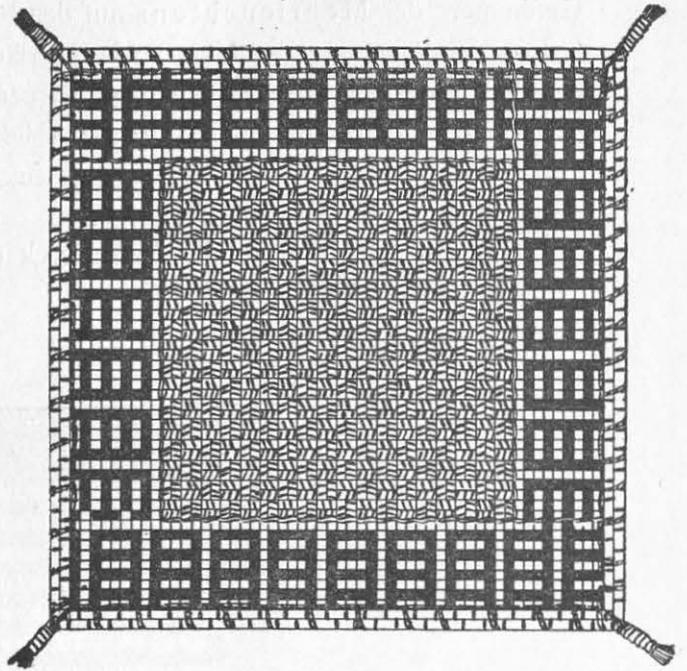


Abb. 332. S. Na. 71. *irināme*, Meerleuchten.

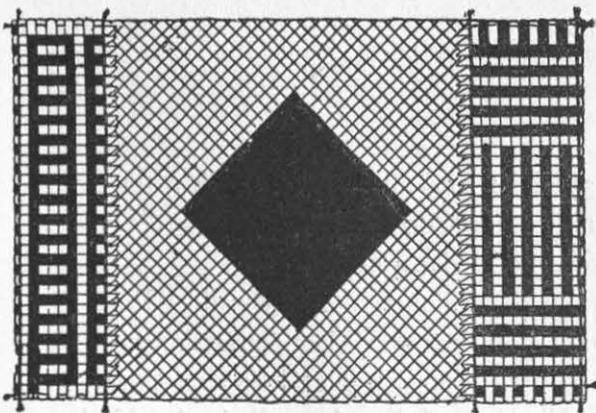


Abb. 333. S. Na. 102. *ipo*, ein Fisch.

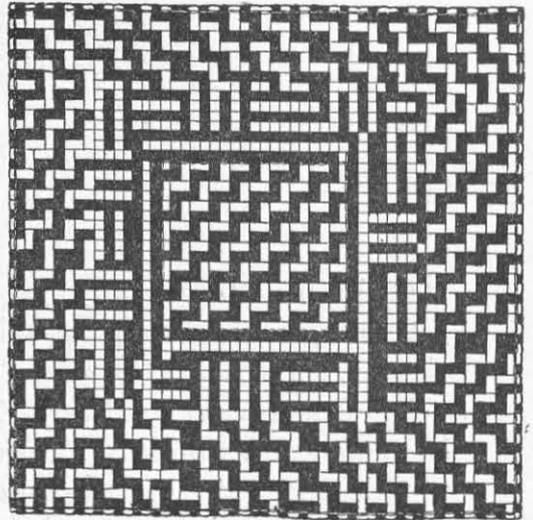


Abb. 334. S. Na. 108. *erakoro*, Blutflecken.

Ein nahezu impressionistisches Gemälde ist in Abb. 332 entstanden, wo der Künstler mit sehr einfachen Mitteln den Eindruck wiederzugeben versucht, den das Geflimmere des Meerleuchtens auf den Beschauer ausübt.

Die Vereinfachung der Naturvorlage erläutert Abb. 333. Dargestellt ist der *ipo*, ein Fisch, dessen nahezu rautenartige Körpergestalt als wesentliches Charakteristikum (s. Abb. 302) dem Künstler bei der Nachbildung vorgeschwebt hat.

Ähnlich sind die Überlegungen und Ausdrucksformen für die Wiedergabe von Blutflecken und Adern in Abb. 334.

Daß nicht immer allein das Mittelstück einer Matte die Hauptornamente trägt,

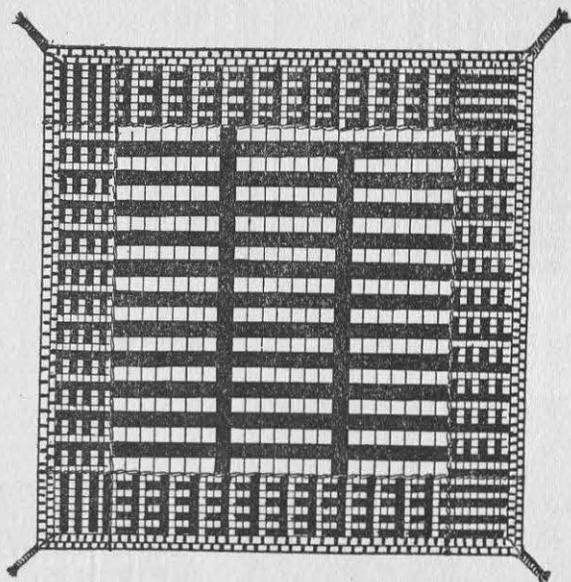


Abb. 335.

S. Na. 107. *eafo*, vier zusammengebundene Haken.

nach denen sie benannt wird, zeigt Abb. 335. Hier sind am Randstücke Muster eingeflochten, welche sie aus vielen \square -förmigen Figuren zusammensetzen, die vier einzelne, nebeneinander an einer Schnur befestigte Haken bedeuten.

Der Schwerpunkt der Nauru-Kunst liegt in der Flächenkunst. Für die Plastik haben sie kein Verständnis. Nirgends begegnet man der figürlichen Darstellung eines menschlichen, tierischen oder pflanzlichen Vorbildes. Versuche, plastische Kunstformen herauszubilden, werden nur selten gemacht. Ein Anlauf dazu ist z. B. in der Nachahmung von Pottwalzähnen (vergl. Abb. 34) unternommen, oder der Nachbildung eines Fischkörpers in Abb. 36a u. b. Auch in der Herstellung der Blinker (vergl. Abb. 36, 216—218) ist die Nachahmung des Fischkörpers vollendet gelungen; hier ist sie

aber durch den Zweck bedingt, auf jeden Fall den Köderfisch vortäuschen zu müssen. Sonst versteht es die Phantasie der Eingeborenen, plastische Formen in gewisse Figuren hineinzusehen. Man vergleiche dafür die Puppe (H.-B. I. Abb. 11), welche ein »Kind« darstellen soll, und die Verkörperung der sagenhaften Helden Arâimin und Abuijoko in Dolomitfeilern (s. H.-B. I. Tafel 19,1, 2 u. 3). Ebenfalls stellte man sich die Götter in Steinen verkörpert vor; fertigte jedoch keine Bilder von ihnen an. Die hölzerne Figur (Abb. 336), die EDGE-PARTINGTON in seinem Album usw. aus Nauru abbildet, halte ich daher nicht für einen Gegenstand von dieser Insel, sondern glaube, daß sie auf St. Cruz angefertigt wurde (vergl. GRAEBNER I, S. 152).



Abb. 336. Hölzerne Figur
mit Muschelaugen. Saïon.
WALLACE im Cumberland-
Museum, Whitehaven.
(EDGE-PARTINGTON, An-
album etc. I. 89, 7.)

V. Die ethnographische Stellung.

Nach den bisherigen kurzen, allgemein orientierenden Berichten von JUNG, SENFFT, BRANDEIS, STEINBACH und KRÄMER weiß man, daß sich auf Nauru melanesische und polynesische Bevölkerungselemente durchdrungen haben. Es fragt sich nun, inwiefern wird dies Ergebnis anthropologischer Untersuchung durch die darnach zu vermutende Verschmelzung melanesischer und polynesischer materieller und geistiger Kultur bestätigt, und welchen Verlauf hat die Kulturgeschichte der kleinen, weltentlegenen Insel genommen? Man wird nur auf induktivem Wege zu einem Resultate gelangen und der richtigen Lösung umso näherkommen, wenn man auf Raum und Zeit zusammen mit dem für die Südsee wesentlichen geographischen Moment Rücksicht nimmt.

Unvermeidliche Lücken werden bestehen bleiben, denn die in den vorhergehenden Abschnitten geschilderten ethnischen Verhältnisse sind das Ergebnis nur sechswöchentlicher Erfahrungen und Beobachtungen unter allerdings ziemlich günstigen Umständen. In der kurzen Zeit konnte kein vollständig abgeschlossenes Bild von den Zuständen auf Nauru geschaffen werden.

Die Kulturkreistheorie könnte die Arbeit wesentlich erleichtern, wenn ihre Ergebnisse wirklich so stabil wären, wie sie P. W. SCHMIDT im dritten Band von »Der Mensch aller Zeiten« S. 75—99 hinstellt.¹ Es wäre sehr schön, wenn die dort im einzelnen charakterisierten Kulturkreise tatsächlich aus derartigen Elementen bestehen würden, daß man mit ihnen zu unanfechtbaren Ergebnissen gelangen könnte. Das scheint mir nicht gelungen zu sein. Denn SCHMIDT gibt selbst zu, daß »im wesentlichen nur die materielle Kultur und bis zu einem gewissen Grade die soziale Struktur erforscht worden ist, daß dagegen die eigentliche geistige Kultur, insbesondere die Religion, bis jetzt noch nicht in eine umfassende kulturhistorische Untersuchung einbezogen werden konnte«. Damit haftet der »Kulturkreislehre« eine gewisse Einseitigkeit und Halbheit an, welche ihrer Anwendung in der praktischen Ethnologie ziemliche Schwierigkeiten entgegenträgt. Der Methode, wie GRAEBNER-

¹ Man würde auf Grund der SCHMIDT'schen Einteilung und Kriterien zu folgenden Ergebnissen kommen:

Die Hauptkomponenten der Nauru-Kultur werden vom V. und VII. Kulturkreis gebildet. Spärliche Reste deuten auf Beeinflussung durch den III., IV. und VI. Kulturkreis hin.

SCHMIDT-FOY sie heute in der kritischen Ethnologie gebrauchen, soll damit kein Abbruch getan werden; mit derselben wird man einverstanden sein, wenn man auch von ihren bisherigen Folgerungen absieht; ich halte, wenigstens in Ozeanien, und in anderen Gebieten wird es wenig anders sein, den Zeitpunkt noch nicht für gekommen, derartig apodiktische Festlegungen von Kulturkreisen und ihren Elementen vorzunehmen, denn das Arbeitsgebiet ist zu groß und im Vergleich zu der bisher geleisteten Arbeit dieses Forschungsergebnis viel zu gering und lückenhaft. Die heutigen Vertreter der Methode glauben schon jetzt mit ihr rein objektive, hypothesenfreie Ergebnisse gewonnen zu haben; in einigen Jahren wird man für Ozeanien erheblich umlernen müssen; obschon die Richtlinien der Methoden im großen bestehen bleiben, wird man erst nach Erschöpfung des gesamten Materials der materiellen und geistigen Kultur, der Erkenntnis-Psychologie der Eingeborenen, der Erforschung ihrer geschichtlichen Verhältnisse, der Völkerverschiebungen, der linguistischen und anthropologischen Eigenheiten usw. darangehen können, Kulturgruppen und -schichtungen auszusondern, zu gliedern und mit ihnen absolut eigenen Erkennungskriterien zu versehen. Vorläufig sind die Vertreter der Kulturkreislehre den Beweis für die Richtigkeit und Objektivität ihrer Ergebnisse schuldig; was zu beweisen ist, wird mehr oder minder von ihnen in die Voraussetzung hineingenommen.

Die Kombination der BASTIAN'schen und GRAEBNER'schen Methoden in der Ethnologie wird in maßvoller Anwendung hypothesenfreiere Ergebnisse liefern, als jede für sich auf ihrem Sonderwege. Tatsachen müssen sprechen, und die theoretischen Erwägungen, die durch sie nicht begründet werden können und nur auf Vermutungen beruhen, sollen fortfallen. »Sie müssen beiseite gelassen werden zugunsten der so zahlreichen ethnologischen Probleme, die augenblickliche Bearbeitung verlangen, und müssen warten, bis eine vermehrte und gesicherte, durch ethnologische Kleinarbeit gewonnene Kenntnis gestattet, auch an ihre Lösung heranzugehen. Unkenntnis ist es vielfach in erster Linie, die den Kulturkreis-Theoretikern gestattet, scheinbar ungestraft so viele Flüge zu machen. Sie überspringen weite Lücken, die man ihnen als solche nicht unmittelbar nachweisen kann, weil eben nichts bekannt ist. Solche Flüge mögen sich später als richtig erweisen oder nicht, zunächst ist ihre Richtigkeit unbewiesen, und ihre Ergebnisse können daher nicht als gesicherte wissenschaftliche Basis für weitere Untersuchungen gelten (FRIEDERICI I, 103/104). Welche Flüge gelegentlich unternommen werden und in welchen Richtungen und Umwegen, geht aus der Darstellung von P. W. SCHMIDT in seinem Vortrage »Kulturkreise und Kulturschichten in Südamerika« (Ztschr. f. Ethn. 1913, 1032) hervor: »Aber auch in den übrigen südamerikanischen Kulturkreisen ist die Sehne (Bogensehne) eine aus Pflanzenstoffen gedrehte Schnur, und die Rotangsehne, die für die melanesische Bogenkultur der Alten Welt so charakteristisch ist, fehlt in Südamerika vollständig. Hier haben wir wohl eine der Folgen der Wanderung durch die Polargegenden vor uns, die natürlich keinen Rotang kennen . . . « Derartigen Gedanken vermag man nicht zu folgen oder sie

nachzudenken. Dem muß man gegenüber halten, was BASTIAN an zwei Stellen ausspricht: »Die Kulturen,¹ von ihren realen Trägern abgelöst, in Diskussion zu stellen, führt auf die »Idola fori« zurück, die vor Einrichtung eines »Novum Organum« (im naturwissenschaftlichen Zeitalter) zu beseitigen waren; denn in ihm handelt es sich um die zur Entwicklung aufspriessenden Früchte und deren jedesmaligen Reflex am Horizont des eigenartig volkstümlichen Gesichtskreises. Soviel man Äpfel, Birnen, Kirschen, Trauben in einem Korbe mit- und durcheinander werfen will, bleiben sie doch dieselben, und wer sie, um Wechselbeziehungen einzuleiten, ineinander stampfen wollte, hätte dann wieder den früheren Gehirnbrei, aus Wasserhaftem, Tauhaftem, Lufthaftem, Erdhaftem etwa (Wässrigkeit, Feurigkeit, Luftigkeit), auszufressen, während es, statt solch leer-luftiger Hirngebilde (in [alchymistischen] Erden), die Grundstoffe derselben festzustellen gilt (in der Chemie). (BASTIAN IV, 169.) Oder: »Wenn man nach beliebter Manier parallele Vorstellungsweisen trotz ihrer Inkonsequenz unbedenklich durcheinander wirft, Analogien vielleicht, welche bald dem autochthonischen Niveau, bald auf Stufengraden der Sage (in volkstümlicher hier, in poetischer Ausbildung dort) oder unter religiöser Färbung entnommen sind, so kann, ohne induktiven Einblick in den psychologischen Wachstumsprozeß (und Kenntnis der für ihn geltenden Gesetze arithmetischer und geometrischer Progressionen), nichts Besseres dabei herauskommen, als wenn bei einem gestellten Rechenpensum, worin die Ziffer 7 etwa neben ihrem einfachen Zahlenwerte unter dem verschiedengradiger Potenzen oder Bruchteilungen auftreten mag, dieselbe durchweg als homogen betrachtet worden wäre, in Hinwürfeln magischer Quadrate und anderer Spielereien.« (BASTIAN II, V). Liegt es statt der umständlichen theoretischen Erwägungen nicht ungemein² näher, daß Gedanken an den verschiedensten Stellen gleichzeitig entstehen und sich bei jedem Menschen immer wieder neu mit seiner Denk- und Sprachfähigkeit erzeugen, daß wir überall dort häufige Parallelerscheinungen finden müssen, wo die Lebensbedingungen gleiche oder ähnliche sind? Wer abseits von der europäischen Kultur einige Zeit im engsten Zusammensein mit Eingeborenen leben konnte und sich nach oberflächlicher Aneignung der Sprache mehr in ihre Denkart, in ihr Empfindungsvermögen hinein fühlen konnte, wird bei ihnen neben einer überreichen Phantasie ein ganz anders geartetes Vorstellungs- und Beobachtungsvermögen, Auffassung und Erklärung von Anschauungen antreffen, die es ihnen zusammen mit den praktischen Erfahrungen aus der sie umgebenden Umwelt ermöglicht, eine natürliche Erfindungsgabe zu betätigen, von der man sich hier zuhause am Schreibtisch gar keine oder nur undeutliche Vorstellungen macht. So ist es im Gegensatz von SCHMIDT's Ansicht (Der Mensch aller Zeiten, III, 71) wohl möglich, »daß eine so große Anzahl ganz

¹ »Kultur ist der durch Entwicklung erlangte Stand eines Volkes in seinem geistigen Leben und seiner äußeren Lebensführung« (s. KOHLER). Das Kulturleben (in seinen drei Faktoren) ist zu prüfen »an den Staatsformen, an dem Religionswesen und an den Erzeugnissen in Kunst und Literatur« (s. G. WEBER). »Was den beweglichen Menschen festhält, ist kulturfördernd« (s. RATZEL), durch energische (ernstgemeinte) Konzentration (»ein rollender Stein setzt kein Moos an«).

selbständiger, heterogener Dinge an so vielen Stellen ganz unabhängig voneinander sich stets in der gleichen Weise zusammengefunden hat«. Es ist nicht nötig, daß diese Dinge irgendwo, zu irgendeiner Zeit, ein organisches und harmonisches Ganzes: den Kulturkreis bildeten. Die kulturhistorische Schule setzt in ihren Arbeiten eine für sie feststehende Tatsache voraus, die ihre Folgerungen demgemäß stark, aber einseitig beeinflußt: den einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechtes an einer Stelle der Erde. Ist die gegenteilige Anschauung nicht ebenso voraussetzungsmächtig, und gewinnt sie nicht bei den Erfahrungen aus der Paläontologie eher an Wahrscheinlichkeit? Wäre es nicht überhaupt besser, bei dem großen Widerstreit der Meinungen von der Systematisierung der Ethnologie absehen zu wollen, und zunächst einmal alle Kräfte dafür zu verwenden, möglichst viel positives, einwandfreies Material herbeizubringen,¹ an dem es unendlich hapert, wie man zu seinem Leidwesen immer von neuem feststellen muß. »Es bleibt als erstes und Grundproblem der Ethnologie wie der ganzen Kulturgeschichte die Herausarbeitung der Kulturbeziehungen« (GRAEBNER II, 107), wird als Leitsatz jetzt und später uneingeschränkte Anerkennung finden; nur wird es heute nicht gelöst werden können; und der Zeitpunkt wird erst dann da sein, wenn es der Kleinarbeit gelungen ist, feste kulturgeschichtliche Grundlagen geschaffen zu haben. Solche Kleinarbeit soll in diesen Beiträgen zur volkskundlichen Kenntnis Naurus geleistet werden und mehr nicht.

Es wird sich darum handeln, durch Vergleichen der bisher bekannten Südseekulturen mit der von Nauru Daten zu erhalten, welche Schlüsse auf den Gang der Kulturentwicklung dieser Insel zulassen. Wie in den vorhergehenden Abschnitten soll auch hier die Darstellung so erfolgen, daß sie eine kritische Nachprüfung ermöglicht.

Leider fließen die Quellen hierfür sehr ungleichmäßig. Und gerade die nächstgelegenen Gebiete der Gilbert-, Ellice-, Union-Inseln usw. sind ethnologisch sehr unzureichend bekannt, so daß die Interpretationsversuche recht erschwert werden.

In diesem letzten Abschnitt, der die ethnographische Stellung Naurus untersuchen soll, verzichte ich auf stilistische Abrundung. Das zusammengetragene Material trägt seine Beweiskraft in sich selbst und würde an Eindruck und Nachdruck nur dadurch verlieren.

»Die noch dürren Tatsachen haben für sich selber zu sprechen, und noch genugsam steht an Arbeit vor, ehe sie insgesamt einigermaßen festgestellt sein werden in der massenhaften Überfülle des in der Ethnologie urplötzlich zusammengeströmten Materials. So unbequem das erscheint für erwünschte (und wünschenswerte) Popularisierung, so wenig darf andererseits solch unerläßliche Vorbedingung leichten Sinnes beiseite geschoben werden« (BASTIAN III, 164). Das gilt auch für die folgenden Zeilen.

¹ »Eine Methode muß die Vollständigkeit des Materials voraussetzen« (GRAEBNER II, 88).

Die Herkunft der Bevölkerung.

Die Frage nach ihrer Herkunft und Abstammung wissen die Eingeborenen selten zu beantworten. Soweit ihre Familiengeschichte nicht von anderen Inseln als ursprüngliche Sitze zu berichten weiß, so von den Marshall-Inseln, Gilbert-Gruppe, Ellice-Inseln, erhält man keine positiven Angaben, sondern ist auf Interpretationen angewiesen.

Bei der Schilderung der Eingeborenen (Bd. I. S. 69 ff.) wurde betont, daß auf Nauru mindestens zwei scharf in ihren äußeren Merkmalen sich abhebende Menschenarten zu unterscheiden sind, von denen nach den bisherigen in der Südsee gepflogenen Bezeichnungen die eine als »polynesischer«, die andere als »melanesischer« Typus benannt ist. Die Sprache, eine Reihe sozialer Einrichtungen und religiöse Anschauungen machen es wahrscheinlich, daß die Insel zuerst melanesische Bewohner besessen hat, die später durch von Osten her sporadisch einwandernde Polynesier untermischt wurden. Beziehungen zwischen Nauru und Melanesien scheinen damals nicht bestanden zu haben, und so ist es nicht weiter verwunderlich, daß das melanesische Element hinter das unregelmäßig einwandernde, doch langsam die Oberhand gewinnende Element zurücktrat, und eine spezifisch polynesische Körpereigenschaft sich an den Eingeborenen derartig entwickelte, daß STEINBACH zu dem Resultat bei seinen Untersuchungen kam: »Im allgemeinen gleichen ihrem ganzen Bau nach die Eingeborenen am meisten den Gilbert-Insulanern, wenn einzelne auch von Marshall-Eingeborenen wohl kaum zu unterscheiden sind. Die Neigung zur Korpulenz ist eine den Polynesiern eigentümliche Eigenschaft, die sich bei den sogenannten Mikronesiern, besonders den Marshallanern und dem größten Teile der Karolinier, nicht findet.«

Beziehungen mit den Gilbert-Inseln bestanden bis in die jüngste Zeit hinein. Die Sippe der Idrua, der Fremdlinge, besteht größtenteils aus ihnen; die Herkunft von acht Familienzweigen ist Bd. I. S. 213—215 näher beschrieben worden.

Beziehungen zu den Marshall-Inseln sind seltener gewesen (Bd. I. S. 261 u. 265); daß auch die Ellice-Inseln auf Nauru nicht unbekannt gewesen sind, geht aus diesem Bericht des Tedeđamo hervor:

Von Nauru und Vaitupu.

Ehemals sind Leute von Vaitupu in einem Kanu in Nauru angekommen. Das ist so geschehen. Eines Tages hatten Leute aus Meneñ sich beim Fischen zu weit auf das Meer hinausgewagt. Strom und Wind erfaßten das Kanu, trieben es von Nauru fort, und es gelangte nach Vaitupu. Alle Bootsinsassen wurden erschlagen und aufgefressen. Nur ein Mann, der zu dünn war, blieb leben. Er heiratete eine Frau von Vaitupu und bekam mit ihr zwei Söhne. Seine Verwandten hatte er aber nur in Nauru.

Unter diesen Verwandten war ein großer, kluger Mann, ein Zauberer. Als er schlief, träumte er und sah die Vorgänge in Vaitupu.

Da machte er einen großen Zauber und beeinflusste damit die Leute in Vaitupu so, daß sie nach Nauru kommen mußten. Sie kamen in zwei großen, zusammengebundenen Kanus. Fitimanu, der eine Sohn des Nauru-Mannes, Bruder und Vater waren im Boote.

Der Zauberer hatte der Verwandtschaft von dem Kommen erzählt, und so erwartete man das Kanu.

Als die Seefahrer nahe an Nauru heranwaren, rief der Nauru-Mann: »Hier ist Jaren, meine Heimat!« Da wurden die anderen Vaitupu-Leute böse und erschlugen ihn. — Trotzdem landeten sie, nur Fitimanu und seine Frau konnten nicht gleich landen, weil sie beide zu dick waren.

Die Söhne wurden nun nach dem Vater befragt; und sie erzählten seine Geschichte und das letzte Ereignis.

Trotzdem tat man den Vaitupu-Leuten nichts zu Leide. Sie durften landen und blieben bei den Nauru-Leuten, nahmen sich Frauen und gingen in dem Volke auf.

Die an sich abenteuerlich klingende und sicher ausgeschmückte Geschichte birgt den wahren Kern, daß Verbindungen zwischen Nauru und dem Osten und Südosten bestanden haben, die in manchen, nachher bei der Würdigung der sozialen Einrichtungen, einzelnen Zweigen der materiellen Kultur, der Vogelhaltung, des Orakels usw. zu besprechenden Dingen noch klarer hervortreten werden.

Was THILENIUS für die Besiedelung der polynesischen Exklaven mit Recht betont: »Danach ist in erster Linie Zentralpolynesien zu nennen, das auch quantitativ am meisten beteiligt ist, wie sich aus anderen Umständen ergibt« (THILENIUS, 71) stimmt mutatis mutandis auch für Nauru. Aus der Geschichte von Samoa, Tonga und Fidji wissen wir, daß freiwillig und unfreiwillig große Bootsreisen unternommen worden sind, die vielfach nach den Traditionen der Bewohner der kleinen Koralleninseln zur Besiedelung dieser Inseln führten. In den meisten Fällen schlugen diese Reisen eine nordwestliche Richtung ein; Kapingamarang, Nukuor bilden hier die beiden Außenposten. Neben diesen zufälligen Reisen haben sicherlich, nach den nautischen Kenntnissen der Eingeborenen zu urteilen, regelmäßige Fahrten zwischen den einzelnen Inseln der Südsee bestanden; leider ist von der Nautik Zentralpolynesiens wenig erhalten; die Karte des Tupaya, welche die Marquesas, die Austral-Inseln, Fidji, Tonga und Rotuma umfaßt (FORSTER, 442), schließt an ein Gebiet an, das mit den Ellice- und Gilbert-Inseln im Verkehr stand, während diese durch den Yongelap-Kult (Tarawa—Yap¹) in regem Austausch mit den Karolinen standen (HAMBRUCH II). Der Nachweis für diese Beziehungen wird später an anderer Stelle geliefert werden; hier genüge das Resultat, daß vor dem Kultureinfluß der Europäer Beziehungen zwischen dem äußersten Westen und Osten der Inselwelt in der Südsee nicht nur möglich waren, sondern auch bestanden haben. Allerdings ist es schwer, bestimmte

¹ Wobei Yap der Vorort war und den Vorrang einnahm.

Zeiträume dafür anzusetzen; vielleicht bringen darin die Familiengeschichten von Kusaie und Ponape in einigen Jahren Aufklärung.

Die Entstehungssage für Nauru (H.-B. I. S. 385) und noch einige andere nennen den Namen Samoa. Obschon sonst direkte Beziehungen zwischen Samoa und der Insel nicht nachweisbar sind, gewinnen diese Erwähnungen im Zusammenhang mit dem Verkehr nach den Gilbert- und Ellice-Inseln an Bedeutung. Für die Herkunft der Bevölkerung auf Nauru ist es deshalb nicht unwichtig, die Besiedelung der zwischen Nauru und Samoa gelegenen Inselgruppen zu untersuchen.

Ich wiederhole, daß ein Teil der Nauru-Bevölkerung sich für autochton hält; z. B. die Sippe Eáno, und ihre Herkunft von großen, sagenhaften Steinen herleitet (H.-B. I. S. 393), andere sich von Tieren, Vögeln, Pflanzen usw. (H.-B. I. S. 184) herleiten und den Idrua, den Fremden gegenüberstehen.

Die folgende Übersicht über die Herkunft der Bewohner auf den eben erwähnten Inselgruppen zeigt ihr inniges Verhältnis mit der samoanischen; Beziehungen nach Tonga und Fidji haben ebenfalls bestanden, sie sind jedoch von geringerer Bedeutung.

Nach TUTUILA bezeichnen sich die Bewohner dieser Inseln als Kai-n-Abara:

The Kai-n-Abara inhabit all the islands of the Gilbert Group, Nanumea, and Nanumanga in the Ellice Group, and Banapa or Ocean Island (TUTUILA, 264). Was er ferner oder hauptsächlich unter den Kai-n-Abara versteht, geht aus dem Titel seiner Untersuchung hervor: Notes on the Races known as the Tokelau, or Line Islanders, called by themselves the Kai-n-Abara, which means "People of our land". Über diese Tokelau-Inseln besitzen wir verschiedene kleine Untersuchungen von TURNER und LISTER, die einander ergänzen. Über die Insel Fakaofu wird berichtet: they supposed that their first parents sprang from the coral stones of Fakaofu (LISTER, 47), und in anderer Lesart: the natives there say that men had their origin in a small stone on Fakaofu. The stone became changed into a man called Vasefanua (TURNER, 267). Samoanische Einflüsse werden an sich nicht genannt, doch betont LISTER, daß HALE bei seinem Besuch einen Teil der Sprache aus dem ihm bekannten Samoanischen heraus verstehen konnte, während heute die Sprache unter dem Einfluß der Missionare völlig samoanisch geworden ist. Daß die Tokelau-Gruppe stark unter dem Einfluß von Samoa gestanden hat, geht aus der Besiedelungsgeschichte der Ellice-Gruppe hervor, die an verschiedenen Orten Samoa als Heimat der Eingeborenen nennt, und die selbst in religiöser Beziehung von Tokelau abhängig war. Tui Tokelau hieß ihr Herrscher und gleichzeitig ihr höchster Gott.

Auf den Ellice-Inseln durchdringen sich das Gilbert- und Samoa-Element. Eine von ihnen, Nui, wird völlig von Gilbert-Leuten bewohnt. It is really in the Ellice-Group, but it is populated by a people who speak the dialect of the Gilbert-Islands (TURNER, 300; GRAEFFE, 1190). Über die Herkunft der Bewohner dieser Ellice-Inseln berichtet TURNER:

Nukulaelae: Near tradition traces the people to the island of Funafuti; remote mythology says that Mauke the first man, had its origin in a stone (ebd. 280).

Funafuti: Tradition says that the place was first inhabited by a porcupine fish, whose progeny became men and women. Another account traces the origin of the people to Samoa (ebd. 281).

Nukufetau: The appearance of the people, their names, dialects, traditions etc. point to Samoa as the principal source of their origin (ebd. 284).

Niutao: . . . other traditions say that the people came from Samoa in two canoes, which were drifted thither (ebd. 287).

Nanumanga: Tradition asserts that the natives of this island came from Samoa in the canoe of Lapi and Lafai (ebd. 288).

Nanumea: The people trace their origin to Samoa (ebd. 293).

Vaitupu: The people trace their origin to Samoa (ebd. 283).

Die Insel soll von Samoa aus bevölkert sein. Die Tradition erzählt, daß ein großes Kanoe von Samoa wegtrieb und hier landete. Der erste Häuptling hieß Vavititera, und zählen sie seit diesem 16 fernere Häuptlinge, die Vaitupu regierten. Von hier aus wurden viele andere Inseln bevölkert, doch behielten die Häuptlinge von Vaitupu auch die Herrschaft über die Kolonien, und es betrachten sich jetzt noch die Vaitupuaner als die Vornehmeren und üben als solche einen Einfluß auf diese Inseln aus (GRAEFFE, 1184).

On the small lagoon island of Vaitupu the natives tell the story of the migration of their ancestors from Samoa, some sevenhundred miles to the eastward. They state that the party, which consisted of men, women, and children, came in two double canoes. The names of many of the men and women are still remembered, and seventeen chiefs are named as having reigned successively on the island since the arrival of the first party, which cannot be less, I think, than three hundred years since. Their descendants remained on Vaitupu until the little island was wholly occupied, and then they migrated to one after another of the contiguous islands, some forty to sixty miles apart, east and west from Vaitupu, altogether covering a range of three to four hundred miles. And these successive migrations are still distinctly traced from island to island They tell of various parties of Tongans who have, from time to time, invaded their islands, and in repelling whom were their only wars since their ancestors left Samoa. They have preserved all the manners and customs and traditions of their fatherland, though the language has undergone slight changes (PRITCHARD, 403).

Gerade von Vaitupu, das oben mit Nauru zusammen genannt wurde, ist in früheren Jahren ein bemerkenswerter Verkehr ausgegangen, der für die Besiedelung der umliegenden Inselwelt wichtig ist. GRAEFFE berichtet, »in früheren Zeiten mußte eine gewisse Anzahl junger Leute auf einem Kanoe auswandern, wenn der Ertrag der Inseln mit der Bewohnerzahl nicht im Einklange war« (ebd. 1185).

Für derartige Volksverschiebungen und gegenseitige Kulturbeeinflussungen liefert die von SOLLAS aufgezeichnete Geschichte von Funafuti einen ausgezeichneten Beitrag,¹ der gleichzeitig die Entwicklung mancher religiösen Anschauungen und Zaubervorstellungen beschreibend ergänzt, die auf den verwandten Gilbert-Inseln und Nauru nur in Bruchstücken bekannt geworden sind.

The legendary history of Funafuti, Ellice-Group.

(This is the story of Funafuti, so far as I could learn it from the king Erivara and our interpreter, the white trader O'Brian.)

The first king of Funafuti was Terematua (Tilimatua ?), but who he was or where he came from is not known; it is certain, however, he was here before the arrival of Kauga, people who swam to this island from Samoa, which means, I take it, Samoans, who were wrecked from a canoe and afterwards swam ashore. The Kauga were much respected. Toa, a piece of land in Funafuti, is named after one of them, and the southernmost island, Tuaeiriki, after another; after death they were worshipped as spirits.

The only son of Terematua was Kitosuga, and he had one son Tiloa, who likewise had an only son Tilotu. In the time of Tilotu a subordinate king or chief was appointed, by name Paolau. What relationship by blood, or whether any existed, between Tilotu and Paolau the king could not tell me; a very old woman, as he said over 100 years old, who had instructed him in the history of his predecessors, had not informed him on this point.

Paolau became king after Tilotu's death, and Tilotu's children became sub-kings or chiefs.

Paolau was killed by his younger brother Nigi, who aspired to the throne. When Nigi drew near to Paolau the latter said: "Are you going to kill me?" Nigi pointed to the rising moon and said: "My head is there" and then to the place where it would set, adding "your head is there!" and killed him.

Nigi then became king, after his death he was succeeded by Tukalamiti, whose parentage is not known, he was probably a son of either Paolau or Nigi — possibly of Paolau's, for there were two branches of the royal family, and when one king died his successor was generally chosen from the other branch.

It is not known whether this was a friendly arrangement or not. Then another Paolau became king, and Masaleika, his brother, sub-king; the latter never attained the chief dignity, as he was killed by Tauvasa. Paolau fell sick on the southernmost island, and Tauvasi sent people in canoes to kill him. Paolau and his people went to see what the canoes had come for, and invited the crews to stay the night with them. This they did, and during the night Paolau's daughter discovered their purpose and warned her father.

¹ Der Aufsatz, der an versteckter Stelle erschienen ist, wird seines interessanten Inhalts und ethnologischen Bedeutung wegen mit wenigen unwichtigen Auslassungen hier wiedergegeben.

The leader of the expedition, Salaiki, a brother of Paolau's, was then set upon and killed. Paolau retained his kingship, and Tauvasi remained chief till the illness of the former proved fatal, as it did soon after the attempt upon his life. Tauvasi then became king. He seems to have been a good ruler, and signalled his reign by dividing the land, which had hitherto been held in common, and fairly apportioning it amongst the people.

The history of the kings now becomes mixed up with that of the priesthood. In early times the people worshipped thunder and lightning and the powers of nature, as well birds and fishes. This was followed by the worship of spirits, one of whom was named Tufakala a particular kind of seagull. There then arose priests or spiritmasters (*vakatua*).

One of the earliest, if not the first, was Erivara, evidently a very masterful person. He abolished the ancient worship, taking the dead Firapu, or his spirit, the father of Tauvasi, for his first god. Firapu was a hero whose death is shrouded in mystery — he and his daughter Mumu had left Funafuti in their canoe to the Gilbert Islands, and had never returned. As time went on descendants of Firapu after death were added to the list of spirits and worshipped as subordinate deities.

Besides this worship of spirits there was also a kind of fetish worship, also introduced by Erivara. Erivara in his sleep visited the other world, and made acquaintance of seven spirits, who showed him a wonderful object and directed him on returning to earth to make a copy after his fashion, giving him full instructions how to proceed. On his return to earth, more prosaically when he awoke, he sent one of the people to dive outside the reef for a red stone. He wound around it a dress of pandanus leaves — red, white and black, some fathoms long, and placed it inside a cage shaped like a hen-coop. This was called the Teo.

If a parishioner was sick, Erivara took the stone from its wrappings, talked to it with rhymes, and applied it to the sick man. Another fetish was a hat, the size and shape of a hogshead cask, made up of red, white and black fandango (*Pandanus*) leaves, and adorned with white shells. This was called the Puluo, and was said to be the hat of Firapu. I think this was kept in the spirits-house, but the Teo was kept in a separate hut — the charm house.

When the people wanted to catch fish, the Puluo was brought out of the spirits house by the kings orders, and the whole community walked there three times round the house, bearing the Puluo in front. The women followed, stark naked, and the men, who belaboured one another with sticks, the children completed the procession.

The charm house was set round with a great number of sharp-pointed stakes, and when a catch of fish was made the people was required to take it to the spirit-master and lay it down in front of the charm-house, not the kings. The charmer then picked out the finest fish, impaling each, as he selected it, on one of the stakes and dedicating it in a loud chant to the particular spirit — *Faiologata*, *Tamaiki*, *Fijiroa*,

Tongamatua, Firapu, Sasaka, or some other to which the post was sacred. When the dedication was complete, the people shared the remainder between them. The sacrifice was divided between the priest and his relations.

This was a pretty fair source of income; but the charmer could not live on fish alone, and so he had other methods by which coconuts, taro and the rest were added to them.

The spirits would come to him and give him warning that some one was going to be sick; the spirit-master would then send for this person, and take him to the charm-house to be charmed. This house was a square hut with a fire burning in the centre, and on the entrance of the threatened man this was made to smoke so that the spirit should not be able to see him. The spirit-master was provided with two young coconuts and young white leaves of the coco palm. He rubbed oil on one of the nuts, rubbed his nose against one eye, whispered to it, and then turned it away from him. Crossing his hands he gave it a good spin, and watched how it came to rest; if when it stopped it pointed sideways or away from him, the spirit was very angry and the man would be very ill, if on the contrary, it pointed to him the spirit was not vexed.

Of course these performances meant taro and coconuts.

In case the man was to be taxed pretty severely the spirit would of course be angry, and there would be other charms required to mollify him, and these had to be paid for. If a man was really ill the spirit-master would come and wave a staff, with a bunch of coloured pandanus leaves at the end, over him, or he would thrust his staff like a spear through a coconut, or he would try the smoking and the Teo-treatment.

In any case the medical attendance was very expensive, and the patient's friends and relatives had to gather together a good deal of food to keep the spirit-master and his friends while the case was in progress.

Erivara, the first devil-master, was so fertile in inventions of this kind, that I could not believe he had owed them all to his own unaided powers, and I inquired therefore if he was accustomed to travel much, and was told he had visited at various times Nukulailai, Vaitupu and Nukufetau, neighbouring islands of the group, as well as the Gilberts. This in itself, however, is no proof that he was a plagiarist.

Erivara was, notwithstanding, a great benefactor, to the islands; the coconut palm were few, and food was scarce, so he organized expeditions to the Gilbert-Islands, and brought back in canoes a great quantity of nuts; the people extracted the cotyledon from these for food, which shows they were very hard up, and then planted them. The whole of the islets of Funafuti were planted in this way under his direction — a great achievement.

On the other hand, Erivara broke up the ancient laws of the kings and upset the distribution of the land, dividing it afresh between the king (erikitutu) and thirty or

more sub-kings of his own creation (eriki-tabua). Hence arose the disputes as to the ownership of the land, which persist even to the present day. There is this excuse to be made for Erivara, that by reason of his planting the land acquired the chief value that it possesses. Still he might have shown a little more consideration for those families, which had no man at the head, only old women; he was oppressive to the weak.

During the time of Erivara Tauvasi died, and his son Sirimiau became king, after him his son Dili succeeded, and after Dili Sakumuni, after Sakumuni Tarapo, belonging to another branch of the Tauvasi-family, succeeded to the headship; he was followed by Taturi, his son, and Taturi by his brother Teriki. Teriki was followed by Matavai, who was deposed by reason of his ulcers with which he was afflicted, the evil smell of which made it impossible for people to sit in the house with him. Jacopa, his eldest son, replaced him; then Manu, his second son, and finally Erivara, the reigning monarch, the youngest of Matavai's three sons.

Zeigt diese Geschichte, wie enge Beziehungen zwischen Ellice- und Gilbert-Inseln bestehen, so sind noch andere Denkmäler materieller und literarischer Art erhalten, die einwandfrei die ehemaligen Verbindungen mit Samoa betonen. RANKEN berichtet: The people here (Ellice group), again, speak a dialect resembling Samoan, more than any other, and are themselves in appearance very like that people. But a most decisive proof of their history was recently obtained by DR. G. A. TURNER while visiting the missions of the group. He was shown, and he ultimately obtained, a spear or staff, which their orators held while speaking, a Samoan custom indicating the holder's right to speak; this staff was very ancient, and the greatest treasure of their heralds and genealogists; they said they brought it with them from Samoa, and named the valley where they came from thirty generations back. The staff was decayed or worm-eaten, and bound together by splints and sumit. DR. TURNER took it to Samoa, found that it was made of Samoan timber, visited the valley they named, and discovered a tradition there of a large party having gone to sea exploring, and never returning.

Über die Ellice-Inseln erstreckte sich der Einfluß Samoas auf den südlichen Teil der Gilbert-Gruppe, die ihrerseits etliche ihrer Bewohner häufig unfreiwillig nach Nauru gelangen ließ. »Auf der Insel Peru in der Niederlassung „Tabon de Bike“ stand bis vor wenigen Jahren ein Haus, das sowohl in Bauart als auch in bezug auf die zum Bau verwendete Holzart deutlich dartat, daß es nicht von heutigen Gilbert-Insulanern erbaut sei. Das Haus wurde als Maneape benutzt und hatte ein gewölbtes Dach, was sonst nicht bei den Häusern der Inselgruppe der Fall war. Die zum Bau verwendete Holzart war völlig fremd auf der ganzen Gruppe, die Pfosten waren sehr dick und hart, sodaß vor wenigen Jahren, als das Feuer den Bau zerstörte, dieselben

ziemlich unbeschädigt blieben und wohl heute noch auf demselben Platz liegen. Von diesem Hause behaupten die Insulaner, es sei das erste Haus gewesen, welches die Auswanderer aus Tamoā mitgebracht und hier aufstellten* (PARKINSON, 106). TURNER erwähnt von einer Reihe Gilbert-Inseln deren samoanische Besiedelung.

Tamana. The people trace their origin to Samoa (ebd. 293).

Arorai. Here again Samoa is spoken of as the cradle of the race (ebd. 294).

Peru. The people say their ancestors came from Samoa; and in proof of this have a number of Samoan names of persons and places, such as Tangaloa, Apolima, Manono etc. (ebd. 297).

Tarawa. . . . and that there is undoubted evidence of the settlement of Samoans from Manu'a amongst the original inhabitants of the Tarawa Archipelago (Gilbert Islands). (NEWELL, 238.)

Rotuma. The natives of Rotuma distinctly trace their origin to Sāmoa. A tradition states that the god Raho and his wife Iva left Samoa for a stroll on the sea; when they had walked as far as the island now is, Raho threw down a basket of earth, which he had taken with him from Samoa, and from this earth arose Rotuma. The appearance of the island so fascinated Raho and Iva that they decided to live there. Other traditions say their forefathers drifted from Samoa, many generations since. And their language, their manners and customs, their physical development and general appearance, corroborate the tradition beyond the shadow of a doubt (PRITCHARD, 379).

Fehlt es so in den erwähnten Gebieten nicht an Beziehungen zu Polynesien, so sind ähnliche Nachweise für Melanesien nicht zu führen. Wie wir aber nachher sehen werden, müssen auch solche bestanden haben. Die Erinnerungen daran sind allerdings durch die polynesischen Einflüsse verwischt worden; nur aus der Geschichte von Kapingamarang und Nukuor (s. die betreffenden Bände) sind Einzelheiten erhalten, welche von Besuchen in Fidji und umgekehrt berichten. Ein alter Verkehrsweg scheint von diesen melanesischen Inseln über die mit ihnen in innigem Austausch stehende Tonga-Gruppe gegangen zu sein. Der Verkehr zwischen Tonga und Samoa ist bekannt; direkte Beziehungen bestanden einst zwischen Tonga und der Tokelau-Gruppe. »Die Tonganesen leiten sich aus Tokelau ab und begrüßen die Eingeborenen von dort als ihre älteren Verwandten. . . . Mit dem Namen Tokelau werden (als östlich) in Fidji die Bewohner der Kingsmill bezeichnet* (BASTIAN II, 41). Siehe auch S. 220.

Die Schiffahrt der Tonganer hatte eine hohe Stufe erreicht; sie besaßen sehr see-tüchtige Fahrzeuge, mit denen sie weithin den Ozean befuhren, um ihren friedlichen Handelsneigungen nachzugehen, die jedoch häufig genug mit feindlichen Unternehmungen verbunden waren. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Ellice-Inseln besucht, die ebenfalls mit Mikronesien in Verbindung standen, und so zu einer Art Umschlag und Austauschplatz für mikronesische und polynesische Kultur wurden, die sekundär unter Umständen auch melanesische Kultureigentümlichkeiten vermittelten. »As the

Ellice Islanders formerly fought with the Tongans and traded with the Micronesians, they probably learnt arts of seamanship from friends and foes. Once Funafuti possessed large ocean-going vessels, "fouroua", in which cruises were made to Nui and Vaitupu, but these had disappeared for more than twenty years. (HEDLEY, 282.)

BINGHAM, HAHN und DEMPWOLFF betonen in ihren Schriften die Wahrscheinlichkeit mongolischen Einflusses in diesen Inselgebieten. Bei der geringen Entwicklung der Schifffahrt der Japaner und Chinesen in der Zeit vor ihrer Berührung mit der europäischen Kultur ist, wie bei den Melanesiern, nur an sehr seltene zufällige Verschlagungen zu denken. Es ist somit nicht weiter wunderlich, wenn nur wenig über derartige Zufälle bekannt geworden ist: »Eine chinesische Djonke (von den Loo Choo weggetrieben) strandete (1869) an Baker Island (der Phoenix-Gruppe).« (BASTIAN II, 242.) — »Erst vor vier Jahren trieben in Udjaä (Marshall-Inseln) drei japanische Fischer an, die ihre Dschunke zertrümmerten und ihre Neigung zur Gründung einer Familie unverhohlen an den Tag legten.« (ERDLAND, 12.)

Von Nauru selbst aus sind gelegentlich ebenfalls Verschlagungen erfolgt; nur in wenigen Fällen gelangten die Vertriebenen später in die Heimat zurück. Jedenfalls führten solche Zufallsreisen nicht zu einem dauernden Verkehr mit den auf solche Weise bekannt gewordenen Inseln. Die nautischen Hilfsmittel der Insel versagten dafür; für den Verkehr mit den Gilbert- und Ellice-Inseln usw. war Nauru allein auf die Schifffahrtsmittel seiner freiwilligen und unfreiwilligen Besucher angewiesen. Die Geschichte einer Verschlagung nach Neu-Mecklenburg ist im H.-B. I. S. 43 erzählt worden; KUBARY verzeichnet von Nukuor: Ein Fahrzeug von Nailo (Pleasant-Insel) angetrieben (KUBARY II, 7); auch in seinem Berichte über Bunaj erwähnt er, daß Eingeborene von Nauru dort als Arbeiter gebraucht wurden und z. T. in der Bevölkerung aufgingen. So bemerkt er von Maroneón, der zweiten Enkelin von der zweiten Frau des Oberhäuptlings Marravidi: »Sie ist sicherer als das Kind des Anchoriters zu betrachten und hat, an einen Mann von der Pleasant-Insel verheiratet, zwei kleine Kinder, die durch Farbe, Kopf- und Gesichtsbildung anzeigen, daß sie dem insularischen Typus sich zuneigende Rückkreuzungen bilden.« (KUBARY I, 105.) Die Arbeiter waren von europäischen Schiffen angeworben worden; von ihnen wurden einige bei folgender Gelegenheit an unbekannte Gestade verschlagen. »Am 23. Juni 1884 passierte die St. David-Inseln eine Bark, deren Nationalität unbekannt, und begaben sich die folgenden Personen in einem einheimischen Kanoe zur See, um das Schiff anzusprechen:

Arthur Terry, 16 Jahre alt, Sohn des Henry Terry, Handelsagent auf St. David (früher von der Pleasant-Insel), und einer Frau von der Pleasant-Insel.

Auén, 19 Jahre alt, Enkel des Henry Terry, Sohn seiner Tochter und eines Pleasant-Insel Natives.

Bogégie, 30 Jahre alt, Pleasant-Insel, Vater des vorigen.

Aykén, 40 Jahre alt, Pleasant-Insel.

Drei andere Eingeborene von Yap, Bur, Sonsol.

Das Fahrzeug erreichte das Schiff des Nachmittags, was deutlich vom Lande aus gesehen wurde, kam aber samt den neun Insassen seitdem nicht zurück, und die am Lande gebliebenen Verwandten leben in der peinlichen Ungewißheit betreffs deren Schicksal. Das Schiff ging wahrscheinlich nach China oder Japan. . . .* (KUBARY I, 105.) — Das sind nur wenige bekannt gewordene Fälle, wo Nauru-Eingeborene aus freien Stücken oder gezwungen auf andere Inseln der Südsee gelangten; die meisten kennt man nicht, und erst recht entzieht sich unserer Kenntnis, wie weit weibliche Eingeborene von Nauru, die als legitime und illegitime Frauen unter den Weißen der Südsee sehr begehrt waren, ihre Verbreitung erlangten. Einige, wie z. B. die alte Dallebu in Yap, die Frau des bekannten Händlers O'Keefe, verstanden sich und namentlich ihre Kinder zur Anerkennung durch die Europäer und zu einem unbestrittenen Ansehen zu bringen.

Ergebnis: Nauru hat eine aus zwei wesentlichen, auch anthropologisch zu unterscheidenden Elementen sich zusammensetzende Bevölkerung: das eine hält sich für autochton, das andere besteht aus Eingewanderten, die allmählich in der ursprünglichen Bevölkerung aufgingen und in mancher Beziehung ein Übergewicht über dieselbe erlangten. Die vorstehenden, auf historischen Grundlagen fußenden Untersuchungen zeigen, daß dieses Fremdelement hauptsächlich aus den Gilbert-Inseln stammt, daß aber auch Beziehungen nach den Ellice-Inseln bestehen und beide Gruppen intensiv von Zentral-Polynesien, namentlich von Samoa her beeinflusst sind. Dies Fremdelement charakterisiert sich als jüngerer und als polynesischer; das autochtone darf als melanesisch angesehen werden. Direkte Beziehungen mit Melanesien sind nicht nachweisbar; nur mit Fidji haben wahrscheinlich über Tonga welche bestanden. Von Nauru selbst sind durch gelegentliche Verschlagungen und durch den Arbeiterhandel Kulturübertragungen möglich gewesen.

Die Sprache.

Reicht die Sprache in den meisten Fällen auch allein nicht aus, um einem Volke seinen bestimmten Platz anzuweisen, so ist sie wohl imstande, es zusammen mit der Kultur und der physischen Beschaffenheit der Eingeborenen zu tun. »Denn einzelne Sprachteile können wohl entnommen werden, eine ganze Sprache wird nicht geborgt oder nach auswärts verliehen« (FRIEDERICI II, 19). Die Sprache spiegelt eben die Kulturgeschichte ihrer Träger wieder.

Eine eingehende Vergleichung der Nauru-Sprache mit anderen der Südsee ist hier nicht beabsichtigt; dafür ist einmal das beigebrachte Material selbst noch zu spärlich, zum andern sind wir über grammatische Eigenheiten der Sprachen auf den nächst gelegenen Gruppen herzlich wenig unterrichtet. Von den Gilbert-Inseln soll eine ausgezeichnete Grammatik im Manuskript in Honolulu vorhanden sein.¹ Zum Verfasser hat sie HIRAM BINGHAM, den Herausgeber des vorzüglichen Gilbertese-English-

¹ Nach Angaben des Herrn PH. A. DELAPORTE auf Nauru.

Dictionary¹ und der großen Gilbert-Bibel. Von den Ellice-Inseln ist soviel wie nichts vorhanden.

DEMPWOLFF hat in seiner Besprechung der als Sonderabdruck erschienenen Sprache von Nauru (H.-B. I. S. 81—181) diese Sprachtype analysiert und ihr die Stellung angewiesen, zu der auch meine Untersuchungen führten.

Die Nauru-Sprache ist in die der austronesischen Gruppe hineinzubeziehen; eine Durchsicht der Hauptelemente des Sprachbaus, der Satzbildung, der Formelemente und des Wortschatzes führt zu diesem Ergebnis. So wird das Objekt hinter das Verbum gestellt und tritt der Genitiv, einzelne Ausnahmen vorbehalten, stets hinter das Hauptwort. »Austronesisch ist die Unterscheidung der Inklusiv- und Exklusivformen für die 1. Person Pluralis, sowie der Lautbestand der Pronomina personalia. Für diese ist der Zusammenhang beim Singular in der Reihe der absoluten Formen *ana* < *aku »ich«, *ae* < *kaū »du«, *ei* < *ia »er, sie, es«; beim Plural in der Reihe der Objektformen *gata* < *kita »wir« (inkl.), *gama* < *kami »wir« (exkl.), *kamiēi* < *kamui »ihr«, *kaūra* < *ra »sie« kaum abzulehnen. Austronesisch sind die Formelemente *-en*, *n* < *-n für die Zugehörigkeit (Genitiv), *a* < *ka — als *ka* noch zuweilen erhalten, siehe H.-B. I. S. 99 unten für die Richtung (Dativ), *ka-* < *paka- Kausativpräfix, und wohl auch die Reihen auf Seite 101 im H.-B. I. *ʔ*, *a*, *e*, *i*, *o* < *a- als einfaches und *te*, *ta*, *de*, *da* < *ta- als hervorhebendes Sachenpräfix. Austronesische Wortwurzeln (im Sinne von BRANDSTETTER'S indonesischen Wurzeln) scheinen ungekürzt erhalten zu sein in *ina* »Mutter«, mit singulärem Lautwandel in *i-jii* < *lii* »Ohr«, *tu* < *su* »Brustwarze«, sowie mit unerklärter Endung in *rui-kj* »Flamme« < *puy* »Feuer« (DEMPWOLFF).

In dieser austronesischen Sprachgruppe tritt die Nauru-Sprache in die Reihe der melanesischen Sprache ein, obschon der polynesischer Spracheinfluß nicht zu vernachlässigen ist.

Die folgende vergleichende Übersicht der Pronomina personalia (s. S. 230 u. 231) z. B. läßt die melanesische Tönung der Sprache gut erkennen.

Diese Übersicht zeigt die engere Verwandtschaft der Nauru-Sprache mit den melanesischen Sprachgruppen. Sie besitzt Dual und Trial und leitet beide vom Plural und nicht vom Singular ab. In der Formenbildung steht sie besonders den Sprachen auf der Gazelle-Halbinsel und Neu-Mecklenburg nahe; bemerkenswert sind die Übereinstimmungen der Pluralbildung auf Nauru, den Neu-Hebriden und Samoa; ein Vergleich mit den alten indonesischen Formen zeigt, daß auf Nauru allerdings die älteren Formen erhalten geblieben sind; amelanesische (papuanische) Elemente sind in das Pronomen nicht aufgenommen worden.

Ähnlich liegen die Verhältnisse auch für das Pronomen possessivum, das besonders zum Unterschied gegen die polynesischer Art die melanesische Form der obligatorischen Possessivsuffixe zeigt, um die unveräußerliche Zusammengehörigkeit mit einer Person

¹ Es umfaßt 12 000 Worte.

	Nauru ¹			Marshall- Inseln	Neu- Mecklenburg	Gazelle- Halb- insel	Bariai, N.-P.
	abs.	verb.	obj.				
Singular							
ich	<i>āna</i>	<i>ā</i>	<i>ō</i>	<i>i, ij, na</i>	<i>jāu</i>	<i>jau</i>	<i>gau, yau</i>
du	<i>āue</i>	<i>uō</i>	<i>ūpkj</i>	<i>kue, ko, kuoj</i>	<i>u, ugu, āugu</i>	<i>u</i>	<i>eau, yom, gom, aum</i>
er, sie, es	<i>ēi</i>	<i>a, i, o, e</i>	<i>ē, ī</i>	<i>e, ej</i>	<i>i, ie, aie</i>	<i>i</i>	<i>ēi, yi, i, yai</i>
Plural							
wir (inkl.)	<i>ata</i>	<i>amo</i>	<i>gata</i>	<i>je, jej</i>	<i>dahat</i>	<i>dat</i>	<i>gita, ita, taita, git</i>
wir (exkl.)	<i>ame</i>	<i>amēimo</i>	<i>gama</i>	<i>kim</i>	<i>het</i>	<i>avet</i>	<i>gai, yai, ai</i>
ihr	<i>amiēi</i>	<i>amāimo</i>	<i>kamiēi</i>	<i>kom, komij,</i>	<i>uāt, muāt</i>	<i>avat</i>	<i>gimi, ami, gam, ama</i>
sie	<i>urā</i>	<i>re</i>	<i>kāura</i>	<i>re, rej</i>	<i>diēt</i>	<i>diat</i>	<i>siñ, esia, esea</i>
Dual							
wir 2 (inkl.)	<i>atār</i>	<i>ār</i>	<i>gatar</i>	<i>jero, kijro</i>	<i>dar</i>	<i>dor</i>	—
wir 2 (exkl.)	<i>āmar</i>	<i>amār</i>	<i>gamār</i>	<i>kimro</i>	<i>mir</i>	<i>amir</i>	—
ihr 2	<i>amurūr</i>	<i>amārumo</i>	<i>kamurūr</i>	<i>komro</i>	<i>mur</i>	<i>amur</i>	—
sie 2	<i>urūr</i>	<i>ārumo</i>	<i>kāurūr</i>	<i>rejro</i>	<i>dir</i>	<i>dir</i>	—
Trial							
wir 3 (inkl.)	<i>atēi</i>	<i>āi</i>	<i>gatēi</i>	<i>jejil, kijjil</i>	<i>datal</i>	<i>datal</i>	—
wir 3 (exkl.)	<i>amēikj</i>	<i>amēikj</i>	<i>gamēikj</i>	<i>kimjil</i>	<i>mital</i>	<i>amital</i>	—
ihr 3	<i>amiēikj</i>	<i>amūimo</i>	<i>kamēi</i>	<i>komjil</i>	<i>mutal</i>	<i>amutal</i>	—
sie 3	<i>urēikj</i>	<i>arēimo</i>	<i>kāurēi</i>	<i>rejil</i>	<i>dal</i>	<i>dital</i>	—

¹ Die Gilbert-Pronomina können nicht angeführt werden, da die THALHEIMER'schen Angaben unvollständig und nicht zuverlässig sind.

der Pronomina personalia.

Neu-Hebriden	Kâte, Kai, K.W.L.	Monumbo, K.W.L.	Samoa	Ponape	Palau	Alfuren	Gemein- Javanisch	Alt- Javanisch
<i>inau, kinau, nau, au</i>	<i>no</i>	<i>ēk</i>	<i>a'u, 'ou, tā</i>	<i>nāi; i</i>	<i>nak</i>	<i>aku</i>	<i>aku</i>	<i>aku</i>
<i>inigo, iniko, nigo, niko, nako</i>	<i>go</i>	<i>tsēk</i>	<i>'oe</i>	<i>kāue; ka, ke, ko</i>	<i>kau</i>	<i>ko, kou, ikau, iko, itjo, ikou</i>	<i>kau</i>	<i>ko</i>
<i>nai, nae, ia, iae</i>	<i>e</i>	<i>nin (♂), uk ♀</i>	<i>ia</i>	<i>i; e, ē</i>	<i>ni</i>	<i>sia, isia</i>	<i>ia</i>	<i>iya</i>
<i>gita, igita, igida, igede, ita</i>	<i>nāna¹</i>	<i>im</i>	<i>i tātou</i>	<i>kitāil</i>	<i>kið</i>	<i>kita</i>	<i>kami</i>	<i>kami</i>
<i>gami, ikami, ni- gami, ikamai, igauai</i>	<i>nāne</i>	<i>ip</i>	<i>i matou</i>	<i>kit, ket; je</i>	<i>kemam</i>	<i>kami, kai</i>	<i>kami</i>	<i>kami</i>
<i>kimiu, ikimiu, igimiu, kumu, ikamu, amiu</i>	<i>nañe</i>	<i>um (up exkl. ♂)</i>	<i>'outou</i>	<i>komañil</i>	<i>kemiñ</i>	<i>kamu</i>	<i>kamu</i>	<i>kamu</i>
<i>ira, ikera, niēra, niere, nānala, nara</i>	<i>jañe</i>	<i>mbok (miñ exkl. ♂)</i>	<i>i latou</i>	<i>irañil</i>	<i>tir; ni (bei Sachen)</i>	<i>sera, seila, sila</i>	<i>(i)ra, (si)ra</i>	<i>sira</i>
{ durch Zufügung der Zahl 2 zum Plural }	<i>nāha¹</i>	<i>ip</i>	<i>i tāua</i>	<i>kita</i>	—	—	—	—
	<i>nāhe</i>	—	<i>i māua</i>	—	—	—	—	—
	<i>nohe</i>	<i>up</i>	<i>'oulua</i>	<i>koma</i>	—	—	—	—
	<i>jahe</i>	<i>mak</i>	<i>lāua</i>	<i>ira</i>	—	—	—	—
{ durch Zufügung der Zahl 3 zum Plural }	—	—	—	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	—	—
	—	—	—	—	—	—	—	—

¹ bedeutet harter Stimmabsatz.

darzutun. Die gelegentliche Präfigierung der im allgemeinen suffigierten Possessivformen und den besonderen Possessivausdruck *ua-* möchte ich ebenfalls mit DEMPWOLFF als amelanesischen Einfluß ansehen.

›Melanesisch ist endlich die Übernahme indonesischer Grundwörter (wieder im Sinne BRANDSTETTER's) unter starker Lautreduktion, die bis zur Verstümmelung, ja bis zum Fortfall der ursprünglichen austronesischen Wurzel führen kann und bei der allerlei Lautveränderungen auftreten. So ist durch Ausfall des auslautenden Konsonanten zu erklären *mero* ›Abend‹ < *malem* ›Nacht‹, *jimo* ›fünf‹ < *liman* ›Hand‹ (*j* < *l* wie in *jii* < *lii* ›Ohr‹), *dana* ›Freund‹ < *dagan* ›Fremdling‹ (unter Transposition der Konsonanten über **daŋag*). Ebenso durch Ausfall des auslautenden Vokals *ra* ›Tag‹ < *rau* ›Sonne‹, *ro* ›zwei‹ < *rua*, *ren* ›Wasser‹ < *ranu*, *tin* ›kochen‹ < *tunu* ›brennen‹, *mur* ›später‹ < *muri* ›hinten‹¹; durch Ausfall von auslautendem Vokal + Konsonant *en* ›Wind‹ < *anin*, *nom* ›Mücke‹ < *namok*, *teu* ›Tritonshorn‹ < *tavur*; durch Fortfall der zweiten Silbe *me* ›Auge‹ aus *mata*, *mo* ›vorn‹ < *muka* ›Antlitz‹, *ku* ›Krallen‹ < *kuku*, *pe* ›Stein‹ < *batu*, *mā* ›sterben‹ < *matay*, *ni* ›Kokospalme‹ < *niyok*. Ferner ist auf Ausfall des konsonantischen Anlauts zurückzuführen *an* ›weinen‹ < *tanis*, *et* ›schauen‹ aus *kita*. Schließlich kann man eine komplizierte Lautreduktion vermuten in *ra* ›Blut‹ < *darah*, *uit* ›Fell‹ < *kulit* ›Haut‹, *iu* ›Schwanz‹ < *ikur*, *kim* ›Beilschaft‹ < *kiram* ›Steinbeil‹ (DEMPWOLFF²).

Als amelanesischer Einfluß sind weiter die Wortkategorien anzusprechen, die von SCHMIDT und GIRSCHNER im Anthropos IV für Ponape nachgewiesen wurden. Sie erscheinen deutlich beim Zahlwort (H.-B. I. S. 109 ff.) und fallen durch ihre große Anzahl auf, die mit den angeführten Beispielen noch nicht erschöpft ist. Ebenso wie in anderen amelanesischen (Papua-) Sprachen, z. B. auf Bougainville, werden sie auch bei der Bildung des Pronomen demonstrativum gebraucht; auch macht man die Unterscheidungen von quer-, längs- und beliebig geteilten Stücken, wie in der Sprache von Ponape oder in anderen amelanesisch beeinflussten Sprachen. DEMPWOLFF glaubt auch im Nauru-Wortschatze Beziehungen zu den amelanesischen³ Sprachen zu finden: ›ich führe einige Parallelsetzungen aus der Kâte-(Kai-)Sprache an: Kâte: *voigu* ›Trommel‹, Nauru: *bagubagu*,⁴ Kâte: *bu*, Nauru: *buri* ›Eingeweide‹, Kâte: *dun* ›unten‹, Nauru: *-du* ›herab‹, in *edu* ›herabsteigen‹, *jedu* ›herablassen‹, *godu* ›untertauchen‹, *pudu* ›fallen‹, *redodu* ›zurückkehren‹ usw.‹

Bei der ehemaligen ausgebreiteten Schifffahrt in den Karolinen ist es auch nicht unmöglich, daß die Einrichtung der Wortkategorien sekundär ist und zusammen mit dem Zahlwort von dorthier übernommen wurde. Steht doch das Zahlwort in Nauru, wie es die folgende Übersicht zeigt, dem auf den Karolinen und dem allgemein indonesischen erheblich näher als dem Melanesiens.

¹ Bei der Bezeichnung des Hecks am Kanu noch erhalten.

² Mit einigen Auslassungen von Ableitungen, denen ich nicht beizupflichten vermag.

³ Statt amelanesisch verwendet man zukünftig besser a-austronesisch?

⁴ Ich halte die Verwandtschaft von *bagubagu* mit *pahu* (Tahiti) für wahrscheinlicher.

Übersicht über die Zahlwörter.

	Nauru	Marshall Inseln	Neu- Mecklenburg	Gazelle- Halbinsel	Bariai, N.-P.	Neu-Hebriden
1	<i>āikuēn</i>	<i>jūon</i>	<i>a tika</i>	<i>tikaī</i>	<i>ére</i>	<i>tai</i>
2	<i>ārō</i>	<i>ruo</i>	<i>a iruo</i>	<i>a urua</i>	<i>rúa</i>	<i>rua</i>
3	<i>āiyu</i>	<i>jilu</i>	<i>a itul</i>	<i>a utul</i>	<i>tol</i>	<i>tol</i>
4	<i>āeøk</i>	<i>emen</i>	<i>a ihát</i>	<i>a ivāt</i>	<i>sāne</i>	<i>vati</i>
5	<i>āijimø</i>	<i>lalin</i>	<i>a liman</i>	<i>a ilima</i>	<i>lima</i>	<i>lima</i>
6	<i>año</i>	<i>jiljilo</i>	<i>a liman ma tika</i>	<i>a laptikaī</i>	<i>lima ga ere</i>	<i>la tesa, ono</i>
7	<i>aéu</i>	<i>jiljilinjuon</i>	<i>a liman ma ruo</i>	<i>a lavurua</i>	<i>lima ga rua</i>	<i>la rua, vitu</i>
8	<i>āuiú</i>	<i>rualidok</i>	<i>a liman ma itul</i>	<i>a lavutul</i>	<i>lima ga tol</i>	<i>la tolu, welu</i>
9	<i>āzo</i>	<i>ruadinjuon</i>	<i>a liman ma ihat</i>	<i>a lavuwat</i>	<i>lima ga pane</i>	<i>la veti, siwo</i>
10	<i>ata</i>	<i>joñoul</i>	<i>sañahul</i>	<i>a viñuñ, a arip</i>	<i>sañāul</i>	<i>relima, sañovul</i>
20	<i>anarama</i>	<i>roñoul</i>	<i>a iruo sañahul</i>	<i>a ura arip</i>	<i>sañāul rua</i>	—

	Kâte	Monumbo	Samoa	Ponape	Palau	Alfuren	Mentawei
1	<i>mo</i>	<i>takua</i>	<i>e tasi</i>	<i>at</i>	<i>tañ</i>	<i>esa</i>	<i>šara</i>
2	<i>jahe" ; jajaha"</i>	<i>tsaipe</i>	<i>e lua</i>	<i>ari</i>	<i>oruñ</i>	<i>rua</i>	<i>rua</i>
3	<i>jahe" ā mo</i>	<i>tsaipe takua</i>	<i>e tolu</i>	<i>ēzil</i>	<i>odēi</i>	<i>tēlu</i>	<i>tēlu</i>
4	<i>jahe" a jahe"</i>	<i>tsaipe-tsaipe</i>	<i>e fa</i>	<i>apoñ</i>	<i>oan</i>	<i>ēpat</i>	<i>epat</i>
5	<i>me mo</i>	<i>ña takua</i>	<i>e lima</i>	<i>alim</i>	<i>oim</i>	<i>lima</i>	<i>lima</i>
6	<i>me mo" a mo</i>	<i>ña takua-takua</i>	<i>e ono</i>	<i>aon</i>	<i>malon</i>	<i>enem</i>	<i>enem</i>
7	<i>me mo" a jahe"</i>	<i>ña takua-tsaipe</i>	<i>e fitu</i>	<i>eiž</i>	<i>uið</i>	<i>pitu</i>	<i>pitu</i>
8	<i>me mo" a jahe"</i>	<i>ña takua tsaipe</i>	<i>e valu</i>	<i>áual</i>	<i>iai</i>	<i>ualu</i>	<i>balu</i>
	<i>ā mo</i>	<i>takua</i>					
9	<i>me mo" a jahe"</i>	<i>ña takua tsaipe</i>	<i>e iva</i>	<i>ātu</i>	<i>itiú</i>	<i>siow</i>	<i>šiba</i>
	<i>a jahe"</i>	<i>tsaipe</i>					
10	<i>me jahe"</i>	<i>ñoan</i>	<i>e sefulu</i>	<i>katañāul,</i>	<i>maçod</i>	<i>pulu, san-</i>	<i>pulu</i>
				<i>ek</i>		<i>gapulu</i>	
20	<i>ñi" -mo" -bu"</i>	<i>inambo</i>	<i>e lua sefulu</i>	<i>rierk</i>	<i>luoç</i>	<i>ruanapulu</i>	<i>ruanapulu</i>

Ein Vergleich des Nauru-Wortschatzes mit Vokabularien der austronesischen Sprachgruppe zeigt, daß dieser dem der melanesischen Sprachfamilie nähersteht als der polynesischen; Worte der Karolinen- und Marshall-Sprachen sind vereinzelt aufgenommen, sehr groß ist aber die Übereinstimmung mit denen der Gilbert-Inseln. Z. B. liefert ein Vergleich zwischen den Namen der Pandanusarten auf Nauru und den Gilbert-Inseln dies Ergebnis:

Nauru	Gilbert-Inseln
Ērebena	— Arabana
Ertāuataūua	— Aratawatawa
Ērboreri	— Arabarāra
Ērabāu	— Aratebeau
Ēraburūbur	— Arabubura
Ēramafer	— Aramareua
Ēramajuju	— Aramajojo
Ērbuageneñen	— Arabutanoñonana usw.

Ebenso steht es um den gewöhnlichen Wortschatz:

Deutsch	Nauru	Gilbert-Inseln	Deutsch	Nauru	Gilbert-Inseln
krank	<i>ārāk</i>	<i>a'oraki</i>	Sache	<i>im'n</i>	<i>mena</i>
Wind	<i>eñ'n</i>	<i>añ</i>	Frucht	<i>ikuan</i>	<i>ūa</i>
Geist	<i>eāni</i>	<i>ānti</i>	hervorragend	<i>te monibe</i> (Häuptling)	<i>moaniba</i>
groß, viel	<i>ebak</i>	<i>abábaki</i>	trinken	<i>n'm</i>	<i>nima</i>
flechten, weben	<i>āt'n</i>	<i>ata</i>	Fischteich	<i>bañaban</i>	<i>baña</i>
stehlen	<i>tořere</i>	<i>ira</i>	Spinne	<i>areop'</i>	<i>bāreaū</i>
blitzen	<i>it</i>	<i>iti</i>	Keule	<i>e 'rakoub'</i> (Schlagwaffe)	<i>batiraku</i>
Schildkröte	<i>dāun</i> <i>te dabage</i>	<i>on</i> <i>tabakea</i>	Herz	<i>burioun</i>	<i>būrō</i>
Aalreuse	<i>ikuo</i>	<i>ū</i>	wünschen	<i>kāni</i>	<i>kān</i>
Brotfrucht- baum	<i>de meī</i>	<i>māi</i>	können	<i>kōna</i>	<i>kōna</i>
Busch	<i>oe</i>	<i>mao</i>	Körper	<i>rābuāt</i>	<i>rābata</i>
Versammlungs- haus	<i>te māneāp</i>	<i>māneāba</i>	Blut	<i>era</i>	<i>rāra</i>
Holzasche	<i>marer</i>	<i>mārara</i>	Frau	<i>en</i>	<i>aīne</i>
			Fischleine	<i>e oe</i>	<i>ao</i>

Ergebnis: Die Nauru-Sprache gehört in die austronesische Sprachgruppe; sie nimmt ihren Platz in der melanesischen Sprachfamilie ein, der sie auf Grund der Grammatik und des Wortschatzes einzureihen ist; polynesishe Einflüsse sind beachtenswert; einige Eigentümlichkeiten, die als Eigenheiten der sogenannten amelanesischen (papuanischen) Sprache angesehen werden, sind besonders zu erwähnen. Der heutige Wortschatz hat innige Beziehungen zu dem der Gilbert-Inseln.

Geistige Kultur.

Staat und Familie. Die Ordnung der sozialen Verhältnisse bildet einen guten Wegweiser zur Trennung melanesischer und polynesischer Kulturbezirke. Sind die ersten mehr oder weniger anarchisch, oder bilden sie die ersten Ansätze zu einer geordneten politischen Gliederung, so sind sie bei den Polynesiern und ebenso den Mikronesiern z. T. zu einer hohen Ausbildung gelangt. Das Merkmal der polynesischen Verfassung ist, daß die Gesellschaft überall zwei ganz scharf geschiedene Stände, Vornehme und Gemeine, unterscheidet, zwischen denen auf den meisten Gruppen noch ein dritter Stand, die Landbesitzer, sich aus dem ersten entwickelt hat, während man die Sklaven, die aus den Kriegsgefangenen bestehen, als vierten Stand betrachten kann. Diese typische Gliederung beherrscht Polynesien und erstreckt sich über die Ellice-, Gilbert-Inseln auf die Karolinen; ebenso finden wir sie in den polynesischen Exklaven, auf Fidji usw. wieder, z. T. allerdings in erheblich gelockerter Verfassung.

Naurus staatliche Organisation ist als ein Sippenstaat anzusehen, der sich aus einzelnen Sippen, *earoen*, zusammensetzt, von denen jede für sich auf eine ihr allein eigentümliche Wurzel (*āuārān*) zurückgreift. Sie kennen kein gemeinsames Oberhaupt, sondern das älteste männliche Mitglied der Familie, die den geradesten Aufstieg zu den Ureltern macht, wird als solches betrachtet. Drei Hauptklassen sind zu unterscheiden, wenn man von den fünf oben erwähnten (H.-B. I. S. 184) einige sinngemäß zusammennimmt:

1. Großgrundbesitzer: *temonibe* (die Herrschenden, die Hervorragenden).
2. Kleine Landbesitzer: *‘mo* (die Guten ?), *ameneiname* (Leute vom Volke ?), *enime* (Volk).
3. *itsio* (mein Höriger ?), *itiora* (ihre Hörigen ?).

Einer solchen Gliederung begegnet man in der Südsee vielfach dort, wohin polynesischer Einfluß gelangte und die Vorhand gewann. Sie findet sich durchweg auf den Nauru benachbarten und ehemals mit ihm in Verkehr stehenden Inseln.

Marshall-Gruppe. Nach ERDLAND (S. 99) gliedern sich die sozialen Gruppen folgendermaßen:

- | | | | | |
|--|---|------|---|---------------------------------|
| 1. <i>irof</i> : Hochadel, Oberhäuptlinge | } | Adel | } | feudale Häuptlingsorganisation. |
| 2. <i>buirak</i> : Adel, Unterhäuptlinge | | | | |
| 3. <i>läadöködök</i> : Vornehme | } | Volk | | |
| 4. <i>kajur</i> : Gemeiner (fast Unfreier) | | | | |

Gilbert-Gruppe. As respects their social state, the people are divided into three classes, the *uea* or *omata* (chiefs), *katoka* (landholders), and *kawa* (slaves). (WILKES V, 83.)

PARKINSON (S. 98/99) ergänzt diese Angaben und nennt folgende Klassen, die äußerlich fast keine Unterschiede aufweisen, während sie sich z. B. auf Ponape, Yap und Palau stark bemerkbar machen:

1. Te Uea, Könige; Te Tokker, große Landbesitzer.
2. Aomatta, kleine Landbesitzer.
3. Te Torro, Pächter der Te Tokker.
4. Te Bei oder Kaungo, Unfreie.

Tokelau- und Ellice-Gruppe. There are four ranks, which comprise both men and women. The classes are nobles (*te uea*), gentry (*te aomata*), commoners (*te rau*) and slaves (*te kanua*). (TUTUILA, 265.) The noble and gentle classes own the whole of the real estate between them (ebd. 266). Die Verfassung dieser genannten Inseln baut sich auf der Familie auf; das Oberhaupt der angesehensten Familie wird auf ihnen als »Oberhaupt« anerkannt, eine Erscheinung, die auf Nauru allerdings nur vorübergehend und gelegentlich eingetreten ist. Diese mit scharfen Grenzen gezogene Klassengliederung ist in Polynesien weit verbreitet, obschon die Namen der einzelnen Klassen nicht immer festzustellen und in manchen Fällen die Unterschiede verwischt sind.

Fidji. The people of the Feejee Group are divided into a number of tribes, independent and often hostile to each other. — The classes which are readily distinguished are as follows: 1. kings; 2. chiefs; 3. warriors; 4. landholders; 5. slaves (WILKES III, 77).

Tonga. In Tonga wurden unterschieden die Hou (Königliche Familie), Houeiki (Häuptlinge), Mua (Landbesitzer), Matabule (adlige Diener) und Tua (Gemeine). (BASTIAN II, 34.)

Rarotonga. An der Spitze der Stämme auf Rarotonga standen die Ariki, dann folgten die Ui mataiapo (Grundbesitzer), weiter die Ui Rongatira (Ackerbauer) bis zu den Eau uniga (Leibeigenen). (BASTIAN II, 26.)

Neu-Seeland. Nach BASTIAN II, 172, 174 unterschied man dort Ariki (Häuptlinge, Priester), Rangatira (Edle), Ware, Tutua (Gemeine), Pononga, Taurekaka (Sklaven).

Samoa. Die scharf begrenzten Standesunterschiede im samoanischen Gesellschaftsleben lehnen sich direkt an die Schöpfungssage an. Die Eingeborenen unterscheiden sich auch heute noch als Vornehme, Häuptlings- oder Adelssippen und Gemeine (REINECKE, 126).

Außer dieser Klassengliederung ist die von Nauru oben beschriebene Distrikts-einteilung bemerkenswert und wichtig, die jeder Sippe ihren bestimmten Grund und Boden in einem ihr ursprünglich allein eigenen Gau anweist, der von dem

jeweilig anerkannten Sippenoberhaupt verwaltet wird. Diese Gaue sind gewissermaßen politische Bezirke, deren Organisation im großen am besten von Samoa bekannt geworden, und die sich dort unter den schon geographisch günstigeren Bedingungen besser entwickeln konnten als auf dem Raum kleiner Koralleninseln. Diese Distrikteinteilung wird von den südöstlich von Nauru gelegenen Inselgruppen berichtet; sie allein wird erwähnt; und man darf wohl annehmen, daß sie straffer organisiert ist und die Klasseneinteilung daneben zurücktreten läßt.

Rotuma. The island was formerly sharply divided up into five districts. Each district has a chief of its own, the *gagaja*. The government of the whole island was in the hands of a council, formed of the chiefs of the several districts, when they were not at war with one another. The office of the *gagaja* in each district always remained in the same family; when one died the heads of the families, or *hoag*, in the district met together and proceeded to elect the most worthy of the same *hoag* to the office (GARDINER, 428).

Eine ähnliche Distriktseinteilung ist auch auf den Ellice-Inseln vorhanden, deren Regierungsform mit der von Rotuma identisch ist. Sie findet sich in derselben Weise ebenfalls auf den nördlichen Gilbert-Inseln vor, so z. B. auf Butaritari, während sie auf den südlichen Gilbert-Inseln wiederum zu fehlen scheint.

Nanumanga. The government consisted of a king and five who formed a council with him. For all important business other thirteen heads of families united them (TURNER, 291).

Fakaofu. The government was monarchical, and the king, Tui Tokelau, was high priest as well (ebd. 268).

Nukufetau. Family or clan divisions were kept up there (ebd. 286).

Arorai. There was no king, but the heads of families met and ruled (ebd. 295).

Die Vererbung von Rechten und Würden der einzelnen Klassen und der Oberhäupter erfolgt in Nauru nach strengen Gesetzen: das älteste männliche Mitglied der *temonibe*-Klasse der Hauptfamilie einer Sippe ist ihr Oberhaupt. In wenigen Einzelfällen konnte früher auch eine Frau als absolutes Oberhaupt von sämtlichen Sippen anerkannt werden, also Inhaberin der Königswürde sein (H.-B. I. S. 13), die als eine Eigentümlichkeit polynesischer Staatsverfassung anzusehen ist. In der Sippe selbst bestimmt die Klasse des Vaters die der Kinder; nur wenn eine *temonibe*-Angehörige einen Mann aus niederer Klasse heiratete, folgten ihre Kinder ihrer eigenen Klasse. Die Sippenzugehörigkeit wird durch die Mutter bestimmt; nur bei Adoptionen erfolgen Ausnahmen. Die Würde eines Sippenoberhauptes wird auf den ältesten Sohn der ältesten Schwester vererbt; während seiner Unmündigkeit führt der jüngere Bruder des Sippenoberhauptes die Vormundschaft.

Die Familie ist auf Nauru also nahezu völlig matriarchal nach melanesischer Art organisiert; in der Erbfolge und in der Klassenzuteilung ist allerdings dies Prinzip durchbrochen, und es finden sich darin die ersten Ansätze zur polynesischen Vaterfolge.

Ähnlichen Verhältnissen begegnet man auch in den benachbarten Gebieten, auf denen polynesische Eigenheiten die melanesischen überwiegen.

Marshall-Inseln. Der Rang wird durch das Mutterrecht bestimmt (ERDLAND, 99).

Tonga. Man vererbte Rang und Würde in weiblicher Linie; daher kommt es, daß die älteren Schwestern des Tuitonga oder seine Tanten geheiligter und vornehmer als er selber und seine Frau sind (WAITZ-GERLAND VI, 177).

Fidji. Descent is still uterine in some parts of Fiji; most of the tribes, however, have advanced to agnatic descent (Samoa agnatic descent). (BROWN, 39.)

Samoa. Dieser oberste Häuptling (eines Ortes), Pule nuu oder alii genannt (Matai oder matai sili, in bezug auf seine Familie oder Sippe), führt verschiedene Namen, die ihm alle gewisse Würden und Befugnisse verleihen, und die er entweder väterlicher- oder mütterlicherseits bezw. durch Adoption ererbt oder durch Heirat und feine Matten erworben hat (REINECKE, 129).

Auf den Gilbert-Inseln liegen die Verhältnisse schon etwas anders; sie sind hier in der Häuptlingserbfolge patriarchal: If a chief has several children by different wives, the son of the mother of highest rank is the successor (WILKES V, 85).

Die Sippen werden von mehreren Familien gebildet, die insgesamt einen gemeinsamen Ursprung haben. Die Namen dieser Sippen, Speiseverbote, die ängstlich gehüteten Familienwappen und die Entstehungsgeschichte einzelner Sippen lassen vermuten, daß totemistische Anschauungen einst im Volke vorhanden gewesen sind, die mit der Zeit verloren gegangen sind. Die strengen melanesischen Totengesetze lassen sich, wie auch sonst in diesem Übergangsgebiet zu Polynesien, nur in Spuren erkennen. Tiere, Pflanzen, Steine gelten heute als Schutzgeister — als Urahn werden sie selten angesehen. ERDLAND (S. 117) berichtet dafür ein charakteristisches Beispiel: Auf der Insel Nauru wurde ein Fisch getötet, der ein ungeheuerlich weites Maul hatte und Menschen verschlang. Als eine Familie die Tötung des Monstrums vernahm, riefen die Glieder der Familie aus: »Unser Schutzgeist ist getötet, jetzt müssen wir sterben!« Die Behandlung eines anderen Fisches, der ebenfalls als Schutzgeist galt, ist S. 187 erzählt worden. Solchen Spuren von wenig ausgeprägten, fast vergessenen, auf Äußerlichkeiten beruhenden Anschauungen von Totemismus begegnet man allgemein in Polynesien, ebenso auf den Marshall- und Gilbert-Inseln, während die Karolinen die straffe Totemorganisation Melanesiens besitzen.

TURNER (S. 138) erwähnt solche Spuren von Samoa; BASTIAN (II, S. 34) sagt von Tonga: Jeder Stamm besaß einen Schutzgott. WAITZ-GERLAND (VI, S. 317) drückt sich ganz allgemein über den Totemismus in Polynesien folgendermaßen aus: Gerade diese Götter nun zeigten sich immer als Tiere, als Vogel, Fisch, Aal, Eidechse, Fliege, Seeschlange, Seespinne usw. (TURNER, 104), wie sie auch in Tahiti fast immer Tiergestalten annehmen, in Hawaii aber, wo jeder einzelne ebenfalls einen Schutzgeist hat, sich auch als Baum, als Stein darstellen. . . . Niemand durfte das Tier, welches

sein »Etu« war, essen, wenn er nicht augenblicklichen Tod erleiden wollte (WILLIAMS, 437, 438).

Was BROWN (S. 415) von Ongtong Java bemerkt: Concerning the life of the people in this land (Ongtong Java), they are divided into two divisions, the first being called Vahi-Koolau, the second Vahi-Keubu, and this division is for marriage purposes. When a man of a Vahi-Koolau marries, he marries a woman of Vahi-Keubu division. It is an interesting fact that amongst a Polynesian people we find the exogamous classes which are so charakteristic of the Melanesians, and which so far as I know are not now found amongst Polynesian peoples, findet sich in Spuren ebenfalls auf Nauru und deutet mit auf die melanesische Vergangenheit der Insel hin, denn auch sonst finden wir noch gerade für die biologisch wichtigen Abschnitte im Leben der Einzelnen wichtige Zeremonien, welche die gleichen Abschnitte in Melanesien besonders charakterisieren.

Es wurde oben (H.-B. I. S. 239 u. 253) erwähnt, daß die Familien der einzelnen Sippen nicht untereinander heirateten, sondern ihre Frauen oder Männer aus anderen Sippen nahmen; wichtig ist nun, daß in alten Zeiten stets zwei bestimmte Sippen untereinander heirateten, und dies Prinzip erst in jüngerer Zeit durchbrochen wurde. Diese Tatsache ist so interessant, daß man an das Vorhandensein zweier Heiratsklassen denken möchte, in welche die einzelnen Sippen eingeteilt sind — was später zu untersuchen wäre —; einer ähnlichen Erscheinung, die auf dies sogenannte Zweiklassensystem zurückgreift, begegnet man auf Ponaape, wo in jedem der fünf Staaten zwei der führenden Sippen seit altersher untereinander heiraten.

Das Vorhandensein der Polygamie bietet nichts Besonderes; sie ist fast allgemein austronesisch; anders steht es um den von ERDLAND (S. 121) berichteten Brauch von den Marshall-Inseln: Polygamie ist das Vorrecht adeliger Familien. Die erste Frau ist die eigentliche Herrscherin, während die anderen als Nebenfrauen angesehen werden.

Die Schwestern einer Frau dürfen geschlechtlich mit dem Mann dieser Frau verkehren, deren Männer nennt er *jeiü* resp. *jotü* (mein älterer Bruder, mein jüngerer Bruder). (Ebd. 115.)

Diese Sitte trifft man auf den Gilbert-Inseln wieder; auf Nauru bestand sie (s. H.-B. I. S. 206), doch wurden in beiden Gebieten diese Schwestern auch regelrecht geheiratet.

Gilbert-Inseln. Wenn es ihm (dem Gatten) gefällt, kann er die später erwachsenen Schwestern seiner Frau auch ins Haus nehmen, jedoch geschieht dies nicht immer; dieselben werden jedoch als seine Frauen betrachtet und dürfen keinen anderen Mann heiraten (PARKINSON, 37).

Die Polyandrie (s. H.-B. I. S. 253) scheint aus polynesischen Gebieten mit übernommen zu sein; in Melanesien fehlt sie, von den Marquesas aber berichtet BASTIAN (II, 20): Frauen haben zuweilen zwei Ehemänner.

Melanesischen Ursprungs scheint die Sitte der Kinderverlobungen zu sein, der man auch bei den Bewohnern der Karolinen (Ponape) begegnet.

Bukaua (Kaiser-Wilhelms-Land). Mitunter haben die Väter der Kinder beiderlei Geschlechts die letzteren schon in zarter Kindheit zusammengesprochen (STEFAN LEHNER, 421).

Jabim (Kaiser-Wilhelms-Land). Verlobungen in früher Kindheit sind bekannt, aber nicht durchgängig Sitte (ZAHN, 299).

Gazelle-Halbinsel. Bismarck-Archipel. . . . denn je jünger die Braut, desto billiger der Kaufpreis. Es kommt vor, daß Kinder schon bedingungsweise versprochen werden, bevor sie noch das Licht der Welt erblickt haben (KLEINTITSCHEN, 194).

Buin — Bongainville. Auf Buin werden die Heiraten gewöhnlich unter den Eltern abgemacht, mitunter schon, während die Kinder noch sehr klein sind, auch können zu diesem Zeitpunkt bereits die entsprechenden Zahlungen erfolgt sein (THURNWALD 2, 12).

Santa Cruz-Inseln. Verlobungen erfolgen oft in früher Kindheit (GRAEBNER I, 141).

Uea — Loyalty-Inseln. The daughters of chiefs are usually betrothed to chiefs sons, by the parents of both parties, several years before they are marriageable (CHEYNE, 25).

Fidji. The daughters of chiefs are usually betrothed early in life (WILKES III, 92).

Gilbert-Inseln. Gewöhnlich ist bereits im Kindesalter von den Adoptiveltern eine Wahl getroffen worden (PARKINSON, 37).

In Polynesien ist dieser Brauch von untergeordneter Bedeutung; er hängt wohl mit der Stellung der Frau an sich zusammen, die beim Melanesier als Vermögensobjekt möglichst billig erworben sein will, während die Polynesierin allgemein eine geachtete Stellung einnimmt und nicht durch eine Kaufehe an ihren Mann gebunden ist. Steht es ihr doch frei, gelegentlich den Mann selbst zu wählen. In ganz Polynesien war es dann ferner häufig, daß die Weiber oft die Männer freiten. (CHEEVER, 135; ELLIS I, 270f. usw.; WAITZ-GERLAND VI, 127.)

Bukaua (Kaiser-Wilhelms-Land). Den Mann ihrer Wahl gibt das Mädchen häufig selbst an (LEHNER, 420).

Polynesisch ist die Eigenart, den *temonibe*-Töchtern eine charakteristische Sonderstellung unter ihren Geschlechtsgenossinnen anzuweisen, die besonders bei der Pubertätsfeier, der Behütung vor der Ehe, der Heirat usw. hervortritt.

Die Pubertätsfeste gehen auf die melanesischen Zeiten Naurus zurück und werden in ähnlicher Weise abgehalten, wie sie aus Neu-Guinea und dem Bismarck-Archipel berichtet werden. Bis auf geringe Einzelzüge stimmen die dabei gebräuchlichen Zeremonien überein. Während solche Pubertätsfeste in Melanesien aber für beide Geschlechter stattfinden, beschränken sie sich auf Nauru auf das weibliche Geschlecht und werden nur bei den *temonibe*-Töchtern mit großen Feierlichkeiten

begangen. Für die übrigen Mädchen ist der Eintritt in die Pubertät weniger glanzvoll, und bei den Knaben fehlen sie überhaupt; das Anlegen eines längeren Schurzes und das Zusammentun von Altersgenossen zu kleinen Bänden, die sich für ihre Zwecke besondere Geheimsprachen schaffen, sind die letzten Anklänge an die Mannbarkeits-erklärungen und großen Männerorganisationen Melanesiens. Den letztgenannten Geheimsprachen begegnet man auch auf den Marquesas, von denen sie VON DEN STEINEN erwähnt, und auf Tonga.

Tonga. Die He Kowetewete genannte Sprache wird durch zufügende Einschlebung von Buchstaben gebildet, um andern unverständlich zu sein (BASTIAN II, 41).

Die Feier der Pubertät einer *temonibe*-Tochter erreicht ihren Höhepunkt in der Zeremonie der Ohrdurchlochung, die auch an anderen Orten Melanesiens in direktem Zusammenhang mit der Pubertätsfeier erwähnt wird. Beides findet sich in Polynesien nicht oder nur in so schwacher Form angedeutet, daß sie sich als Fremdgut charakterisieren. Mit den oben erwähnten Erscheinungen zusammen bildete sie, von den sprachlichen und anthropologischen Eigenheiten abgesehen, mit die am besten wahrnehmbaren Unterscheidungsmerkmale melanesischer und polynesischer Kultur, die von BROWN (S. 137) kurz und treffend charakterisiert werden: The other main points of difference are: that secret societies are common in Melanesia, but are not known in Polynesia. There was no seclusion of young females on or near puberty in Polynesia, though distinctive signs were used to show that a girl was not married. — Polynesians, as a rule, did not perforate the nose or the lobes of the ears. Vergleicht man dazu die Angaben von FRIEDERICI I, 41, so bieten sie die Gegenprobe für die BROWN'sche Feststellung: Im übrigen aber ist Melanesien ein großes Verbreitungsgebiet dieser Sitte. Von den sogenannten westlichen Inseln des Bismarck-Archipels über Neu-Guinea, Neu-Pommern mit Admiraltäts- und Witu-Inseln, Neu-Mecklenburg, Salomonen, Santa Cruz-Inseln und Neuen Hebriden bis nach Neu-Kaledonien, — überall trifft man durchlöchernte und erweiterte Ohren.

Hinzufügen mag man, daß auf den Karolinen (Yap, Truk, Marshall-Inseln) die Ohrdurchlochung wie auf Nauru mit der Pubertätsfeier zusammenfällt. Diese Pubertätsfeier verlief nach den Hauptpunkten kurz charakterisiert folgendermaßen:

1. Tag. Anlegen einer Festtracht; erste Weihe; Abschluß von der Außenwelt; Zeremonialhaltung des Mädchens auf einem Mattenthron im Elternhause. Schmauserei des Volkes, an der das Mädchen nur als Zuschauerin teilnimmt.
2. Tag. Mattenverschlag für das Mädchen im Hause errichtet; Anlage eines gesonderten Badeplatzes; in Matten gehüllt darf das Mädchen an den Strand gehen.
3. Tag. Tanz am Strande mit den Altersgenossinnen; Baumpflanzen; die Freunde bringen Geschenke. Sitztänze.
4. Tag. Umzug um die Insel auf einem Tragstuhle; Gottesfriede; alle Tabus, alle Eigentumsrechte werden aufgehoben, wo das Mädchen weilt.

5. Tag. Hauptfest; Ohrdurchlochung; Tanz; Scheinkampf; Anlegen des Frauenschurzes.
6. Tag. Der künftige Haushalt wird durch Zusammenbetteln der benötigten Gegenstände beschafft. Antreten der ersten Klausur, die zehn Tage währt und sich monatlich wiederholt.

Zehn Monate Pause.

Klausur von 25 Tagen in besonderem Gehöft, das von sämtlichen weiblichen Individuen des Gaus mit bezogen wird.

1. Tag. Am 25. Tage ist die Klausur beendet; die Männer befreien im Scheinkampf die Frauen, die sich nun in ihren eigenen Häusern zum Tanze vorbereiten, welcher der »Ausmarsch« genannt wird. Eßgelage.
2. Tag. Eßgelage für den ganzen Gau.

In anderen Familien sind: das Haarabschneiden, die dreieckige Kappe, der Gürtel, die Bauchmatte mit dem Familienwappen Zeichen und Verkündigung der ersten Menstruation.

Hiermit vergleiche man die ähnlichen Zeremonien aus den überwiegend melanesischen Gebieten der Südsee.

Kai (Kaiser-Wilhelms-Land). Die Mädchen müssen in dieser Zeit (Eintritt der ersten menses) sich ruhig verhalten und dürfen nur notdurft halber die ihnen zugewiesene Hütte verlassen. Bei diesem Gang müssen sie sich sorgfältig mit einer Matte bedecken. . . . Etliche Frauen ihres Verwandtenkreises leisten ihnen Gesellschaft. . . . Außerdem müssen sie immer auf ganz bestimmten Bananenblättern (Gong) sitzen oder liegen und eine Kopfunterlage aus Geng-Holz benutzen, wodurch ebenfalls allerlei Schädlichkeiten ferngehalten werden (KEYSSER, 40 u. 41).

Jabim (Kaiser-Wilhelms-Land). Beim Eintritt der Periode hat sich das Mädchen ins Haus zurückzuziehen und darf 5—6 Wochen nicht an die Öffentlichkeit. Muß sie am Tage das Haus verlassen, so darf sie das nur mit einem Mattenschirm verhüllt tun. . . . Die Tanten sorgen für Ermahnung und die nötigen Aufklärungen. Hat das Mädchen lange genug im Hause gesessen, so schlachtet man ein Schwein und hält ein Mahl. Bei dieser Gelegenheit wird es mit allem möglichen Schmuck behangen, mit Röteln und Kreide im Gesicht bemalt und wieder an die Öffentlichkeit gebracht und ist dann heiratsfähig (ZAHN, 298).

Bukaua (Kaiser-Wilhelms-Land). Wenn ein Mädchen zum erstenmale menstruiert, was mit vierzehn bis sechzehn Jahren eintritt, so wird sie *aguwi* (mannbar). . . . Das Mädchen wird in einen abgegrenzten Raum im Innern des Hauses gebracht. Dort darf sie aber nicht am Boden sitzen, sondern auf einem Stück Holz, das eigens für sie hineingelegt wird, damit von ihrer Unreinheit nichts am Hause klebe. Da das Mädchen den Raum nicht verlassen soll, außerdem gewisse Regeln einzuhalten hat, wird ihr eine Verwandte als Beistand (*dauasengomwi*) gegeben.

In den zwei Monaten der Abgeschiedenheit

Muß das Mädchen bedürfnishalber das Haus verlassen, so ist es mit einem Mattenschirm oder großem Basttuch verhüllt.

Während die Männer alle Zurüstungen zu einer großen Mahlzeit treffen, sind andere damit beschäftigt, für das Mädchen Armbänder und Fußreife zu flechten und für möglichst viel Schmuck zu sorgen.

Am frühen Morgen des eigentlichen Festtages holen die Frauen das Mädchen zum Bade ab, an dem sie alle teilnehmen. . . . Das Mädchen wird mit allem möglichen Schmuck, je angesehener, je mehr, angetan; alle ihre Verwandten leihen dazu; dann wird sie gesalbt und bemalt; das vollständig weiß angestrichene Gesicht ist mittels roter Farbe zu einer Fratze entstellt. Ist sie fertig geschmückt und mit der besonderen Schürze (*latimbo*) bekleidet, so rufen alle: die *aguwi* möge nun vom Hause herabkommen, damit man das Festessen verteilen und verzehren könne. Herabgekommen, wird sie zum Dorfplatze getragen; dort läßt sie sich auf einer Matte nieder, kaut Betel und läßt sich von jedem bewundern (LEHNER, 418, 419 u. 420).

Kaniet. Beim Eintritt der Reife wird auch das Mädchen in ein Riffhaus geführt; es wohnt hier 2—3 Jahre unter dem *tabun*, ebenso wie der Jüngling. Nach Ablauf der Zeit, worüber die Frauen des Dorfes zu entscheiden haben, wird das Mädchen geschmückt und von den Frauen aus dem Hause geleitet. In vollem Schmuck umgeht das junge Weib seine Heimatinsel und kehrt dann ruhig in ihr Elternhaus zurück, wo die Veranlassung einer Feier jedoch nicht obligatorisch und öffentlich ist, sondern von dem guten Willen und Vermögen des einzelnen abhängt und stets einen privaten Charakter trägt (THILENIUS, 226/227).

Neu-Pommern. Fidji. In some parts of New Britain and other parts of Melanesia the young women have to undergo a certain amount of seclusion before marriage. This was called the *tabu siga* in Fiji . . . (BROWN, 105).

Neu-Mecklenburg. . . . inside the house were three conical structures about 7 or 8 feet in height, and about 10 or 12 feet in circumference at the bottom and about 4 feet from the ground at which height they tapered off to a point at the top. These cages are made of the broad leaves of the pandanus sewn quite close together, so that no light, and little or no air, can enter. On one side of each was an opening. . . . in each of these cages we were told that there was a girl or young woman confined, each of whom had to remain for at least four or five years (ebd. 105).

Santa Cruz-Inseln. Die Durchbohrung der Ohrläppchen ist mit Festlichkeiten verbunden (GRAEBNER I, 77).

Uea; Loyalty-Inseln. Both sexes have the lobe of the ear bored, which operation is performed at the age of puberty¹ (CHEYNE, 24).

Fidji. Girls reach the age of puberty when about fourteen years old . . . this period in a girl's life is duly celebrated by her; for which purpose she requests the

¹ Dasselbe geschieht in den Karolinen auf Yap (s. MÜLLER, Yap).

loan of a house from a friend, and takes possession of it, in company with a number of young girls (WILKES III, 93).

Both sexes have the lobe of the ear bored (ebd. 356).

Marshall-Inseln. Auf den Marshall-Inseln waren früher mit dem Eintritt der Pubertät bei einer Häuptlingstochter viele Zeremonien verbunden: Alle Untertanen eilten mit Speisen, Matten und Blumen herbei. Für das Mädchen wurde nahe am Lagunenstrand eine Hütte aufgeschlagen, deren eine Hälfte sie, deren andere eine Zauberin und verschiedene eigens gewählte Frauen und Männer einnahmen. Die Zauberin träufelte wohlriechendes Palmöl in ausgehechelte Kokosnußfasern und rieb damit das Mädchen ein, indem sie an der Spitze der rechten Hand begann und den Arm hinauf bis zur Schulter rieb. Dabei sprach sie:

»Dein Nichtbeliebtsein schwinde von dir, meine Tochter;
Es steige hinauf und bleibe auf deiner Schulter das Beliebtsein;
Es rage hervor dein Reiz, dein Reiz, o Maid;
Es mögen die Leute im Norden und Süden um die Hütte einherziehen;
Sie mögen lachen, laufen. Einzig ist dein Reiz.«

Nach der Salbung nahm das Mädchen am Binnen- oder Außenstrand ein Bad, das sie während der 2—3 Wochen dauernden Feier täglich dreimal wiederholte, und ebenso oft mußten in dieser Zeit die Männer, Frauen, Knaben und Mädchen (des Stammes?) baden und sich mit wohlriechenden Substanzen einreiben. Auch durften sie nur dreimal am Tage auf der Insel Gänge machen, wenn ihre eigenen Bedürfnisse es verlangten, oder wenn sie Blumen holen mußten. Den Weg der Häuptlingstochter zum Bad durfte sonst niemand betreten. Ihre Haltung und ihre Lage hatte sich Tag und Nacht nach bestimmten Vorschriften zu richten. Die in der anderen Hälfte der Hütte befindlichen Frauen und Männer wanden den ganzen Tag Blumenkränze und parfümierten, damit die Jungfrau stets von süßen Düften umgeben war. Dreimal erneuerte man dem Mädchen die Matten und schenkte die gebrauchten der Zauberin und den Kranzflechtern. Zum Schluß der Feier gab man ein großes Essen, an dem alle Untertanen teilnahmen. Von jetzt an durften die Eltern des Mädchens, welche sich während der Feier voneinander enthalten hatten, wieder zusammenkommen.

Das Mädchen wurde in der ersten Nacht der Feier von einem hohen Mitglied der Familie, das auch der eigene Vater sein konnte, defloriert und konnte in jeder der folgenden Nächte mit ihm verkehren. In Ermanglung eines ebenbürtigen Mannes auf der Insel holte man einen von einer anderen Insel.

Die Pubertätsfeier gewöhnlicher Mädchen durfte nur im Kreise der Familie begangen werden. Die Eltern mußten ihre Töchter am Schluß der Feier dem Häuptling schicken, der eine Verweigerung streng gestraft hätte. — Auch die jetzigen Häuptlinge machen von diesem *Ius primae noctis* Gebrauch (RENZ [PLOSS] II, 741).

In früheren Zeiten war die Pubertätsfeier einer Häuptlingstochter ein wichtiges Ereignis. Tagsüber mußte das Mädchen mit geschlossenen Beinen, den Oberkörper

auf die Fersen herablassend, die Zeit verbringen. Sie durfte nicht ein Bein unterschlagen und das andere im rechten Winkel zum Knie haben, noch eins unterschlagen und das andere strecken, noch beide unterschlagen. Ihre Pflicht war es, sich möglichst ruhig zu verhalten, damit das an einer Pandanuschnur befestigte Bündchen Kokosfasern sich nicht am Körper verschiebe und eine Verunreinigung der eigenen und der Hüttenmatten verursache. Diese Feier dauerte zwei bis drei Wochen (ERDLAND, 133/134).

Die Eingeborenen weiteten die Ohrläppchen ganz bedeutend aus; mittels eines Haizahns durchstach man es¹ (ebd. 19).

Gilbert-Inseln. Als Abzeichen der ersten menses trägt das junge Mädchen eine geflochtene dreieckige Kappe, *te baráidoa*, wie in Nauru, auf dem Kopfe.

Samoa. Das Fest der ersten Menstruierung ist ebenfalls nur ein sehr kleines. Die Eltern sammelten einige wenig wertvolle feine Matten und Rindenstoffe und luden die *auvaluma*, alle die unverheirateten Mädchen des Dorfes, ein, unter welchen die Geschenke (*gata*, Pratt) ausgeteilt wurden. Damit trat das Mädchen in den Kreis der *auvaluma* ein (KRÄMER II, 2; 63).

Während der Menstruation gelten die Weiber auf Nauru als unrein und mußten diese Zeit abseits von den sonstigen Wohnungen in besonders dafür bestimmten Hütten verbringen. Männer dürfen sich ihnen nicht nahen. Diese Sitte, die Weiber als unrein zu betrachten und abzusondern, scheint ihren Eingang von Indonesien aus über die Karolinen, wo sie allgemein² ist, über die Marshall- und Gilbert-Inseln nach Polynesien gefunden zu haben, wo sie allerdings nur sporadisch zu finden ist. Aus melanesischen Gebieten wird sie bisher nur von den Neu-Hebriden (Vaté) und Neu-Caledonien berichtet.

Ceram. In Ceram befindet sich in jedem Dorfe ein apartes Menstruationshaus, worin alle Frauen die ganze Zeit der Reinigung zubringen und mit den Männern und selbst mit den größeren Kindern in keine Berührung kommen (PLOSS-BARTELS I, 470).

Marshall-Inseln. Die Frau verbrachte die Zeit (der Menstruation) in einer kleinen, abseits der Wohnung errichteten Hütte (ERDLAND, 135).

Neu-Caledonien. Auch auf Neu-Caledonien sind solche Hütten, und die Weiber werden in dieser Zeit als *tabu*, d. h. unberührbar, betrachtet (PLOSS-BARTELS I, 470).

Tahiti und Neu-Seeland. Die Weiber sind während ihrer Periode unrein und von den Männern getrennt (WILSON, 461; NICHOLAS, 187) (WAITZ-GERLAND VI, 131).

Vor der Ehe hatten beide Geschlechter auf Nauru große Freiheit; beide durften schrankenlos miteinander verkehren, doch hatte schon die polynesische Sitte Eingang gefunden, die Keuschheit der *temonibe*-Töchter ängstlich zu hüten; ein Mädchen

¹ Im Gegensatz zu den Marshall-Inseln berichtet KRÄMER von den Gilbert-Inseln: Dagegen durchlochen die Frauen in der Regel die Ohrläppchen nicht, um Schmuck darin zu tragen. Dies überlassen sie den Männern (KRÄMER III, 340).

² Auf Ponape, Kusaie und den dazwischen liegenden Inseln ist die Sitte unter dem Einfluß der Mission verschwunden.

wurde verstoßen, wenn bei der Hochzeitsfeier die Keuschheitsprobe negativ verlief. Im übrigen wurde nach polynesischer Sitte nur die Hochzeit der Vornehmen öffentlich begangen; in den anderen Klassen wurde sie still gefeiert; Vermögensvorteile sind für die künftige Ehe maßgebend, die durch das gegenseitige Übersenden und Annahme von Geschenken geschlossen wird. Allerdings hat die Frau auf Nauru nicht die absolut hohe Stellung, wie sie ihre Geschlechtsgenossin auf den Karolinen und Polynesen innehat, sondern auf ihr lastet hauptsächlich die wirtschaftliche Arbeit, wie in Melanesien. Ausnahmen finden statt, wenn der Ehemann aus einer anderen Klasse ist als die Frau. Ähnlichen Erscheinungen, dem Verzicht auf die Kaufehe, und den Verhältnissen entsprechend mehr oder weniger hervortretend, doch eine untergeordnete Stellung der Frau, begegnet man häufig in den Übergangsgebieten melanesischer und polynesischer Kultur.

Gilbert-Inseln. A wife is never bought, but it is generally supposed that each party will contribute something towards the household stock (WILKES V, 101).

At the marriage of a great chief there are great rejoicings, attended with dances and songs; the latter are composed for the occasion, reciting the greatness of the chief, and the prowess and charakter of his ancestors (ebd. 100).

Die Keuschheitsprobe wird von PARKINSON nur angedeutet; die eingehende Beschreibung des ersten Zusammenseins der Jungverheirateten läßt allerdings nur vermuten, daß es sich um solche handelt (s. PARKINSON, 38 u. 39).

Funafuti. As usual among the Polynesians, sexual morality on Funafuti was of the laxest before the introduction of Christianity, and chastity was unknown. A wife belonged to her husband in so far as she shared his home, he supported her and he was entitled to the produce of her labour in cooking, weaving, fishing, gardening, and so forth, but he did not claim the exclusive right to her person. If a man desired the society of another's wife, he might throw a pebble into the hut as he walked past; the complaisant husband, accepting the signal, would then leave and allow the visitor to enter unmolested.

A marriage was celebrated by the presentation of coconuts and other trifling gifts. Where friends or relatives opposed a union, the couple would sleep in the bush, and stay away from the village till they were forgiven, much in the way that PRITCHARD describes runaway matches in Samoa. Matriarchal rule prevailed over patriarchal; a bridegroom left his father's house to join his wife's family, sometimes two sisters and their husbands shared a hut. DR. GILL writes of Nanomana: Women here though married are common; but the children belong to the legal husband (HEDLEY, 53).

Tonga. Die Töchter der tonganischen Fürsten wurden immer so behütet, vor und nach der Ehe (Authentic. narr. 142). (WAITZ-GERLAND VI, 127.)

Dem Manne aber gibt der höhere Stand seiner Frau kein größeres Ansehen; er genießt jedoch den Vorzug ihres größeren Vermögens (MARINER, 413).

Samoa. Die Ehre einer Jungfrau, die einen Häuptling heiratet, muß unbefleckt sein, andernfalls wird die junge Frau noch am Tage der Hochzeit mit Schimpf und Schmähung abgelehnt (REINECKE, 133).

Wie in den Karolinen (Ponape) wird die Witwe eines Mannes auf Nauru als Ehefrau von einem seiner Brüder übernommen, falls ein solcher vorhanden ist. Diese Leviratehe besteht auch auf den Marshall- und Gilbert-Inseln und wird ebenfalls aus Neu-Pommern und von Samoa berichtet.

Marshall-Inseln. Beim Tode eines Häuptlings muß der Bruder oder ein anderer naher Verwandter die Witwen übernehmen (Levirat). (ERDLAND, 123.)

Gilbert-Inseln. Ereignet es sich, daß ein Ehemann stirbt, so wird seine hinterlassene Witwe, wenn er noch einen Bruder am Leben hat, von demselben als Frau in seine Hütte aufgenommen (PARKINSON, 39).

Neu-Pommern. Widows were well treated, and the custom of killing any of them at the husband's grave does not exist in New Britain. After the death of the husband the widows sometimes passed to the husband's brother, and in any case I think he had the first claim to them (BROWN, 39).

Samoa. Practically, however, a widow would soon marry again, and in many cases the husband's brother would take her to wife in order to keep the children in the family (BROWN, 48).

Während der Schwangerschaft ist die Nauru-Frau, namentlich die der ersten Klassen, der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeiten,¹ Pflege und Wartung. Der bevorstehenden Geburt des neuen Stammesmitgliedes gilt das Interesse beider Sippen, vor allem derjenigen der Frau. Viele Vorschriften gelten für die Ehegatten, besonders für die Frau (Verbote des Haarschneidens, vieler Gerichte usw.), die nun tabu wird, für die eigene, geweihte Klausurhütten (Niederkunftshütten) errichtet werden, die als Merkmal charakteristische Abzeichen: Gürtel und Matte mit dem Familienwappen anlegt. Mehrere Festlichkeiten zeichnen diese Zeit aus, unter denen das Essensfest am Beginn des neunten Monats das letzte und größte vor der Geburt des Kindes ist. Der Ehemann erscheint hierbei in weiblicher Tracht, angetan mit dem Schmuck, den das Mädchen beim Eintritt seiner ersten Menstruation anlegt. — Manchem der im H.-B. I. S. 241—246 beschriebenen Gebräuche begegnet man auf den nächstgelegenen Inseln wieder. Leider geht aus diesen und denen unter Geburt verzeichneten Berichten nicht immer klar hervor, ob es sich, wie auf Nauru, um getrennte Schwangerschafts- und Gebärhütten handelt. Die Verbreitung der Sitte wurde bisher noch wenig verfolgt; sie ist allgemein austronesisch.

Gilbert-Inseln. PARKINSON (S. 33/34) beschreibt eingehend die Gebräuche während der Schwangerschaft. Auch hier unterliegt die junge Frau besonderen Verhaltensmaßregeln; am Ende des dritten Monats finden Essens- und Tanzfeste statt, bei denen die beiderseitige Verwandtschaft das Essen liefert und das Fest, wie auf Nauru,

¹ Essensgeschenke und Festlichkeiten ähnlich wie in Samoa (s. unten).

auf ein Zeichen der Schwangeren hin abgebrochen wird. Wie in Nauru mit Beginn des fünften Monats die Klausur in der Schwangerschaftshütte aufgehoben wird und nun unter Festlichkeiten der Einzug in die Gebärhütte erfolgt, erfolgt auf den Gilbert-Inseln unter Festlichkeiten das Ausscheiden der Schwangeren aus der Gemeinschaft der Mädchen; symbolisch deutet man es dadurch an, daß der Schwangeren ihr Schurz abgenommen und zeremoniell verbrannt wird, und sie fortan mit dem Frauenschurz, *deriri*, bekleidet ist. Damit ist sie in die Gesellschaft der alten Frauen aufgenommen. Auch das auf Nauru gebräuchliche äußere Schwangerschaftsabzeichen fehlt nicht, das sich in derselben Weise auf der Ellice-Gruppe und auf den Santa Cruz-Inseln wiederfindet. Hier ist allerdings seine Tragart anders. KRÄMER berichtet von den Gilbert-Inseln: Wenn eine Frau ihrer Niederkunft entgegengeht (sie pflegen dann häufig eine Leibbinde, *apaidnua*, aus Pandanusblättern zu tragen), sucht sie nach Pflegeeltern (KRÄMER III, 335).

Nukufetau. Only one woman was seen in the canoes. . . . She was prepossessing in her appearance, with a pleasing expression of countenance, and had a modest demeanour. She wore a cincture around her waist, and a mat over her bosom. The cincture was made of pandanus-leaves; this was fastened to a cord as a thick fringe, two feet in length, and extended to her knees (WILKES V, 42).

Santa Cruz. Pregnancy Mat. A curious custom exists on the island of Santa Cruz, Salomon Group, where the woman, when pregnant, and appearing in public, wear a specially ordered mat on the abdomen. It is a ten and threequarter inches square, made of Pandanus leaf plaited in alternate zones of different colour, a white zone, and a chequered zone (white and black). A border is sewn on the thinner strips, and finished off with thin black runners in three lines, held in position by passing-under one ribbon of the plaiting at regular intervals. Around the edges are attached as ornaments a series of Money Cowries (*Cypraea moneta* Linn), mouth upwards. The shells are made fast by passing a string through two bored holes. At the four corners the free ends of the plaiting are extended as tags, bound with sinnet, and to each two Cowries are made fast. Mr. A. Mahaffie, Deputy British Resident, Salomon Islands, informed me; that it would be a great breach of etiquette for the pregnant woman, to appear in public without this mat (ETHERIDGE, 304).

Samoa. During pregnancy the woman allowed her hair to grow long, alike as an evidence of her condition, and in deference to the received opinion that the child would thrive better in consequence. After two or three months had elapsed, the first present of food was brought by the husband's relatives; if he had any sisters, by one of them. If the wife were a woman of rank, this offering consisted of thirty, forty, or even fifty pigs; but if she were the wife of a Tulafale only, of eight or ten. Some time after this an offering was taken to the mother in honour of the expected child, which also consisted of pigs, the gift varying from two to three, up to fifty, according to the rank of the mother. This was called O le popo 'of the child', and strangely enough

so named from the fact that the expressed juice of the popo or ripe cocoanut was the first food given to an infant. In case of a woman of rank, two months before the birth of the child the afua was observed, which consisted of each Tulafale or landholder of the district bringing a present of a pig, the number frequently amounting to fifty, and even to one hundred. One more donation of food remained to be made by the husband's relatives and political dependants, called O le taro-fanaunga, the taro of birth, which consisted of a large quantity of provisions (STAIR, 175/176).

New-Georgia (Salomon-Inseln). In New Georgia, when a native woman expects a little one, the women of her village build her a small leaf-house away in the bush (BROWN, 34).

Neu-Caledonien. Quand approche le moment de la naissance de l'enfant, la mère se rend dans une des cases réservées aux femmes qui, d'après l'usage reçu, sont réputées impures. Deux mois seulement après sa délivrance, elle pourra retourner au village et rentrer dans la maison (P. LAMBERT, 100).

In besonders erbauten Gebärdhütten, in welche die junge Frau vor ihrer Niederkunft übersiedelt, erfolgt auf Nauru die Geburt in Anwesenheit des Zauberers, des Gatten und einiger Frauen; das übrige Volk erwartet die Verkündung vor dem Hause. Die Geburtsstellung ist hockend. Nach der Geburt wird die Mutter mit dem Kinde im besonderen Wöchnerinnengehöft noch 60 Tage in Klausur gehalten, die nur einige Male beim Abhalten von wichtigen Zeremonialfesten für Tage und Stunden unterbrochen wird. Das kleine Kind ist mit einer großen Tabumacht ausgestattet, welche das Leben im Wöchnerinnengehöft regelt (s. H.-B. I. S. 219 u. 247—249). Den Namen erhält es bei der Geburt nach besonders geschätzten Persönlichkeiten oder zufälligen Ereignissen. Die oben beschriebenen Gebräuche und Sitten haben ihre Parallelen in den z. T. nur in Bruchstücken uns überkommenen Gewohnheiten in Polynesien; am besten sind sie aus Tahiti beschrieben worden, die denen auf Nauru auch am meisten ähneln;¹ wo aus Melanesien derartiges berichtet wird, beruht es auf jüngerem polynesischen Einfluß.

Tahiti. The child being washed, is taken with the mother to the family morai A temporary house is erected on the sacred ground adjoining the morai, and what is cut off from the child is buried at the morai. In this house mother and child dwell till the rest of the navel-string drops off, which may be deposited in the house, or at the morai. During this time of seclusion, which is for a male infant a fortnight, and for a female three weeks, the mother touches no provisions herself, but is fed by another; and should any person touch the child during this time, he must undergo the same restrictions till the amōoa is performed, of a young pig, or a fowl, for the mother, which finishes this separation for uncleanness. The child is then removed to another temporary house on the sacred ground, near the house in which the father and mother reside; but they may not touch the child in the same clothes in which they eat their

¹ Beide Berichte ergänzen sich gegenseitig.

provisions. To take off this restriction, a second amōoa must be performed by the father and uncles, and a third by the mother and aunts; a fourth, before the child returns to the house where the father and uncles eat; a fifth, on the same account for the mother and aunts. . . .

If the child touches any thing before these rites are performed, it must be wholly appropriated to their use, being rāa or sacred; and if any thing touches the child's head before the amōoa is offered, it must be deposited in a consecrated place railed in for that purpose at the child's house . . . the cuttings of their hair are buried at the morai (WILSON, 341 u. 342).

Mutter und Kind, welche beide in einem besonders hergerichteten Häuschen wohnen, in das nur der Vater eintreten darf, die übrigen Verwandten nur nach Ablegung aller Kleider, Mutter und Kind sind sechs Wochen bis zwei Monate Tabu, bis zu einem großen Feste im Marae, dem Oroafeste, was in Gegenwart der Areois, der Häuptlinge des Bezirks, und der Verwandten gefeiert wird (MÖRENHOUT I, 536—537; WAITZGERLAND VI, 134).

Die Namengebung ist hier ohne Feierlichkeit bald nach der Geburt; die Namen nimmt man, wie in Neu-Seeland, von irgend einem Gegenstand, irgend einem Ereignis (FORSTER, Bem. 482) oder aus der Familie (ebd. VI, 134).

Samoa.¹ The position of accouchement is lying on the back with the knees bent and separated (BROWN, 46).

As in Melanesia children were often called after some event that happened at the time of their birth (ebd. 48).

About the third day the woman was up and at her usual occupation, and ready to take part in the rejoicings connected with the occasion. By this time the principal friends were assembled. They all brought presents, and observed an unvarying rule in the kind of the presents² each was expected to bring (TURNER, 81).

When the child became strong and able to sit there was another feast for "the sitting of the child"; a fourth when the child was able to stand; a third feast was for "the creeping of the child". But the greatest was the fifth, when the child could walk (ebd. 82).

Hawaii. Die Sandwichs-Insulaner bauen in der Nähe der Wohnung eine kleine Gebärhütte, welche Tabu, d. h. unbetreibar, unnahbar ist (PLOSS-BARTELS II, 47).

Neu-Seeland. Dort wird schon während der Schwangerschaft die arme Frau für Tabu erklärt; sie wird deswegen von der Verbindung mit anderen Personen abgeschnitten und unter ein einfaches, aus Zweigen und Blättern bestehendes Obdach verwiesen, das kaum gegen Regen, Wind und Sonnenhitze schützt. Doch wird sie je nach ihrem Range von einer oder mehreren Frauen, welche wie sie Tabu sind, be-

¹ Klausur wie auf Nauru und Tahiti sind hier nicht bekannt; doch werden in den ersten Lebensmonaten des Kindes große zeremonielle Festlichkeiten abgehalten.

² Matten, Siapo, Essensgeschenke.

dient. . . . Die Ausschließung dauert noch mehrere Tage nach der Geburt fort. . . . (DE RIENZL.) Nach anderer Nachricht (NOVARA) befindet sich die Hütte, welche für die gebärende Maori-Frau gebaut wird, nicht weit von der Wohnung der Familie und wird für heilig gehalten (PLOSS-BARTELS II, 47).

Gilbert-Inseln. Nach KRÄMER (III, 335) findet die Geburt in hockender Stellung in der Kniebeuge statt; PARKINSON (S. 34) berichtet, daß die Niederkunft in liegender Haltung in Gegenwart einer zauberkundigen Frau, des Adoptivvaters und des Gatten erfolgt. Ein Stück der Nabelschnur wird stillschweigend begraben, der Rest gepflegt, bis er von selbst abfällt, und daraus ein Amulettarmband gemacht. Ein Essensfest von drei Tagen beschließt die Geburtszeremonien.

Fidji. The birth of the first child is celebrated by a feast on the natal day; another feast takes place four days afterwards, and another in ten days, when suitable presents are made to the young people (WILKES III, 93).

Neu-Caledonien (s. S. 249). — Immédiatement après le retour de la mère au village, le père fait dire aux parents de son épouse: «Nous sommes en mesure de célébrer la fête de la naissance de l'enfant (fête désignée sous le nom de Pouagou alo) . . . » — Le grand père, les oncles maternels et toute leur parenté se hâtent alors de faire les préparatifs; ils réunissent vivres, perles-monnaie, nattes et autres richesses appréciées de nos indigènes. . . .

Près de sa case, il dépose des vivres de choix; ignames, taros, bananes etc. etc. Il étale tout ce qu'il a de richesses: perles-monnaie, nattes, manteaux, ceintures, étoffes d'écorce etc. etc. Avant la distribution, tout ce compte minutieusement et avec emphase. C'est ce qu'on appelle faire les richesses (la tou not). Tous, hommes, enfants, doivent recevoir un objet appréciable, quelconque. . . .

Quelque temps après on recommence la cérémonie, car nos indigènes ne laissent pas échapper une seule occasion de parade et de manger (P. LAMBERT, 105 u. 106).

Nach den älteren Berichten wurden verschieden geschlechtliche Zwillinge auf Nauru früher getötet, vorzüglich das männliche, da man glaubte, daß beide Blutschande getrieben und das Totem verletzt hätten. In diesen Anschauungen begegnen sich die Nauru-Leute mit denen der Melanesier, die ebenfalls solche Zwillinge töten, während man in Polynesien diesen Dingen ziemlich gleichgiltig gegenübersteht.

Neu-Pommern. Twins. In some cases both were killed. This was done because being of the same class (a male and a female) they were supposed to have violated the laws of class relationship (BROWN, 35).

Melanesien. In allen von mir besuchten Teilen Melanesiens scheint man der Ansicht zu sein, daß, wenn ein Weib Zwillinge zur Welt bringt, sie zur Zeit der Konzeption auf heimliche Wege geraten war, die sich mit der ehelichen Treue nicht vereinigen. . . .

Wenn bei den Barriai (Neu-Pommern) Zwillinge auf die Welt gekommen sind, dann wird von zwei Knaben der als unglücklich getötet, der zuerst erschienen ist, es

müßte denn ein ganz besonders fehlerloses und starkes Kind sein. Sind die Geschlechter ungleich, so fallen immer in erster Linie die Mädchen der Sitte zum Opfer. . . . Auch in Lamassa (Neu-Mecklenburg) sagte man mir, daß in solchen Fällen immer in erster Linie ein etwa vorhandenes Mädchen beiseite geschafft werde. . . . Die den Barriai und Kilenge benachbarten und sprachverwandten Umboi-(Rook-)Leute vergraben die Kinder ebenfalls. Von der Geelvink-Bai und den Salomonen ist Zwillingsmord unter der gleichen Begründung bekannt (FRIEDERICI I, 90).

Samoa. Auch in Samoa waren Zwillinge unbeliebt, aber getötet wurde keines der Kinder (FRIEDERICI I, 90).

Adoption oder Tausch von Kindern ist heute auf Nauru noch sehr beliebt; beides geschieht in frühester Jugend des Kindes; vor der Geburt werden schon diesbezügliche Abmachungen getroffen. Damit folgen die Eingeborenen einem allgemein austro-nesischen Brauche. »Sie besteht zu Recht — um nur einige Punkte zu nennen — bei den Tagalen auf den Philippinen, bei den Toradja von Midden-Celebes, bei den Alfuren der Minahassa, an der Geelvink-Bai, bei den Motu in Britisch-Neu-Guinea, scheinbar auf dem ganzen Bismarck-Archipel, auf den Salomonen, Banks-Inseln, Neu-Caledonien, Fidji; auf Neu-Seeland, Samoa, Tahiti, Marquesas, sowie überhaupt — soweit mir bekannt — auf allen polynesischen Inseln« (FRIEDERICI I, 94).

Marshall-Inseln. Die Adoption gilt als Ehre; die adoptierten Kinder gehen in den Familienverband über (ERDLAND, 115).

Gilbert-Inseln. Wenn das junge Paar zu den bemittelten Einwohnern der Dorfschaft gehört, melden sich diejenigen, welche wünschen, das Kind nach der Geburt zu adoptieren, denn dasselbe bleibt nur bis zur beendeten Säugungszeit bei den Eltern, alsdann geht es zu den Adoptiveltern. . . . Bemittelte Eltern haben keine Schwierigkeit in Erlangung eines Adoptivelternpaars für ihr Kind; sie erwählen gewöhnlich ein solches Paar, von dem zu erwarten ist, daß es für den zu erwartenden Weltbürger hinreichend sorgen kann, und die erwählten Adoptiveltern bestimmen nun ihrerseits, was sie dem Adoptivkind an Eigentum vermachen; gewöhnlich wird ein Stück Land gegeben. Unbemittelte Eltern finden selten bemittelte Adoptiveltern für ihr Kind; manchmal ereignet es sich, daß niemand sich meldet, und die Eltern geben dann später ihrem Kinde den Namen eines ihrer Vorfahren (PARKINSON, 33).

Tokelau-Gruppe. A married couple can adopt a child if they both please (TUTUILA, 268).

Samoa. Adopted children . . . and also a custom which prevailed of parting with their children to friends who wished to adopt them (TURNER, 83).

Tonga. Es ist gebräuchlich, daß Frauen Kinder oder erwachsene Personen an Kindesstatt annehmen, und dies oft, wenn ihre wirklichen Mütter noch leben (MARINER, 413).

Neu-Caledonien. Pour l'enfant adopté, il acquiert tous les droits d'un véritable enfant et il est par conséquent soumis aux mêmes empêchements (P. LAMBERT, 94).

Gazelle-Halbinsel. Ist eine Familie kinderlos, so adoptiert sie ein Kind, indem sie seinen Verwandten einen niedrigen Kaufpreis gibt. Das Kind tritt dann in die vollen Erbrechte seiner neuen Verwandtschaft ein (KLEINTITSCHEN, 208).

Bukaua (Kaiser-Wilhelms-Land). Adoption des Kindes kommt oft vor (LEHNER, 426).

Besonders bemerkenswert ist auf Nauru der Brauch, bei der ersten Haarschur einen Baum zu pflanzen (H.-B. I. S. 220), mit dessen Gedeihen das Leben des Kindes mystisch verknüpft ist. Diese Sitte scheint indonesischen Ursprungs zu sein und sich von dort aus nach der Südsee verbreitet zu haben; allerdings wird sie bisher dort vorzugsweise nur aus melanesischen Gebieten berichtet.

Indonesien. Baumpflanzen bei der Geburt. Die Sitte ist auch verbreitet bei den Stämmen im indischen Archipel, und darüber hat der niederländische Ethnologe G. A. WILKEN eine Zusammenstellung gemacht, der wir hier folgen. (De Betrekking tusschen Menschen — Dieren — en Plantenleven. Amsterdam 1884, 14.)

Wenn auf Amboina ein Kind geboren wird, so wird ein Baum gepflanzt, um das Alter des Kindes danach zu wissen.

Auf Bali pflanzt der Vater des Kindes bei dessen Geburt eine Kokospalme auf sein Erbe, welche hier *tanam-tubuh* heißt, und die nun mit dem neuen Weltbürger aufwächst.

Bei den Javanen, wo der Gebrauch auch vorhanden war, ist derselbe jetzt seltener geworden.

Die Makassaren und Buginesen auf Celebes beobachten denselben Gebrauch. Am neunten Tage nach der Niederkunft wird ein Fest veranstaltet, bei dem eine Sanro oder Zauberdoktorin eine Kokosnuß pflanzt, die mit dem Wasser begossen wird, in welchem man die Nachgeburt und den Nabelstrang gereinigt hat. Der so gepflanzte Kokosbaum heißt buginesisch: *tinaung*, makassarisch: *timba*; mit dem Kinde zugleich wachsend, dient er dazu, um dessen Alter annähernd anzugeben.

Auch die Malaien auf Malakka pflanzen bei der Geburt eines Kindes eine Kokospalme, die als Maßstab des Alters für die Person gilt, bei deren Geburt sie gepflanzt wird. Eine Frau, gefragt, wie alt sie sei, wies einfach auf ihren Kokosbaum.

In der Südsee (BASTIAN, Mensch in der Geschichte. III, 139) pflanzt man bei der Geburt eines Kindes eine Kokospalme, deren Knoten (?) zugleich zum Zählen der Jahre dienen, und die Papuas verknüpfen das Leben Neugeborener mystisch mit einem Baumstamm, mit dessen Umhauen sie sterben müssen (ANDREE, 22 u. 23).

Gazelle-Halbinsel. Kokospalmen oder sonstige Fruchtbäume, die bei festlichen Gelegenheiten gepflanzt werden, dienen als Anhaltspunkte, um das Alter der Leute zu schätzen (KLEINTITSCHEN, 187).

Buin (Salomon-Inseln). Bei der Geburt eines Knaben werden Kokospalmen gepflanzt. Wenn sie zu tragen beginnen, wird das Unu-Fest gefeiert, durch das der Knabe in die Reihen der Erwachsenen aufgenommen wird (THURNWALD 2, 3; 5).

Fidji. Die Fidschi-Insulanerin setzt bei der Geburt eines Kindes eine Kokospalme mit dem Nabelschnurrest in die Erde. Der Baum soll zum Glück des Kindes mit diesem aufwachsen (RENZ [PLOSS] I, 63).

Neu-Seeland. Die Maori auf Neu-Seeland pflanzen einen Baum an der Stelle, wo die Nachgeburt begraben wurde. Den Knaben wird später diese Stätte gezeigt, damit sie sie merken. Solche Bäume spielen bei Grenzstreitigkeiten eine Rolle. Nach TAYLOR wurde auf Nee-Seeland ein Bäumchen auf die begrabene Nabelschnur gepflanzt. Man nannte dieses Bäumlein »das Zeichen des Lebens« (RENZ [PLOSS] I, 63).

Tod und Begräbnis.¹ Als Folge der Völkermischung oder als Anpassung an die lokalen Schwierigkeiten, die heutige Begräbnisform, die Bestattung in der Erde, allgemein durchzuführen, findet man auf Nauru folgende Begräbnisarten:

- | | | |
|--|---|-------------------------------|
| 1. Bestattung im Korbсарг und in der Erde. | } | Für
die ersten
Klassen. |
| 2. Einfache Bestattung im Hause oder davor in der Erde. | | |
| 3. Mumifizierung der Leiche und Aufbewahrung (Aufhängen) im Hause. | | |
| 4. Beisetzung in den Höhlen des gehobenen Riffes. | } | Für
das Volk. |
| 5. Versenkung der Leichen im tiefen Wasser. | | |

Man trifft also auf der kleinen Insel die extremsten Bestattungsgebräuche: der absoluten Leichenvernichtung (4 und 5²) und der völligen oder teilweisen Leichen-erhaltung (1—3) an. Allen Leichen wird zur Reise ins Totenreich reichlicher Schmuck und andere Beigaben mitgegeben; die Bestattungsweise 1—3 hat infolge der Seelenverehrung zu einer Art Reliquiendienst geführt, welcher seinen besten Ausdruck im Schädelkult findet; der Schädel wird als Hauptträger des Seelenstoffes angesehen, an dem aber auch einzelne Knochen, Zähne und Haare teilhaben und nun als Talismane oder zur Herstellung von Geräten (Angelhaken, Harken usw.) Verwendung finden. Diese unterschiedliche Behandlung der Toten entspricht der vornehmlich in Indonesien und Polynesien verbreiteten Anschauungsweise der Seelenlosigkeit resp. Minderwertigkeit der Verstorbenen niederer Klassen und der Unfreien gegenüber der höheren Bewertung der gefürchteten und verehrten Seelen verstorbener einflußreicher Persönlichkeiten und der Vornehmen. The bodies of the chiefs, and persons of rank and affluence, and those of the middle class, were preserved; the

¹ Je nach Rang und Stand des Verstorbenen wählte man ein anderes Begräbnis. Der getötete Feind wurde in eine Matte geschlagen, doch so, daß die Extremitäten unverhüllt blieben, in einem Kanu auf die See hinausgebracht, mit Steinen beschwert und den Kopf nach unten versenkt. War der Verstorbene ein Stammesangehöriger, jedoch ein gewöhnlicher Mann, so wurde ihm dasselbe Begräbnis zuteil, nur versenkte man ihn dann mit den Füßen nach unten. Die Anverwandten schauten der sinkenden Leiche nach. Tummelten sich viele Haie um dieselbe herum, »o er hat viele Freunde, er ist glücklich!« hieß es dann. Ließ sich aber kein Hai blicken, so zogen sie betrübt wieder ab. . . . Ein noch besseres Begräbnis war die Versenkung der Leiche in die lotrecht abfallenden Felsenhöhlen. Die Freunde lauschten dann oben, bis der hinabfallende Körper unten aufschlug (P. FILBRY, 58).

² Auch die in den Höhlen beigesetzten Leichen können für den Eingeborenen als vernichtet gelten, da er niemals aus den unzugänglichen Schächten irgendwelche Leichenteile, wie bei 1—3, gewinnen kann oder will.

bodies of the lower orders unceremoniously buried, which was called the burial of a dog (ELLIS I, 399). Die fünf Bestattungsarten finden sich über die gesamte Südsee verstreut, ähnlich ist es um den Schädelkult bestellt, der mit dem Ahnendienst Hand in Hand geht. Eine Begräbnisart aber, die noch wenig aus der Südsee berichtet wurde, deren nähere Untersuchung leider bis heute noch keine greifbaren positiven Resultate geliefert hat, ist die Bestattung (?) in »mounds«. Auch sie ist einst auf Nauru üblich gewesen. In Ponape lernte ich in Kitti zwei Lokalitäten kennen, die von den Eingeborenen dort als Gräber von »Riesen« angesehen wurden. Es sind langgestreckte, niedrige Erdwälle, deren künstliche Herstellung noch heute gut erkennbar ist; mehrfache Durchstiche des Walles in verschiedenen Richtungen lieferten jedoch kein anderes Resultat, als daß sie aus Steinblöcken zusammengeschichtet waren, die dann mit dicken Erdschichten beworfen wurden. Ähnlich sind die angeblichen »Riesengräber« auch auf Nauru beschaffen. Welcher Bevölkerung die Herstellung dieser Wälle zugeschrieben werden muß, steht noch dahin. Solche »mounds« werden von Funafuti und den Gilbert-Inseln erwähnt. Vielleicht handelt es sich in solchen Fällen um Häuptlingsgräber, wie sie von Funafuti unten beschrieben sind.

Gilbert-Inseln. On this island¹ there are several curious mounds, of different sizes, the largest of which is about a mile long by half a mile wide; some of them exceed twenty four feet in height above the surrounding soil with this altitude, these are conspicuous on a low coral island. Each of these mounds is supposed to be the place for a *kainakaki*;² the great beauty of which is invisible to mortal eyes (WILKES V, 88).

Funafuti. Their dead are interred in the earth, and their graves are surrounded by a border of large stones with a covering of small pieces of broken coral in the middle. These are generally very carefully kept in order. In the case of a chief, a mound is raised for two to four feet high over the grave, and all around is kept free from weeds (HEDLEY, 53).

Die Bestattung in Särgen, die meistens Kanuform besitzen, ist auf verschiedenen Inseln der Südsee schon vor der Bekanntschaft mit den Europäern gebräuchlich gewesen und scheint aus der indonesischen Heimat mit übernommen zu sein. Auf Tobi, Songosor, Meliel und Bur bestattet man noch heute die Leiche im eigenen Kanu auf hoher See, wo die Seele des Verstorbenen dann vom Totenschiff aufgenommen wird (siehe die genannten Bände); auf Tobi verfertigt man sogar besondere, truhnenähnliche Holzsärge; ebenso bestattete man z. T. auf Samoa, Tonga, Tahiti, den Marquesas, Neu-Seeland, Neu-Pommern, Luf, Neu-Caledonien usw. in Booten.

Gilbert-Inseln. Das Grab ist eine flache Grube, etwa einen Fuß tief; dasselbe wird mit Holzstücken, gewöhnlich Teile eines alten Kanoes, ausgesetzt, und die in Matten gehüllte Leiche nun hineingelegt (PARKINSON, 43).

Samoa. Särge wurden (auf Samoa) aus Kanoes verfertigt (BASTIAN II, 54).

¹ Tavaira (Maiana, Gilbert-Inseln).

² Totenreich.

Marquesas-Gruppe. Der ursprüngliche Sarg war ein Kanu, und die besondere Hütte, in der der Leichnam zuweilen aufgestellt wurde, bis er den Prozeß der Eintrocknung oder Mumifizierung durchgemacht hatte, hieß *hae-vaka*, das Kanu-Haus (VON DEN STEINEN, 25).

Neu-Seeland. So war es auf Neu-Seeland, wo aber, wie überall, die Leichen-gebräuche sehr verschieden waren (TAYLOR, 97; CRUISE, 136), ein sehr verbreiteter Gebrauch, die Leichen, welche in einem kahnförmigen Sarge begraben wurden, nach etwa einem Jahre wieder auszugraben, die Knochen zu reinigen und sie in ein kahnförmiges Kästchen zu legen (WAITZ-GERLAND VI, 405).

Neu-Caledonien. Un arbre est creusé en forme de pirogue; on y dépose le corps (P. LAMBERT, 243). Allerdings nur bei der Bestattung von Häuptlingen. In allen diesen Fällen wird die Leiche nach der Verwesung exhumiert und die Knochenreste z. T. gesondert verehrt oder aufbewahrt oder nochmals beigesetzt (s. unten).

Die am meisten geübte Form auf Nauru war aber die nach melanesischer Art ausgeführte Bestattung in der Erde; entweder im Sterbehaus selbst oder in einer besonders dazu errichteten Hütte; die nächsten Anverwandten mußten einige Zeit auf dem Grabe schlafen (H.-B. I. S. 269). Diese Sitte wird in Melanesien und in den Gilbert-Inseln ebenfalls ausgeübt.

Gilbert-Inseln. Auf den Gilbert schläft die Witwe mit der Leiche des verstorbenen Gatten unter derselben Matte und bestreicht sich mit dem Schaum, bis der Kopf abfällt, der dann (als gereinigter Schädel) von ihr beständig umhergetragen wird. Man begräbt in der Hütte, während die Leichen von Häuptlingen unter dem Dach der Hütte aufbewahrt werden. Die Frauen (auf den Gilbert) tragen »the skull of a deceased husband or child as a token of affection« (nach WHITMEE). (BASTIAN II, 105.)

After this mourning, the body is sewed up in two mats, and sometimes buried in the house of the nearest relatives, the head always turned towards the east. In other cases, it is stored away in the loft. When the flesh is nearly gone, the skull is taken off, carefully cleaned, oiled, and put away (WILKES V, 103).

Fidji. Die Toten wurden in einer Höhle beigesetzt und die Häuptlinge im Hause begraben, wo der Sohn über dem Vater schlief (BASTIAN II, 63).

Gazelle-Halbinsel (N.-P.). Zu Ehren des Toten schlafen auf dem Grabe einige Wochen lang schwarz gefärbte Frauen, die von Zeit zu Zeit weinen müssen (KLEINTITSCHEN, 222).

Kai (Kaiser-Wilhelms-Land). Der nächste Angehörige (Witwer oder Witwe) des Verstorbenen hat die wenig angenehme Pflicht, einige Wochen in einer eilig hergestellten kleinen Hütte direkt auf dem Grabe zuzubringen (KEYSSER, 83).

Ebenso verfährt man bei den Jabim (ZAHN, 321).

Die auf den Gilbert-Inseln für Häuptlinge allgemein geübte Beisetzungsart der Einbalsamierung, Mumifizierung und Aufbewahrung des Körpers im Dachboden oder

Bestattung der Reste mit Ausnahme des Kopfes wurde in Nauru seltener vorgenommen (H.-B. I. S. 268); sie wird jedoch sporadisch fast überall in der Südsee bei Verstorbenen hoher Klassen ausgeführt.

Kusaie. Auf Kusaie hat sich diese Sitte nach GULICK (S. 242) in einer für uns wichtigen Modifikation erhalten: die Leichen der Vornehmen werden gesalbt, einbalsamiert, dann auf drei Monate begraben, endlich die Knochen wieder aufgenommen, gereinigt und an einer bestimmten Stelle des Hafens ins Meer gesenkt (WAITZGERLAND V, 152).

Marshall-Inseln. Unmittelbar nach dem Hinscheiden (eines Häuptlings) wird die Leiche präpariert, damit sie wenigstens zwei Tage vor allzu starker Verwesung geschützt bleibe. Um dies zu bewerkstelligen, entleeren die Eingeborenen den Darm, treiben einen Pflock weichen Treibholzes gewaltsam in den After und verstopfen Nase und Ohren mit wohlriechendem Erdharz. . . . Am Morgen des dritten Tages wird die Leiche zur Begräbnishütte getragen (ERDLAND, 324).

Gilbert-Inseln. War der Verstorbene eine Person von Bedeutung, vielleicht ein König oder großer Krieger, so wird der Leichnam nun einfach in Matten eingehüllt und zusammengeschnürt, dann auf die Querbalken der Hütte geschoben und dort aufbewahrt (PARKINSON, 43).

Samoa. Die Leichen der Häuptlinge wurden durch Öl oder Hitze bewahrt (im Ausdörren). (BASTIAN II, 54.)

Embalming was known and practised with surprising skill in one particular family of chiefs. . . . They assigned no particular reason for this embalming, further than it was the expression of their affection to keep the bodies of the departed still with them as if they were alive (TURNER, 148).

Tahiti. The bodies of the dead, among the chiefs, were, however, in general preserved above ground: a temporary house or shed was erected for them, and they were placed on a kind of bier. . . . The methods employed were at all times remarkably simple: sometimes the moisture of the body was removed by pressing the different parts, drying it in the sun, and anointing it with fragrant oils (ELLIS I, 400).¹

Kai (Kaiser-Wilhelms-Land).² Oft wünscht ein Sterbender, nicht begraben zu werden, dieser Wunsch wird ihm erfüllt. Man stellt dann die fest eingewickelte Leiche in einer Ecke des Trauerhauses auf und leitet die Verwesungsflüssigkeit durch ein Bambusrohr in den Erdboden ab. Wenn nach längerer Zeit nichts mehr abläuft, öffnet man die Umhüllung und begräbt die Knochen unter Zurückbehaltung des Unterkiefers und vielleicht eines Unterarmknochens (KEYSSER, 82).

Sulka (Jacquinot-Bucht, N.-P.). In den Häusern lagen eigentümliche, etwa zwei Meter lange, spindelförmige Geflechte; wir erfuhren, daß sie die Reste der in den

¹ Mumienartige Leichen sind auf Hawaii, auf Mangareva und Neu-Seeland in Höhlen beigesetzt in großer Anzahl gefunden worden.

² Ebenso bei den Jabin.

¹⁷ Hambruch: Nauru.

Hütten verwesenen Leichen enthalten. In der Mitte des Hauses hing sogar ein eigenes Hängegerüst für solche Leichenspindeln (VOGEL, 163).

Der Schädel wird als Sitz der Seele und Hauptträger des Seelenstoffes angesehen; von ihm und den erhaltenen Haar- und Skeletteilen emaniert die »Kraft« des Verstorbenen. Durch sorgfältige Aufbewahrung dieser Reste glaubt man die Kräfte des Toten an sich zu fesseln und den eigenen Absichten dienstbar zu machen. The soul after death went to the heavens, but came at a call to the place where the skull was, drove away disease, and spoke through the living, das ist der Glaube der Leute von Nanumanga in der Ellice-Gruppe (TURNER, 288). Diese Anschauung ist fast allgemein austronesisch; Melanesien ist der Mittelpunkt des Ahnendienstes und Schädelkults, in Polynesien ist er im Schwinden begriffen; er fehlt eigentümlicherweise völlig in Mikronesien. Die Behandlung der Schädel ist auf Nauru dieselbe wie auf den benachbarten Gilbert- und Ellice-Inseln. Der Kultus nähert sich den Formen, die aus Polynesien berichtet werden. Die Schädel sind die Sitze der Laren; Speiseopfer, Gebete usw. werden ihnen dargebracht (H.-B. I. S. 269).

Gilbert-Inseln. . . . among which were two skulls, that had been well polished and cleaned. These were found in the loft of one of their houses, and had evidently been preserved, with great care, as relics (WILKES V, 61).

The skulls of ancestors are carefully preserved by their family, and held in great reverence. When they desire to invoke their spirits, these skulls are taken down, wreathed with leaves, laid on a new mat, anointed with oil, and presented with food (ebd. V, 86).

Am fünften oder sechsten Tage nach der Beerdigung findet dann jedoch eine weitere Feierlichkeit statt. . . . Das Kopfende des Grabes wird nun geöffnet und der Kopf des Toten hervorgeholt. Die weiße Muschel¹ wird abgenommen, alle Fleischteile sorgfältig abgeschabt und dies alles wieder ins Grab gelegt, das nun auf immer geschlossen wird. Der sorgfältig gereinigte Schädel jedoch wird von nun an im Hause aufbewahrt und ist der Gegenstand großer Verehrung und der größten Sorgfalt; er wird auf etwaigen Wanderungen und Reisen mitgeführt, man salbt ihn mit Öl, bläst ihm Tabaksrauch in die Mundhöhle, bietet ihm Essen an, spricht zu ihm und behandelt ihn ganz wie eine noch lebende Person (PARKINSON, 43).

Nui (Gilbert-Kolonie in der Ellice-Gruppe). The skulls of their ancestors were treasured as gods, one for a family; and other household gods were seen in the fish, birds etc. (TURNER, 301).

Ellice-Gruppe. In Ellice's Group skulls of head-chiefs are hung up in houses and taken down periodically, and oiled during the weeping and wailing of women (HEDLEY, 51).

Nanumanga. The head of the parent was taken up on the third day after burial, and the skull cleaned by the teeth of the children. . . . The hair was cut short

¹ Eine Ovum ovulum-Schnecke.

as a sign of mourning, and the bereaved went and lived in the bush for a week (TURNER, 288).

Nanomea. Sie bewahren auch die Schädel der Verstorbenen auf, reiben sie mit Öl ein und halten viel auf diese Reliquien (GRAEFFE, 1189).

... but the principal objects of adoration are the skulls and jawbones (HEDLEY, 51).

Samoa. In Upolu wurden nach dem Begräbnis des Körpers die Köpfe der Toten im Hause aufgehängt (BASTIAN II, 54).

Tahiti. The family, district, or royal maraes were the general depositories of the departed, whose skulls were sometimes preserved in the dwelling of the survivors (ELLIS I, 405).

Hawaii. Verwandte tragen oft für längere Zeit die Knochen Abgeschiedener in einem Bündel mit sich herum, bis sie dieselben später irgendwo beisetzen, wie häufig in der Höhle Vaiolani (wo sie sich mitunter neben den Reisesäcken finden). (BASTIAN II, 261.)

Neu-Seeland. Auch eine rohe Art von Einbalsamieren hatte man, welche man vor allen Dingen an den Köpfen geliebter oder berühmter Menschen anwendete. Am häufigsten war sie um den Tauposee (DIEFFENBACH II, 66; WAITZ-GERLAND VI, 206). Die schon beerdigten, wieder aufgenommenen und gereinigten Gebeine wurden nicht selten in ein gemeinschaftliches Familien- oder Stammegräbnis, welches meist sehr versteckt angelegt und natürlich hochheilig war, beigesetzt, oder man brachte wenigstens die Schädel dahin (DIEFFENBACH II, 63; D'URVILLE II, 543) (WAITZ-GERLAND VI, 406).

Die Knochen der Vorfahren werden bei der Ernte in die Nähe des Ackerfeldes geschafft, von dort mit nach der Scheune getragen und dann zurückgebracht zur Höhle (BASTIAN II, 200).

Santa Cruz. Der Schädel wird in einer Kiste im Hause aufbewahrt und ihm als Repräsentation des Totengeistes Speiseopfer dargebracht (GRAEBNER I, 147).

Oft wird auch der Schädel mit grellem Ocker bemalt und so in den Häusern aufbewahrt, wohl auch in Körbchen zu Festen mitgenommen (SPEISER, 299).

Gaua (Neu-Hebriden). Man teilte mir auch ferner mit, daß man früher die Schädel besonders geliebter Toten oft in einem Korbe lange mit sich herumtrug und z. B. an jedem Feste teilnehmen ließ (SPEISER, 269).

In Süd-Malekula ist der Schädelkult besonders stark entwickelt. Wie in den Süd-Salomonen, in Neu-Mecklenburg, auf der Gazelle-Halbinsel, Admiralitäts-Inseln, Kaiserin-Augusta-Fluß, Merauke, Borneo werden hier die Schädel ganz oder teilweise mit Ton oder Wachs dem Lebenden nachmodelliert und in besonderen Häusern aufbewahrt.¹ In Para-Mikronesien ist er wahrscheinlich von den Admiralitäts-Inseln her nach Kaniet gebracht worden. Sobald wie möglich

¹ Ein genauerer, ausführlicher Nachweis des in Melanesien fast allgemeinen Schädelkults kann hier füglich unterbleiben.

nach dem Begräbnis wird der Schädel ausgegraben, wobei ein neuer Leichenschmaus stattzufinden hat; der Schädel wird darauf in einem Korbe geräuchert und im Hause aufbewahrt (THILENIUS, 231).

Melanesisch ist die Sitte auf Nauru, aus den Knochen der Verstorbenen, die an sich schon als Amulette gelten, Geräte verschiedenster Art herzustellen. Auch dieser Brauch wird auf den Gilbert-Inseln geübt.

Gilbert-Inseln. Necklaces of human teeth¹ were also prized, and brought off for sale (WILKES V, 61).

Fidji. . . . die gesäuberten Knochen dienen dann zum Verfertigen von Angeln oder Waffen (BASTIAN II, 91).

Kiriwina. . . . and make the small bones of his body into lime spatulas, to which his name was given, and which were sacred to his memory (BROWN, 390).

Kai (Kaiser-Wilhelms-Land). Hier und da wird der Unterarmknochen eines Toten von seinen Angehörigen als Betelspatel (auch Nasenpfeil) benutzt und ist so ein bleibendes Andenken an den Geschiedenen. Auch Haarbüschel von Verstorbenen trägt man als Andenken (KEYSSER, 82).

Sieht man von der Schmückung der Speere in Nakanai und auf der Gazelle-Halbinsel mit menschlichen Oberarmknochen ab, so wurden auf den Salomo-Inseln Speerspitzen aus Menschenknochen geschnitzt; und heute noch stellt man die Pfeil- und Speerspitzen auf Santa Cruz und den Neu-Hebriden aus Menschenknochen her.

In Polynesien benutzte man ebenfalls Menschenknochen zur Herstellung von praktisch weniger brauchbaren Gegenständen als vielmehr zu Zieraten und Zeremonialgeräten, so auf Neu-Seeland (Flöten und Tikitiki) und den Marquesas (Ohrstöpsel und Götterbilder); nur aus Hawaii berichtet ARNING, daß hohe Häuptlinge ihren Anhängern einzelne ihrer Knochen vermachten, um daraus, wie auf Nauru, Angelhaken herzustellen.

In den Anschauungen über das Leben nach dem Tode durchdringen sich auf Nauru melanesische und polynesische Vorstellungen. Die ersten überwiegen so daß auch in der eng damit verbundenen religiösen Denkart der polynesischen jüngere Einfluß zurück- und das ursprünglich heimische melanesische Element besser hervortritt.

Von den Seelen der Verstorbenen glaubt man auf Nauru, daß sie in ein Totenreich eingehen, das untermeerisch gedacht ist. Ein großer Banianenbaum² steht am Eingang zur Unterwelt, an dem ein Totengericht von zwei Frauen abgehalten wird, die den Seelen ihren künftigen Aufenthaltsort anweisen, die Guten belohnen und die

¹ Auch auf Ceram bei den Alfuren üblich. Nach FRIEDERICI (II, 154) werden Ketten von Menschenzähnen an der Südküste von Holländisch-Neu-Guinea, auf Santa Cruz, den Salomonen, Neu-Hebriden, Tuamotu und bei den Maori getragen.

² Eigentümlicherweise im Nordosten der Insel.

Bösen bestrafen.¹ Die Seele selbst ist an das Totenreich nicht gebunden, sondern verläßt es beliebig, um die lebenden Angehörigen zu besuchen. Damit werden die unten zu besprechenden religiösen Anschauungen berührt.

Der Glaube an ein unterirdisches Totenreich ist in Polynesien vorherrschend, der an das untermeerische im besonderen gilbertinisch; Omon bei Tarava gilt als das Seelenland. In Melanesien, überwiegend auch in den Karolinen, wird es als auf der Erde gelegen gedacht, entweder im Lande selbst oder an einem unbekanntem, im Westen gelegenen Ort. Das zuerst an der Nauru-Ansicht Befremdende, den Eingang zum Seelenland in den Osten zu verlegen, hat seine Parallele auch in den Salomonen in Guadalcanar, den Neu-Hebriden, Tami und Jabim. The jumping-off place for departed spirits at Guadalcanar, in the Salomon Islands, is at the eastern end of the island instead of at the western end as in Eastern Polynesia and in most other places in Melanesia. The eastern end is also the jumping-off place in Erromanga (BROWN, 242).

Tami. Der Aufenthaltsort der Geister ist die Unterwelt, die auf Tami, wie auch an der Küste, Lamboam genannt wird. Lamboam wird immer nach Osten verlegt; als Eingang sieht man dieselbe Felsspalte an, die auch zu den Onwun führt. Während man auf dem Festlande² glaubt, es habe jedes Dorf sein eigenes Lamboam, sagen die Tami: in Lamboam kommen alle Völker zusammen; aber jedes Dorf hat seinen eigenen Wohnplatz (BAMLER, 514).

Banienenbäume werden besonders in Melanesien als »Geisterbäume« angesehen; auch auf den Karolinen, so in Ponape und Kusaie, wurden sie als Geistersitze verehrt; der dem Jameliwud auf Majuro in den Marshall-Inseln geheiligte Baum, welcher vor einigen Jahren zerstört wurde, ist ebenfalls ein Ficusbaum gewesen. Aus Melanesien liegen diese Berichte vor:

Tanna. Zum Tempel bietet sich auf Tanna der Schatten des Banienenbaums. Unter Banienen wurden heilige Steine verehrt (auf Tanna). (BASTIAN II, 79.)

Buin (Salomonen). Auf dem Wege nach dem Jenseits steht eine riesige, auf unzähligen Stämmen und Luftwurzeln sich aufbauende uralte Sykomore (banyan tree). (THURNWALD I, 316.)

Gazelle-Halbinsel. Mit dem Namen *inal* bezeichnen die Kanaken meiner Gegend einen guten Geist (*a boina ra inal*). . . . Der *inal* hat Flügel wie ein Vogel und wohnt auf einem Baume, dem riesenhaften *giao*-Baum (Baniane, *Ficus prolixa*). . . . Zur

¹ BASTIAN (II, 105) erwähnt leider ohne Nennung der mir unbekanntem Quelle: In Pleasant Island (in Mikronesien) wurden die Seelen der Häuptlinge zu Sternen, während die Seelen der Gemeinen auf der Erde an dunklen Plätzen wanderten.

Vergleiche hierzu:

Nukuo. Teilweise wandern die Seelen auf Sterne (KUBARY II, 33).

Fakaofu. They believed that the moon was the special residence of the kings and priests of Tokelau. The stars they believed to be the spirits of the departed (TURNER, 273).

Neu-Pommern. Stars were spirits of the dead (BROWN, 244).

² Jabim (ZAHN, 324); Bukua (LEHNER, 475).

Nachtzeit ist er besonders lebendig und eilt von einem *giao*-Gipfel zum andern — die übrigen Bäume verschmäht er nämlich alle (P. MEIER, 95).

Ob nun das Totenreich, *bu-it-ani*,¹ mit dem polynesischen *po-*, *pu-bu* (in *po-rotu*, *pu-lotu*, *bu-lotu*, Heim von Geist), Seelenland, identisch ist, wage ich nicht zu entscheiden. Den Wächtern zum Eingang in das Seelenreich, die meistens auch gleichzeitig Totenrichter sind, begegnet man fast überall in den Teilen der Südsee, wo Vorstellungen von einem Totenreich und Seelenland vorhanden sind. Weibliche derartige Wächter treten in den Anschauungen der Karoliner (Zentral-Karolinen, Ponape) auf, während es in Melanesien meist Männer, gelegentlich auch Tiere (Vögel) zu sein pflegen.

Die religiösen Vorstellungen.

Die Angaben des Auuiyeda auf die Fragen nach der übersinnlichen Welt der Nauru-Leute (H.-B. I. S. 274—276) zeigen deutlich, daß ihre religiösen Anschauungen außerordentlich eng mit magischen Vorstellungen verbunden sind; animistische Seelenvorstellungen stehen im Vordergrund, sie ziehen auch den Dämonenglauben in ihren Bereich. Von der mächtigen polynesischen Götterwelt wird nur ein schwaches Abbild übermittelt; sie erscheint eigentlich nur in den Sagen und Erzählungen der Eingeborenen; im öffentlichen Leben und im Kult spielt sie keine Rolle; hier herrschen eben nur die Ahnenverehrung, der Glaube an Seelenemanationen und an Naturdämonen. Das ist melanesische Art, die nur Anschauungen auf Grund realer Vorbilder kennt und der transzendentes, abstraktes Denken unmöglich ist, wie es von den religiösen Vorstellungen Polynesiens und der Zentral-Karolinen gefordert wird. Auuiyeda ist der Unterschied dieser Denkweisen gefühlsmäßig klar geworden, nachdem er oberflächlich mit den christlichen Anschauungen und unserer Denkart bekannt geworden war; daher stellt er denn auch an den Anfang und das Ende seiner Ausführungen den Satz: Es gibt keine Götter in Nauru als nur die Seelen der Toten. — Der Glaube an resp. die Furcht vor diesen Geistern und Seelen, *ani*, macht in erster Linie die Religion der Allgemeinheit aus. Wie man sich ihre Wirksamkeit vorstellt, siehe H.-B. I. S. 275. Die Seelen der verstorbenen Mitglieder eines Hauses gelten als Schutz- und Hausgeister der Familie; sie können gelegentlich in einzelne Familienmitglieder hineinfahren, die dann Gefäße der Geister und Vermittler ihres Willens sind; ihnen wird am Mittelpfeiler des Hauses geopfert; jede Sippe hat einen besonderen Schutzgott, der entweder das nahezu vergessene Totentier oder -pflanze oder ein im Leben bedeutendes Familienmitglied ist, und dem auf besonderem Opferstein geopfert wird. In dritter Linie folgen die Dämonen, denen man bedeutenden Einfluß auf das menschliche Leben zuweist; deren Kultus ist wie bei den Ahnengeistern nur auf die Erreichung rein diessseitiger Zwecke gerichtet. Es läßt sich allerdings nicht unzweifelhaft feststellen, ob diese Dämonen wirklich Naturgeister sind, oder ob

¹ *ubui-o*, mein Heim, mein Land.

nicht aus der Reihe der Ahnengeister einzelne besonders mächtige resp. gefürchtete zu solchen Dämonen geworden sind; einzelne, wie z. B. Tabuerik mit seinen vielfachen Inkarnationen (s. H.-B. I. S. 280), Auuirieria usw., mögen auch aus der polynesischen Götterwelt als Dämonen übernommen sein; das geschah allerdings nicht erst auf Nauru; hier wurden sie von den Einwanderern in der Form übermittelt, die ihnen von ihrer Heimat, den Gilbert-, Ellice-Inseln usw. her bekannt war. Gleichwie in diesen Gebieten widmet man den »Göttern« wenig Interesse. — Bilder stellt man von den Ahnengeistern und Dämonen nicht her; die ersten verkörpern sich gelegentlich in Vögel (s. S. 180, Anm. 2) — so gilt der Fregattvogel direkt als Seelenvogel (s. H.-B. I. S. 282) — oder erscheinen in ihrer natürlichen Gestalt; die Dämonen dagegen nehmen Tier- oder Phantasiegestalten an; bestimmte Steine, an denen ihnen geopfert wird, gelten als ihre Sitze; und es scheint so, als ob gelegentlich ein solcher Stein selbst als Dämon angesehen wird (s. H.-B. I. S. 277). Diese Steinverehrung ist auf Nauru nicht heimisch gewesen. Sie ist von den Gilbert-Inseln, dem Hauptverbreitungsgebiet dieses Kultus, her eingeführt worden. Auf den Glauben an »Götter« komme ich bei der Besprechung der Sagen zurück.

Der Kultus der Ahnengeister und Dämonen ist mit Ausnahme des Opfers und äußerer Zeremonien, Schmücken und Salben der Reliquien resp. des Dämonensteines (Altar?) gelegentlich verschieden. An den Dämon wendet man sich meist selbst, ohne Vermittlung eines anderen; im Gebet (mit Worten) und mit dem Opfer versucht man seinen Beistand zu erlangen; in derselben Weise verfährt man auch mit den Ahnengeistern, vor jeder Mahlzeit spendet man ihnen ihren Anteil daran; ihres Schutzes und ihrer Hilfe versichert man sich durch die Anwesenheit des Schädels und der Reliquien; man geht auf Nauru von denselben Überzeugungen aus, die KEYSER (S. 113 u. 115) so ausgezeichnet in seinen Untersuchungen über die Kai festgelegt hat.

1. Nach der Anschauung der Eingeborenen besitzt jedes Wesen und jedes Ding einen Seelenstoff, der es vollständig durchdringt und erfüllt (S. 113).

2. Die Fähigkeiten und Eigenschaften, welche eine Person oder Sache besitzt, kommen auch seinem Seelenstoff voll zu (S. 115).

3. Ferner folgt, daß es eine Übertragung des Seelenstoffes — und damit eine Übertragung von Kräften und Eigenschaften — auf ein anderes Wesen oder einen Gegenstand gibt (S. 115).

In der Würdigung dieser Anschauungen wendet man sich in bestimmten Fällen: Krankheit, Schwangerschaft, Krieg usw., wo man dem eigenen Gebet nicht die nötige Wirkung zutraut, an die Vermittlung anderer Personen, besonders der Berufs-Zauberer(innen), die mit den Geheimnissen der weißen und schwarzen Magie vertraut sind, oder an einzelne Leute, welche zuzeiten vom Geiste eines mit außergewöhnlichen Eigenschaften begabten Ahns »besessen« werden. Neben dem Opfer, das gleichzeitig die Bezahlung des Zauberers bildet, sind hier die von ihm allein gekannten Zaubersprüche, unter Anwendung von Manipulationen mit geeigneten Reliquien, die

Mittel, welche durch eine Art Hypnose und Suggestion die gewollte Wirkung erzielen.

Diese in Melanesien vorzüglich ausgebildeten animistischen Seelenvorstellungen, die sich mit BROWN (S. 194) kurz dahin zusammenfassen lassen: the souls of the dead are always regarded as beings whose help can be invoked on special occasions, such as fighting, fishing etc. überwiegen auf Nauru. Auch in den Nachbargebieten treten sie auf, wie überhaupt überall dort in Polynesien, wo der Schädelkult noch betrieben wird (s. S. 258). Allerdings haben sie dort nicht mehr eine Vorrangstellung. Aus den rein melanesischen Gebieten führe ich daher keine Parallelen an.

Gilbert-Inseln. The name of their principal divinity is Wanigain, or Tabueriki. . . . About two thirds of the people worship him as their tutelar divinity. The rest do not acknowledge him, but have other deities; and some worship the souls of their departed ancestors, or certain birds, fish, and animals (WILKES V, 86).

Funafuti. They worshipped the spirits of their ancestors, mostly those who originally peopled the islands, but some of later generations have been deified in some of the islands. They have shrines where they offer their devotions; some have tangible representations of their gods in the shape of stones (HEDLEY, 48).¹

Nukuor. Es werden zweierlei Götter unterschieden: Tupúa's (die Selbsterstandenen, von *tupu* = keimen, entstehen, sich bilden) und *te aitu tanata* (die Geister der toten Menschen). (KUBARY II, 22).

Der Ahnenkultus der Nukuorer unterscheidet sich von dem karolinischen Spiritismus dadurch, daß die Geister der Verstorbenen nicht im allgemeinen verehrt werden (ebd. 23).

Niue. General worship was paid to the spirits of ancestors (TREGGAR, 15).

Es wurde schon oben S. 262 betont, daß jede Sippe ihren besonderen Schutzgeist verehrt, außerdem auch jede einzelne Familie einen eigenen Schutzgeist besitzt. Die ersten sind Tiere und Pflanzen; es liegt daher eine gewisse Wahrscheinlichkeit vor, sie als die dieser Stellung entsprechenden melanesischen Totemsgottheiten anzusehen; ebenso wie die Familiengeister, die an die Hütte und den Besitz der einzelnen Familie gefesselt sind, im engen Zusammenhang mit den sogenannten Lokalgöttern stehen, die in Melanesien entweder phantastische Dämonen, dann aber auch Tiere oder Seelen Verstorbener sind. Diesen Gottheiten begegnet man ebenfalls in Polynesien, wo sie allerdings eine untergeordnete Rolle spielen. Auf Nauru folgen Kult und Verehrung dieser Gottheiten den polynesischen Anschauungen.

¹ Vergleiche:

Tami. Die Geister, die das Denken und Sinnen der Tami erfüllen, sind die Kani, d. h. die Seelen der Abgeschiedenen. Die Tami haben also Ahnenkult. Doch geht das Gedenken der Ahnen nicht weit zurück, man beschäftigt sich nur mit den Seelen derjenigen Verwandten, die man persönlich gekannt hat. . . . Den Ahnen bringt man Opfer in Gestalt eines Schüsselchens mit gekochtem Taro, einer Zigarre, Betelnüssen und der gleichen, von welchem die Geister jedoch nur das Bild «die Seele» des Dargebotenen genießen, während die Materie den Menschen anheimfällt (BAMLER, 513/514).

Jeder einzelne Stamm hat eine Schutzgottheit.

Rotuma. Each hoag had its own atua, but several hoag might acknowledge a big atua over all, while they each had their own atua . . . the atua, though, could only affect them personally, and had little or no power over their crops. This atua might be termed "the god of the hoag", but there was also an inferior class of atua, who might be called "devil spirits", whose sole delight it was to go about causing sickness and death. . . . Their dwelling-places were in trees, stones, and rocks; certain hifo trees were favourite dwelling places for them, but some were said to enter into men (GARDINER, 466).

Tonga. Jeder Stamm besaß einen Schutzgott (BASTIAN II, 34).

Samoa. Neben den Schutzgöttern¹ der Familie wurden Sonne, Mond und Regenbogen² verehrt (s. HEATH). (Ebd. 46.)

These gods were supposed to appear in some visible incarnation . . . a man would eat freely of what was regarded as the incarnation of the god of another man, but the incarnation of his own particular god he would consider it death to injure or to eat. *aitu fale* = gods of the house (TURNER, 17).

Jedes Individuum verehrte seinen persönlichen Gott (in Samoa); zum Familiengott (als König angeredet) betete vor dem Abendessen, bei einem angezündeten Feuer, der Hausvater (BASTIAN, 47).

Tahiti. Die Tii (als Schutzgeister) waren die dii genitales. Vor den Idolen (in Tahiti), those representing the spirits, they called, Tii, and those representing their national or family gods, Toos (s. ELLIS), gegen den Anblick durch Tuch umhüllt (ebd. 9.)

Den Hausgöttern wird geopfert.

Gilbert-Inseln.³ The worship paid to this god⁴ consists in repeating prayers before this stone, and depositing beside it a portion of the food prepared for their own use. This is done not only at the time of festivals, but at their daily meals, and also whenever they desire to propitiate his favour. . . . Every family of any distinction has one of these stones, which is considered by many of them rather in the light of an altar than of an idol (WILKES V, 86).

In their houses they had sacred stocks or small pillars of wood, four or five feet high, as the representatives of household gods, and on these they poured oil and laid before them offerings of coco-nuts and fish (TURNER, 294).

Nukufetau. Household gods were incarnate in the fishes, and a disease-making god was seen in the water-spout (ebd. 285).

Tokelau. Each household had an idol, to which offerings of food were made (RANK, 270.)

¹ Auf Palau, Yap, Truk, Ponape, Kusaie, Marshall-Inseln hat jede Sippe eine eigene, auf Ponape jede Familie einer Sippe noch eine besondere Schutzgottheit.

² Der auf Nauru als Aūuirieria gleichfalls Verehrung genießt.

³ Siehe auch S. 258 u. 264.

⁴ Tabueriki.

Samoa. The father of the family was the high priest and usually offered a short prayer at the evening meal . . . and on these occasions a cup of their intoxicating *ava* draught was poured out as a drink-offering (TURNER, 17).

Buin. Oligas sind Familiennahmen, die an Laren und Penaten erinnern (ihnen wird Essen geopfert). (THURNWALD I, 319.)

Der Mittelpfeiler des Hauses gilt als Götterplatz.

Fidji. Auf Vanua-Lava stützt der Schutzgott das Haus (s. ECKARDT). (BASTIAN II, 84.)

Buin. Dem Toten (*buaguro* = der Verstorbene) wird am Hauptpfeiler der Sprechhalle, am *minei*-Pfeiler, geopfert (THURNWALD I, 319).

Shortland-Inseln. Round the totem-post in the assembly house is always a small enclosure made of sticks about 12 inches apart, with separating walls made of mat or palm leaf. This is supposed to be the special residence of the war-god or Bakawai (BROWN, 159).

Steine als Götter und Göttersitze.

Gilbert-Inseln. In the centre of the little village¹ (Apaiang) was one of the sacred stones, which was described by Kirby as an object of worship. It consisted of a flat slab of coral rock, about three feet high and two wide, set up on end and dressed with a thick wreath of cocoanut-leaves. It was placed in the centre of a circular platform of sand and pebbles, about nine feet in diameter, raised five or six inches above the soil, and surrounded by a ring of stones. At the foot of the coral slab were several large coconuts, placed there as an offering to the divinity, whom the natives styled Tabu-eriki (WILKES V, 70). (Abb. 337.)



Abb. 337. Tabuarik. — Gilbert-Inseln.
(Aus WILKES V, 110.)

¹ Wie auf Kapingamarang.

Nukunau. They had other gods and goddesses, and as was common in the group, had sandstone slabs or pillars set up here and there among the houses (TURNER 296).

Funafuti. Siehe S. 264.

Foilape was the principal god, and they had a stone at his temple. There was an altar also on which offerings of food were laid (ebd. 281).

Nanumea. The principal gods were Maumau, Laukiti, Foluha and Telahi. Each had a temple and priests. At the temple of Maumau there stood a nine feet high coral sandstone slab from the beach (ebd. 291).

Nukulaelae. Two gods, Fonolape and Moloti, were represented by two stones (ebd. 280).

Fakaofu. Their great god was called Tui Tokelau, or king of Tokelau. He was supposed to be embodied in a stone, which was carefully wrapped up with fine mats, and never seen by any one but the king, and that only once a year, when the decayed mats were stripped off and thrown away (ebd. 268).

Tokelau. The Supreme Being was beneficent. Thunder was his voice, and he was believed to be really present in certain black, or rather green stones, which were found at long intervals in the roots of the drift timber (TUTUILA, 269).

Futuna. Before the house of each principal chief of a valley is a sacred stone. . . . These stones are held in great respect by all. Some parts of the houses are also sacred, such as the space between the two principal supports of the roof¹ (SMYTH, 47).

Fidji. Der Gott Dadavania war aus einem Stein geboren (BASTIAN II, 76).

In Fidji sind Monolithen (und Basaltsäulen² usw.) heilig und wurden von Frauen verehrt, welche sie (um Kinder zu erhalten) mit Öl glattrieben (ebd. 76).

Hawaii. In Lanai verehrten die Fischer aufrechte Steine. In Molokai wurde der Seegott als Hai verehrt (ebd. 230).

Am Pali (in Oahu) wurde vor aufgerichteten Steinen (gegen Sturzfälle) geopfert (ebd. 235).

Um in dem Tal Kolua (auf Oahu) nicht von den herabfallenden Steinen beschädigt zu werden, legen die Reisenden Opfergaben von Blättern oder Gras (mit daraufgesetztem Stein) neben den in der Schweinsform Kamapua's (Liebhaber Pele's) gebildeten Felsen (mit Ohren und Schnauze eines Schweines). (Ebd. 237.)³

Götter in Janusgestalt.

Auf den Karolinen bestehen die »Kommandostäbe« der Flottenführer aus einer doppelgesichtigen hölzernen Halbfigur, deren unteres Ende mit weißgekalkten Rochenstacheln besetzt ist. Die Figur wird mit Gelbwurz bemalt und mit Kokosfiedern geschmückt. Sie stellt den Seefahrtsgott Alulue dar.

¹ Ähnlich wie auf der St. Cruz- und Neu-Hebriden-Gruppe (SPEISER).

² Wie auf Ponape.

³ Vergl. hierzu Samoa. Für die den Wald durchstreifenden Geister werfen die Reisenden Speisen umher, mit Gebet um Schutz (ebd. 48).

Marquesas. Der Kriegsgott Teihotika hat einen Doppelkörper, oder der als Teihotika für das Gedeihen der Pflanzen gegen Mißwachs angerufen wird (BASTIAN II, 17).

Tabuerik.

Auch haben wir ebendasselbst (V, 135 ff.) schon auf manche schlagende Übereinstimmung des mikronesischen Mythos und des Mythos von Tangaloa hingewiesen, welcher letztere Gott sich wohl unter so allgemeinen Namen wie Tabueriki (heiliger Herr 139) . . . verbirgt (WAITZ-GERLAND VI, 232).

Gilbert-Inseln. Zeitweilig wohnt Tabuarik¹ in dem Stein und spricht mit dem Propheten, und die Insulaner gehen deshalb dorthin, um zu hören, was der Gott gesagt hat. . . . Hierher bringt man auch die Opfer; dieselben bestehen in Speisen und werden rings um den Stein aufgestellt; hier holt sie der Priester und verzehrt sie im Namen seines Gottes (PARKINSON, 100).

Tabuarik nimmt mitunter die Gestalt eines Haifisches an; seine Anhänger betrachten daher den Hai als heilig und töten ihn nie (ebd. 101).

Arorai. Tapuariki was the great god (TURNER, 294).

Nukunau. Tapuariki was the great god here, and was supposed to come in the thunder (ebd. 296).

Onoatoa. Tapuariki and Naleau were among the principal gods. Here they had large stone pillared temples such as in Peru (ebd. 299).

Auuirieria.

Gilbert-Inseln. Auriäriä hatte vormals ebenso große Macht als Tabuarik; sein Ansehen ist geschwunden. Der Kultus ist übrigens ganz so wie vorher bei Tabuarik beschrieben (PARKINSON, 101).

Nui (Ellice-Inseln). The god Aulialia made earth models of a man and a woman. He called the man Tepapa and the woman Tehata (TURNER, 300).

Die Eigenschaft von Auuirieria als Heilbringer (s. H.-B. I. S. 444) läßt vermuten, daß er auch in Tahiti bekannt war: while Oititi, or Rearea, was their Esculapius or god of physic (ELLIS I, 333).

Aus der Anzahl der Naturdämonen (H.-B. I. S. 278/279), denen man auch auf den Gilbert-Inseln große Verehrung zollt, wenn auch ihre Funktionen und Namen andere sind, begegnet man dem Rochen-Dämonen Eroduabin ♀ als Nei de Tuabine in der Gilbert-Gruppe wieder: Nei de Tuabine ist eine Meeresgöttin in Gestalt eines Rochens, der ihre Anhänger aus dem Wasser errettet (PARKINSON, 101).

Der Fregattvogel.

Der Vogel spielt im täglichen Leben und in den Anschauungen der Nauru-Leute eine hervorragende Rolle. Einigen Sippen gelten besondere Arten als Totemtiere

¹ Siehe S. 266.

(s. H.-B. I. S. 190); der Regenpfeifer gilt als Orakelvogel, dessen Schrei Unglück und Tod bedeutet; beliebt ist die Haltung von Steinwälzern und anderen Vögeln als Kampf- und Sportobjekte (s. H.-B. I. S. 339); die größte Aufmerksamkeit wird auf Nauru vor allen anderen aber dem Fregattvogel gewidmet, der den Eingeborenen als Seelenvogel gilt. Er vermittelt den Verkehr mit dem Geisterlande, er trägt die Seele des Verstorbenen, er ist der Vogel-Begleiter des Tabuarik,¹ der Donner- und Blitz-Vogel. »Die in Frage kommende Anschauung ist auf Tahiti und Tonga noch lebendig. Wenn nämlich ein Mensch die Seele aushaucht, wird sie von einem Vogel ergriffen. Also der Vogel trägt die Seele ins Jenseits. Tatsächlich heißen auch auf Mangaia, Aitutaki, Rarotonga und Hawaii die Götter oder Herrscher der Unterwelt Miru oder Milu, welches Wort nichts anderes als ein Vogelname ist.«² (FROBENIUS, 6).

Daß dieser Vogel der Fregattvogel ist, kann ich im Augenblick nur an einem Beispiele nachweisen.³

Nuguria. Später geht sie (die Seele) über in den aus der Tätowierung bereits bekannten Seevogel *makakata* (Fregattvogel), der nur bei schlechtem Wetter in größeren Flügen auf dem Lande Schutz zu suchen pflegt (THILENIUS, 67).

Der Umstand gerade, daß dem Eingeborenen die Nistplätze dieses Vogels größtenteils unbekannt sind, hat ihm seine mystische Wertschätzung eingebracht; auf den Karolinen (Yap, Palau, Zentral-Karolinen, Truk) ist er als Götter- und Heilbringer-vogel angesehen; auf den Marshall-Inseln sind seine Federn dem Häuptlinge als Bootsschmuck vorbehalten.

In den Admiralitäts-Inseln ist gerade der Fregattvogel ein beliebtes Vorbild für Ornamente und Schalen, ebenso auf Kaniet; ähnliches gilt von seiner Bedeutung als Ornament für die Süd-Salomonen und St. Cruz-Inseln. Das Herausheben dieses Vogels unter den übrigen scheint ihm eine besondere, heute noch nicht klar erkannte Vorrangstellung einzuräumen, die wahrscheinlich dieselbe ist, welche sonst in den melanesischen Gebieten (Neu-Guinea, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg⁴) der Buzeros, ebenso im östlichen Indonesien (Dajak), oder im westlichen Indonesien das Huhn (Sumatra, Nikobaren) als Seelenführer spielt.

Ob in den Nauru nächstgelegenen Gebieten der Fregattvogel die Bedeutung hat wie auf dieser Insel, läßt sich heute nicht mehr sicher erkunden. Die ähnliche Haltung und die Wertschätzung des Vogels lassen es nur vermuten.

Maraki (Gilbert-Inseln). Auch sah ich auf Pfählen gefesselte Fregattvögel sitzen, welche die Eingeborenen mit fliegenden Fischen fütterten. Man liebt diesen Vogel auf den Gilbert-Inseln sehr und hält ihn, wie bei uns die Damen ihre Papageien (KRÄMER III, 264).

¹ *Iti* ist die Nauru-Bezeichnung für Fregattvogel. *De itji* = der Blitz ist die Frau des Tabuarik in den Anschauungen der Gilbert-Leute (PARKINSON, 100).

² WILSON: Missionsreise, S. 367. COOK: 3. Reise Bd. II, S. 85. GILL: S. 81, 90, 93. BASTIAN: »Allerlei« Bd. I, S. 109. RIENZI etc. SCHIRREN S. 87 nach FORSTER und GARNAT.

³ In Melanesien tritt der Buceros (Nashornvogel) meistens an die Stelle des Fregattvogels.

⁴ Neu-Mecklenburg: STEPHAN-GRAEBNER, 116 bilden einen Totenkahn aus King ab, der mit einem rot-weißen Zickzackmuster, *daula* bemalt ist. *daula* ist der Name für Fregattvogel.

Nukulailai. MR. HEDLEY informs me that he did not see any tame Frigate-birds on Funafuti,¹ but on Nukulailai on August 2nd, 1896, he saw one unattached on a tall perch in front of the teacher's house. There is no doubt, however, that *Fregata aquila* still inhabits Funafuti or some neighbouring atolls, for the "titi's" brought back by MR. HEDLEY and worn by the natives of both sexes on festive occasions, were ornamented with the feathers of this species (HEDLEY, 85).

Funafuti. When I visited the group in 1876 I found that the Samoan native pastors on four of the islands were in the habit of corresponding by means of carrier frigate-birds. While I was in the pastor's house on Funafuti on a Sunday afternoon a bird arrived with a note from another pastor on Nukufetau, sixty miles distant. It was a foolscap 8^{vo} leaf, dated on the Friday, done up inside a light piece of reed, plugged with a bit of cloth, and attached to the wing of the bird. In former times the natives sent pearl-shell fish hooks by frigate birds from island to island. I observed that they had them as pets on perches at a number of islands in this "Ellice" group, fed them on fish, and when there was a favourable wind the creatures had an instinctive curiosity to go and visit another island, where on looking down they saw a perch (TURNER, 282).

Nui. Verschiedene Seevögel sind hier gezähmt, namentlich der Fregattvogel (*Tachypetes aquila*); sie sitzen auf Stangen vor den Hütten, fliegen hinaus auf das Meer, um ihre Nahrung zu suchen, und kommen stets wieder auf die Insel und ihre Querstange zurück (GRAEFFE, I 190).

Fakaofu. Young frigate birds were often brought from the islets, where they nest, and kept on perches near the houses. I saw several of the tame birds about the islands. I was told that long after the birds can fly they come back for food, and when they are saaring high up aloft, the cry of »ika! ika!« (fish) will bring them wheeling down to settle on the upstretched arm (LISTER, 59).

Das Recht. Die bisherigen Untersuchungen an den Südseevölkern ergaben, daß alle mehr oder weniger entwickelte Vorstellungen und Anschauungen vom Rechte besitzen. Zum Teil sind diese Rechte eng mit dem religiösen Leben verbunden. »Recht und Religion sind eines, oder vielmehr, das Recht ist nur eine der verschiedenen Verwirklichungsformen des religiösen Gedankens« (KÖHLER, 4). Leider sind diese Rechtsverhältnisse bisher in den ethnologischen Untersuchungen sehr vernachlässigt worden, vielleicht unfreiwillig, da einmal der Eingeborene selbst ungern darüber Mitteilungen macht, dann auch, weil wir mit unseren eigenen Rechtsbegriffen an die Eingeborenen herantreten; auf ihnen fußend, wollen wir das fremde Recht erkunden und schießen dabei häufig arg am Ziel vorbei, weil die Denkart der Eingeborenen eine ganz andere ist, und bei der Verquickung der religiösen und rechtlichen Anschauungen die Scheidegrenze zwischen beiden nicht immer klar hervortritt. So ist es heute bei den großen Lücken in der Kenntnis des Eingeborenenrechtes unmöglich,

¹ Im Jahre 1896.

einen eingehenden Vergleich zwischen den Rechtsanschauungen auf Nauru und denen anderer Südseevölker durchzuführen; man wird sich auf wenige interessante Einzelerscheinungen beschränken.

Das Tabu (s. H.-B. I. S. 311) wird streng nach polynesischer Art gehandhabt; und es weicht in keiner Weise von ihr ab. Bemerkenswert ist, daß eine Person, die selbst tabu ist, wie zeitweilig z. B. der eben geborene *temonibe*-Sproß, durch Berühren irgendeines Gegenstandes diesen selbst tabu macht (s. H.-B. I. S. 218, 248). Ähnliches trifft man auf Tahiti an. »Da nun der König tabu ist, so wird alles, was er berührt, gleichfalls tabu und daher dem Gebrauche des gemeinen Lebens für immer entzogen. Die Gefäße, aus denen er gegessen oder getrunken hat, werden meist zerbrochen« (VANCOUVER I, 81), oder müssen für seinen ausschließlichen Gebrauch aufgehoben werden (WAITZ-GERLAND VI, 191).

Der Landbesitz wird durch Grenzmarken, Steine, festgesetzt; ähnlich wie in Neu-Seeland: »das Eigentum des Landes wird mit Merkzeichen abgegrenzt« (BASTIAN II, 190). Ebenso verfährt man auf Yap und Ponape.

Bemerkenswert ist das Vorhandensein von Familienwappen (s. H.-B. I. S. 308; II. S. 26 ff.) und Eigentumsmarken (s. H.-B. I. S. 309). Sieht man davon ab, daß die Tataumuster Polynesiens (Samoa, Tahiti, Neu-Seeland) in ihrer großen Verschiedenheit und doch ursprünglichen strengen Einheitlichkeit für ein und dieselbe Sippe resp. Familie (ebenso auf Ponape und Palau) gewissermaßen als »Wappen« gelten können, oder auf Neu-Caledonien die Art der Türpfosten, die Beschaffenheit der Hüttenaufsätze, auf den Neu-Hebriden die Formen der Sagokuchenmesser oder Breistampfer die Zusammengehörigkeit der einzelnen Familien erkennen lassen, so wird eine Parallele, die den Wappen und Eigentumsmarken Naurus entspricht, bisher eigentlich nur von Kaiser-Wilhelms-Land aus Bukaua¹ und Mekeo berichtet.

Bukaua. Familienzeichen (Bobolo). Charakteristisch ist, daß jede Sippe ihren Arbeiten einen eigenen Stempel aufprägt, ein sogenanntes Familienzeichen, eine Schutzmarke (*bobolo*). Diese an Booten, Häusern, Segeln, Matten, Kalkspateln, Feder schmuck, Holzmulden, Rudern, Töpfen usw. angebrachte Marke soll als Erkennungszeichen dienen und zugleich andere abhalten, denselben Gegenstand in derselben Form, Art und Weise nachzuahmen. . . . Verstöße gegen derartige, zum Gesetz gewordene Sitten haben Ärger, ja bittere Feindschaft im Gefolge (LEHNER, 427/428).

Mekeo (Britisch-Neu-Guinea). Besides the *iauafangai*, which if edible may be eaten, each *pangua* has one or more *kangakanga*, i. e. distinctive ornaments which are in fact clan-badges, and which take the name of the animals or plants, or parts of animals or plants, or more rarely of certain inanimate objects, from which they are derived (SELIGMANN, 320).

BROWN, der ausgezeichnete Kenner Mela- und Polynesiens, macht auf den wichtigen Unterschied im Güterverkehr zwischen den Eingeborenen der beiden Gebiete unter

¹ Ebenfalls auf den Tami-Inseln.

sich aufmerksam. Er sagt: A Samoan gives, a New Britain native sells or lends at interest. A Samoan could not refuse to give anything which any member of his family asked for, but a New Britain native would do that without any compunction or blame from others. There was no money or any recognised standard of value in Samoa like the diwarra or tambu in New Britain, for the fine mats or other property given at marriage or funeral feasts, had no fixed negotiable value (BROWN, 434). Auch in Nauru herrscht die Sitte, sich einen angeforderten Gegenstand nicht bezahlen zu lassen (s. H.-B. I. S. 292), ebenso auf den Gilbert-Inseln: they never buy or sell, but if any person desires an article which another has, he asks for it, and if not too valuable and esteemed, is seldom refused: it is the general understanding that such favours are to be returned, and that the request should only be made by persons who can afford to do so (WILKES V, 89). Ebenfalls ist die sprichwörtliche polynesisch-gastfreundliche Gastfreundschaft auf Nauru zu Hause. Überwiegt diese polynesisch-gastfreundliche Art des Güterverkehrs untereinander, so haben sich doch noch Reste des melanesischen Geldumlaufs in Form von Muschelgeld erhalten. Von den Gilbert-Inseln haben wir darüber bestimmte Angaben (s. FINSCH III, 68). Das Tekaroro-Muschel-Kokos-scheibengeld scheint auch auf Nauru in Umlauf gewesen zu sein, ebenso wie die Spondylus-Perlen- und -Scheiben Geldwert besessen haben. Nähere Angaben waren aber nicht darüber zu erhalten, und so wird dieses Geld wohl von untergeordneter Bedeutung gewesen sein. Ein Überbleibsel melanesischen Kultureinflusses auf Nauru ist das bei der Schilderung der Pubertätsfestlichkeiten für die *temonibe*-Tochter beschriebene *e kuongadip* (s. H.-B. I. S. 226 u. 232). LEHNER berichtet ähnliches aus Bukaua: Sobald der Träger der Schote¹ das befreundete Dorf betritt, klopft er sich mit der eingerötelten Hülse auf die Stirn. Sogleich hält nun der Angesehenste im Dorfe Umfrage bei seinen Leuten, welche eiligst alles Entbehrliche an Wertsachen zusammenlegen. Nicht lange dauert es, und die Besucher kehren mit dem Gewünschten heim. Die Gewährung der symbolisch angedeuteten Bitte befestigt die Freundschaft und bringt den Gebern Nutzen insofern, als diese sich in jeder Lage an die von ihnen Beschenkten wenden können und ihres Beistandes gewiß sind. Außerdem erhalten sie nach und nach alles mit Zins und Zinseszins zurück. Verweigerung der symbolisch erbetenen Wertsachen würde dem Dorfe allgemeine Verachtung, den Schimpf als Geizhalse (*lau we*), ja bittere Feindschaft zuziehen (LEHNER, 447). Polynesisch dagegen ist das von KOHLER sobenannte Institut der Teknomie: der Vater dankt ab, der Erstgeborene ist Herr des Thrones und Vermögens, und der Vater ist nur der erste Minister und der Verwalter des Vermögens (KOHLER, 17). Sie ist auf Nauru gleichfalls vorhanden (s. H.-B. I. S. 307).

Aus Polynesien stammt auch die Einrichtung, welche KRÄMER von Nauru beschreibt: Häuser, in denen Häuptlinge beerdigt sind, gelten als Zufluchtsstätten, als Asyl für Verbrecher (KRÄMER III, 450).

¹ Walibaumschote (Wali nganu oder Bamaga).

Gilbert-Inseln. Auf anderen Inseln, so z. B. auf Tarava, gibt es auch heilige Häuser, die dem Gotte geweiht sind und Verfolgten als Zufluchtsort dienen, da es keinem in den Sinn kommt, in solchem Hause einen Feind zu töten (PARKINSON, 98).

Tahiti. . . . und daher kam es, daß die heiligen Plätze der Götter und aus demselben Grund die Häuser der vornehmen Häuptlinge Asyle waren für Flüchtlinge (Tahiti: WILSON, 459; TURNBULL, 290). Doch waren in Hawaii nur zwei heilige Plätze, welche für Asyle galten (ELLIS IV, 167; 363), in Tonga nur einer, das Heiligtum von Mafange, wo indes die erbittertsten Feinde die Waffen niederlegen mußten (MARINER I, 88; PIGEARD nouv. ann. des voy. 1845, IV, 152) (WAITZ-GERLAND VI, 345).

Samoa. Wohl aber gab es doch einen Weg, der vor der Ausführung des Urteils und sogar vor dem Tod schützen konnte, nämlich gewisse Asyle, Zufluchtsstätten, *sulufaiga*, deren Betreten Befreiung und Rettung brachte (KRÄMER II, 2: 101).

Hawaii. Neben dem Hare o Keave oder Knochengrabe (der Könige) bei Honaunau (auf Hawaii) fanden sich die Pohonua oder Zufluchtsstätten (von Keave gebaut), und wer die heilige Umzäunung (Pahu tabu) des Asyls betrat, stand unter sicherem Schutz durch Keave's Geist (von Priestern gehütet). (BASTIAN II, 237.)

Auf polynesischen Einfluß geht schließlich die auf Nauru (allerdings als geringere Strafe) geübte Strafe des Anbindens zurück. STUEBEL berichtet darüber aus Samoa: Eine Strafe für den Mord war das Anbinden an eine Palme. War der Mörder bekannt, so wurde er vor das Fono gebracht. Lautete der einstimmige Beschluß auf Anbinden an eine Palme, so wurde er an die Palme geführt und mit einem Kokosnußfaserstrick so mit der Palme zusammengeschnürt, wie Tabak zu einem Sai zusammengeschnürt wird. Hier blieb er die ganze Nacht und starb (STUEBEL, 136).

Die Hinrichtung von Verbrechern geschah auf Funafuti ebenso wie in Nauru, indem man dem Delinquenten einen Stein um den Hals band und ihn im Meer versenkte.

Tanz, Musik, Spiel und Sport. Die Tänze sind meistens von den Gilbert-Leuten eingeführt, und die Sprache der begleitenden Gesänge ist fast immer die Gilbert-Sprache (BRANDEIS, 73). Damit wird bemerkt, daß neben den eingeführten auch bodenständige Tänze auf Nauru vorhanden gewesen sind; allerdings ist es heute, wo die Tänze von ihrer eigentlichen Bedeutung losgelöst sind, schwer zu entscheiden, was ursprünglich und was eingeführt ist. Man wird wohl nicht fehlen, wenn die Tänze, welche bei den Pubertätsfesten, Geburtsfeierlichkeiten usw. aufgeführt wurden, als die ursprünglicheren anzusehen sind. Tritt hier doch als Hauptcharakteristikum die nach melanesischer Art geübte Tanzbemalung auf, die den mikrönesischen Tänzen allerdings auch nicht fehlt, welche aber in Polynesien nahezu verschwindet. Einer von diesen, der Buschtanz, *toror*, kommt, nach Abbildungen zu urteilen, allerdings auch auf den Gilbert-Inseln vor; vergleiche Abb. 3 auf Tafel 13 und Abb. 47 in KRÄMER III, 301 von Apamama.

Die Tanzkleidung für Männer und Frauen ist die gleiche, wie sie auf den Gilbert-

Ellice-Inseln und Samoa beobachtet wird: der Mann ist mit einer Matte, die Frau mit dem Tanzschurz und reichem Schmuck bekleidet. Der Stabtanzen, *tetaru* (Tafel 13,4; Tafel 14,1) wird in derselben Weise ausgeführt, wie auf den Gilbert- und Marshall-Inseln und den Karolinen¹ einschließlich von Yap; charakteristisch sind für diesen Tanz die langen, zylindrischen Tanzstäbe und Evolutionen (s. H.-B. I. S. 315); den Stäbchentanz, *djidere* (Tafel 13,1), sah ich in derselben Weise auf Ponape ausführen; als *de karange* wird er auf den Gilbert-Inseln getanzt (PARKINSON, 94); Sitztänze sind über das Gesamtgebiet der Karolinen, Marshall- und Gilbert-Inseln verbreitet; sie sind die charakteristischen Tänze Polynesiens, und der Sitztanzen, *kabura* (Tafel 13,2), gleicht bis in Einzelheiten hinein dem *talalo*-Sitztanz, den KRÄMER im 2. Bande seines Samoa-Werkes (S. 315) beschreibt.

Musikinstrumente fehlen auf Nauru fast vollständig. Vom allgemein in der Südsee verbreiteten Tritonshorn abgesehen, interessiert nur die Trommel, *te bugibugi*, *te bagubagu*; sie ist wenig kunstvoll, zylindrisch, hohl und auf einer Seite mit Haifischhaut bespannt. In dieser Ausführung ähnelt sie den Trommeln von Kaniet, den Kindertrommeln von den Tami-Inseln und den Tanztrommeln von Nord-Neu-Mecklenburg. WILKES erwähnt diese Trommelform aus Fakaofu: the other (*drum*) was a cylindrical frame, set upright in the ground, with a piece of shark's skin drawn tightly over it, like those of Hawaii (WILKES V, 16). Eine zylindrische, aufrechtstehende Trommel, *te pahu*, allerdings mit Fadenspannung, bildet ELLIS aus Tahiti im ersten Bande seiner Polynesian Researches S. 193 ab.

Bei einer Durchsicht der Spiele findet man unter ihnen eine Reihe Bekannter aus den eigenen Kinderjahren; andere werden heute noch in unserm Sport gepflegt. »Es sind teilweise ganz und gar natürliche Reaktionen des übersprudelnden jungen Lebens, des nach Bewegung schreienden Leibes, der sich entwickeln und entfalten, kräftigen und stählen muß« (REIBER, 227). Und wer sich mit den von REIBER, SELIGMANN, HADDON und anderen beschriebenen Spielen aus der Südsee bekannt macht, bemerkt auch bald, daß die überwiegend größere Zahl dieser Spiele Allgemeingut ist, die in ihrer Ausführung allerdings an den einzelnen Plätzen variieren. Die Benutzung der Spielboote ist vornehmlich auf die Karolinen, Marshall- und Gilbert-Inseln beschränkt; neben der rein sportlichen Bedeutung spielen sie dort eine Rolle beim Kult der Vegetationsdämonen. In Nauru übernahm man das Spielboot nur als Spielzeug von den Gilbert-Inseln. Ähnliches gilt vom Ballspiel, das in den eben genannten Gebieten und auf den Ellice-Inseln eine sportliche Bedeutung errungen hat, während es in Melanesien und Polynesien eine ganz untergeordnete Bedeutung besitzt. Faustkampf, Keulenfechten, Ringkampf, Speerwerfen, Versteckspiel, Schleuderball,² Ratespiel, Brandungsschwimmen, Kanuwettfahren, Hahnenkampf, Früchtaufangen²

¹ Kusaie und Ponape ausgenommen.

² Wie in Nauru ausgeführt (s. H.-B. I. S. 335 u. 338).

³ Das Spielgerät ist von HEDLEY aus Funafuti abgebildet (HEDLEY, 303).

erwähnt TURNER aus Samoa. Der Vogelsport ist polynesisch. Tahiti und Samoa sind seine Hauptverbreitungsgebiete, daneben auch die Ellice- und Gilbert-Inseln.¹ Während er auf allen diesen Inseln heute jedoch an Bedeutung verloren hat, steht er in Nauru jetzt noch im Mittelpunkte des Interesses. Der Fregattvogelsport ähnelt dem Taubensport auf Samoa, während die Haltung der Steinwälder als Kampfvögel in Tahiti ebenso wiederkehrt; allerdings verwendet man statt der Steinwälder Hühner. Dieser Kampfvogelsport ist einst aus Indonesien mit in die jetzigen Gebiete übernommen. Von den Marianen, Gilbert-Inseln, Tahiti und Samoa wird von Hahnenkämpfen berichtet.

»Sehr beliebt waren, wie auf den Marianen, auch in Polynesien Hahnenkämpfe. In jedem Haus in Tahiti war ein Pfeiler, an welchem der Hahn, der sehr zärtlich behandelt wurde, mit einem weichen Seil angebunden war (MÖRENHOUT 2, 146 ff.). Die Vögel wurden mit Nudeln von Brotfrucht gefüttert (ELLIS 1, 222) und ihre Gefechte und Siege in eigenen Gesängen gepriesen (MÖRENHOUT 2, 146 f.). Ganze Distrikte kämpften so miteinander, wobei man die Hähne mit künstlichen Sporen versah und ganz früh, damit sie noch recht frisch wären, kämpfen ließ; auch stand diesem Spiel ein besonderer Gott vor (ELLIS, ebd.) (WAITZ-GERLAND VI, 104). Das alles erinnert sehr an Nauru (s. H.-B. I. S. 53 u. 340).

Gilbert-Inseln. They are fond of cock-fighting (Kirby). (WILKES V, 67.)

Samoa. Pigeon-catching was another amusement, and one, like our English falconry of other days, in which the chiefs especially delighted. The principal season set in about June. Great preparations were made for it; all the pigs of a settlement were sometimes slaughtered and baked for the occasion; and, laden with all kinds of food, the whole population of the place went off to certain pigeon-grounds in the bush. There they put up huts, and remained sometimes for months at the sport.

The ground being cleared, the chiefs stationed themselves at distances all round a large circular space, each concealed under a low shed or covering of brushwood, having by his side a net attached to a long bamboo, and in his hand a stick with a tame pigeon on a crook at the end of it. This pigeon was trained to fly round and round, as directed by its owner, with a string at its foot thirty feet long, attached to the end of his stick. Every man flew his pigeon, and then the whole circle looked like a place where pigeons were flocking round food or water. The scene soon attracted some wild pigeon, and, as it approached the spot, whoever was next to it raised his net and tried to entangle it. He who got the greatest number of pigeons was the hero of the day, and honoured by his friends with various kinds of food, with which he treated his less successful competitors. Some of the pigeons were baked, others were distributed about and tamed for further use. Taming and exercising them for the sporting season was a common pastime (TURNER, 127).

¹ Vereinzelt werden Vögel als Haustiere in den Marshall-Inseln und auf den Zentral-Karolinen von einigen Eingeborenen gehalten.

Tahiti. Long before the first foreign vessel was seen of their shores, they were accustomed to train and to fight their birds. The fowls designed for fighting were fed with great care; a finely carved fatapua, or stand, was made as a perch for the birds. This was planted in the house, and the bird fastened to it by a piece of cinet, braided flat that it might not injure the leg. . . . Their food was chiefly poe, or bruised bread-fruit, rolled up in the hand like paste, and given in small pieces. The fowl was taught to open his mouth to receive his food and his water, which was poured from his master's hand. It was also customary to sprinkle water over these birds to refresh them. . . . The inhabitants of one district often matched their birds against those of another, or those of one division of a district against those of another. . . . In order that the birds might be as fresh as possible, they fought them early in the morning, soon after day-break, while the air was cool, and before they became languid from heat. More than two were seldom engaged at once, and so soon as one bird avoided the other, he was considered as *vi*, or beaten. Victory was declared in favour of his opponent, and they were immediately parted.

This amusement was sometimes continued for several days successively, and, as well as the other recreations, was patronized by their idols. Ruaifaatoa, the god of cockfighters, appears among the earliest of their inferior divinities (ELLIS I, 222).

Das Drachensteigen (s. H.-B. I. S. 342) ist in der Südsee für zweierlei Zwecke gebräuchlich: als Fischereidrachen und Spieldrachen. Als solcher diente er früher zu Kultzwecken, wie einst auf den Hervey-Inseln heute noch auf Yap; dieser Spieldrache hat meistens ein vogelähnliches Aussehen¹ und wird gelegentlich auch als Vogel selbst bezeichnet; während die Form des Fischereidrachens davon erheblich abweicht. Die Drachenfischerei ist vornehmlich auf melanesische Gebiete beschränkt: Tami, Admiralitäts-Inseln, St. Mathias, Tench, d'Entrecasteaux-Inseln (Dobu), Salomon-Inseln und Santa Cruz-Gruppe; außerdem wird sie auf den West- und Zentral-Karolinen betrieben; berichtet wird sie von den Molukken und Timor. Als Spielzeug (oder ehemaliges Kultgerät) ist der Drache im gesamten ostindischen Archipel, auf Yap², Gilbert-Inseln, Hervey-Inseln, Tahiti, Neu-Seeland, Hawaii und in Melanesien nur auf den Neu-Hebriden und Banks-Inseln bekannt.

Gilbert-Inseln. The kites are made of the pandanus-leaf reduced to half its thickness, which renders it lighter than paper; and they are prettily shaped (WILKES V, 100).

Hervey-Inseln. W. W. GILL, *Myths and Songs from the Pacific*. 122 berichtet: Die Hervey-Leute berichten, daß einst der Gott Tane den Gott Rongo auf ein Spiel Drachensteigen herausforderte, wobei Rongo gewann, da er eine längere Schnur als sein Gegner in Bereitschaft hatte. Dies soll das erste Drachensteigen gewesen sein, und nach diesem Beispiel lernten es die Menschen. Der erste aufsteigende Drache trägt Rongo's Namen und ist diesem gewidmet (ANDREE, 95).

¹ In Menschengestalt auf Neu-Seeland; in Fischgestalt auf den Neu-Hebriden.
Siehe MÜLLER: Yap in *Erg. der Südsee-Expedition der Hamb. Wissensch. Stiftung*.

Tahiti. The boys were very fond of the uo, or kite, which they raised to a great height. The Tahitian kite was different in shape from the kites of the English boys. It was made of light native cloth instead of paper, and formed in shape according to the fancy of its owner (ELLIS I, 228).

Neu-Seeland. . . . und die Maori auf Neu-Seeland waren eifrige Verehrer dieses Luftsportes bereits ehe die Europäer zu ihnen gekommen waren; man verfertigte die Drachen aus Binsen oder dem einheimischen Flachs und nannte sie Kahu = Habicht, da sie in Form von Vögeln dargestellt wurden (ANDREE, 95).

TREGEAR bemerkt in seinem Comparative Dictionary unter Kahu: A boy's kite (Myth.). On his kite Tawhaki ascended to heaven. — The hawk was a god of fire, and a child of Mahuika, the fire goddess.

Neu-Hebriden und Banks-Inseln. Kites, used in fishing in the Salomon Islands and Santa Cruz, are used as toys in the Banks' Islands and New Hebrides, though not commonly of late years. They have their season, being made and flown when the gardens are being cleared for planting. The kite is steadied by a long reed tail, and a good one will fly and hover very well. The name is in the Banks' Islands rea, in Lepers' Island mala, an eagle (CODRINGTON, 342).

Die Fadenspiele (s. H.-B. I. S. 343) gehören der ozeanisch-amerikanischen Gruppe an, bei welcher der Faden nicht am Handrücken aufliegt und die Querfäden mit den Zeigefingern aufgenommen werden. Leider sind sie für vergleichend ethnologische Zwecke wenig verwendbar, da sie wohl vielfach erwähnt, aber weniger beschrieben werden. Einige mögen kosmopolitisch sein, z. B. Nr. 23 auf S. 364, die als Palme von der Torresstraße (FURNESS-JAYNE, 195) und als »the bunch of candles« z. B. aus Schottland bekannt ist (GRAY), andere werden an weit von Nauru entfernten Orten in der gleichen Weise aufgeführt, so Nr. 1 auf S. 345, das als »Geigi=king fish« von der Torresstraße (MAN 1902, Nr. 109), Nr. 2 auf S. 348 als »ein Häuptling« von Yap (FURNESS-JAYNE, 253), Nr. 20 auf S. 362 mit dem gleichen Namen »zehn Männer« von Ngatik (FURNESS-JAYNE, 150) usw. Die meisten scheinen bei der großen Spiellust der Eingeborenen jedoch Lokalformen zu sein; aus Polynesien werden Fadenspiele als *fai* von Tonga, als *ai* von Mangaia, als *hei* von Hawaii und als *whai* von Neu-Seeland berichtet. In den Karolinen, Marshall- und Gilbert-Inseln sind sie überall bekannt, ebenso im gesamten Melanesien. Auf Ponape konnte ich beobachten, wie gelegentlich meine beiden melanesischen Jungen, ein Neu-Mecklenburger und ein Buka, ohne weiteres mit Ponape-Leuten, die sie zum ersten Male sahen, die schwierigsten Fadenspielfiguren machten. Beide Spielparteien wußten vorher nicht voneinander, daß jede für sich schon die miteinander verabredeten Figuren aus der Heimat kannte. Auch in Melanesien scheint gelegentlich das Fadenspiel zur Sportleidenschaft zu werden, wenigstens berichtet FRIEDERICI von den Bariai: Die Fadenspiele sind keineswegs etwa auf die Kinder beschränkt; sie finden vielmehr Pflege in allen Geschlechts- und Altersklassen, haben aber ihre Haupt-

stätte im Weiberhause. . . . Wie mir Kabui erzählt, besteht unter den Weibern geradezu ein Sport, ein Konkurrenzüben, möglichst viele und neu erfundene Nummern zu kennen (FRIEDERICI I, 96).

Eine ernste Bedeutung hatte das früher in hohem Ansehen stehende Orakel, das auf zweierlei Weise ausgeübt wurde. Die erste, welche auf den Karolinen auch heute nach altem Herkommen unter den nichtmissionierten Eingeborenen hochgehalten wird, sagt aus der zufälligen Länge, Faltung und Verknötung eines Palmblattstreifens die Zukunft vorher (die beste Beschreibung dieser Methode s. GIRSCHNER II, 199). Bei der zweiten sucht man durch das Drehen einer Kokosnuß den Willen der Götter zu erkennen und damit sein eigenes Schicksal zu erfahren (s. H.-B. I. S. 280). Diese Methode ist polynesischen Ursprungs; sie wird aus Samoa, Tonga berichtet und ist auf den Ellice- und Gilbert-Inseln bekannt. Während auf Nauru beide Orakel nebeneinander bestehen, werden sie auf den Gilbert-Inseln zu einem einzigen zusammengefaßt. In Melanesien und auf den Karolinen ist das »Drehen der Kokosnuß« zu Orakelzwecken unbekannt.

Gilbert-Inseln. The most common mode of divination they call Kaina, which is performed with the sprout or top of a young cocoa-nut tree. The leaves of this are doubled in after a particular fashion, and according as the folds coincide or not it is deemed a good or a bad omen. When these folds do not coincide, they believe that one of their gods is probably offended, and proceed to find out whether he be so or not, by taking a cocoa-nut that is kept for the purpose, which they spin like a top before the sacred stone or altar: if it falls with the upper end towards the stone, it is a favourable omen; if otherwise, the god is angry, and must be appeased by offerings and prayers (WILKES V, 87/88).

Funafuti. A kind of divination was practised by spinning a coconut before the altar; if it came to rest in a particular position success was prophesied, but if the result was unpropitious the nut would be coaxed, fondled, and spun again (HEDLEY, 48).¹

Samoa. Spinning the cocoa-nut was another amusement . . . as it was the Samoan method of casting lots (TURNER, 128).

Tonga. Was den Zauber Ta niuh betrifft, so besteht er im Herumdrehen einer Kokosnus mit der Hülse, woran man nach der Richtung des oberen Teiles die Antwort auf seine Frage erhalten kann, welche meist darin besteht, ob ein Kranker wieder gesund wird (MARINER, 492).

Futuna. The Futunians have a custom called takale, which appears to be identical with one described by MARINER as common in Tonga, and which is not known, it is believed, in any other of the islands inhabited by the Polynesians. Père CHANEL says: — "In the case of the nonsuccess of offerings made to a god to cure sickness, they decide which god shall next be applied to by 'spinning a cocoa-nut', and no doubt — though the Rev. Père does not say — the direction in which it falls indicates that

¹ Siehe auch S. 224.

of the most propitious god to address; such at least, was the Tongan custom" (SMITH, 47).

Geheimsprachen (s. S. 241).

Mythen und Legenden.

Nauru's Mythologie wird vorläufig, trotz der im H.-B. I. S. 380—457 mitgeteilten Geschichten, noch wenig erforscht bleiben. Sie enthält zu große, ungelöste Widersprüche, und zu viele Lücken klaffen, um zu einer einheitlichen Darstellung zu gelangen. Vielleicht liegt es daran, daß alle diese Mitteilungen aus zweiter Hand sind, da Auuiyeda sie sich von den eigentlichen Mythenbewahrerinnen, alten Frauen, erzählen ließ und davon niederschrieb, was er im Gedächtnis behalten hatte. Obschon dies sofort nach Anhören einer Geschichte geschah, ist doch manches verloren gegangen. Die Erfahrung machte ich gelegentlich einer Unterhaltung mit P. KAISER auf der Fahrt von Nauru nach Jaluit, der die gleichen Geschichten z. T. aufgezeichnet hatte, aber ohne Entstellungen, im Wortlaut, wie er sie von den alten Frauen erhalten hatte. Der Grundcharakter der Erzählungen ist allerdings in beiden Darstellungen derselbe; nur ist das von KAISER gesammelte (als »Unrat« bezeichnete) Material erheblich umfangreicher; die Erzählungen sind eingehender und enthalten vor allem nicht die großen Lücken, denen man in einzelnen der im H.-B. I wiedergegebenen Sagen und Märchen begegnet. Sind meine Niederschriften demnach auch nur schwache Abbilder gehaltvoller kräftiger Schilderungen, so genügen sie doch, um einen Begriff von dem erstaunlichen Reichtum der mythenbildenden Phantasie der Eingeborenen zu bekommen und sie mit bisher aus der Südsee bekannten Erzählungen zu vergleichen. Wie an einigen Beispielen zu erkennen ist, steht Nauru's Mythen- und Legendenschatz unter starkem polynesischen Einfluß, der so groß ist, daß man von den mitgeteilten 22 Geschichten nur eine, »die Geschichte von Araimin«, mit Gewißheit als in Nauru bodenständig betrachten kann. Bei fast allen übrigen findet man ähnliche Darstellungen in anderen Teilen der Südsee wieder; bemerkenswert bleibt aber, daß diese entlehnten Geschichten den Verhältnissen in Nauru so angepaßt sind, daß sie nicht ohne weiteres als Fremdgut erkannt werden.

Die Nauru-Mythe läßt am Anfang der Welt alles in Dunkelheit gehüllt sein; Himmel und Erde liegen gleich zwei Muschelhälften aufeinander, die durch das Zauberwort eines mächtigen Wesens, einer Spinne, unter Mithilfe anderer Wesen, der Raupe, emporgehoben werden. Aus dem abfließenden Schweiß bildet sich das Meer. Sonne und Mond entstehen nach der Bezauberung von Tritonsschnecken. Der Himmel ist mehrfach geteilt; in Nauru werden fünf einzelne Abteilungen genannt, die übereinander liegen, und welche besonderen Wesen zum Aufenthalt angewiesen ist. Der Himmel wird von einer Reihe Wesen getragen, die z. T. auch als Kultur- und Vegetationsdämonen genannt werden. Das Gute und Böse sind ursprünglich gleichzeitig, wenn auch getrennt, in der Welt. Der Tod nimmt aber das Gute später mit sich in

das Seelenland, sodaß nur das Schlechte und Böse in der Welt zurückbleiben. Diese Kosmogonie spiegelt folgende polynesische Anschauungen wieder:

Weltschöpfung. Fakaofu. The sea and sky were always in existence. . . . Men came originally from the stones of the ground. . . . Now until the time of Lu, the heavens were low down, resting so close to the earth that men had to crawl about like creeping things; and Lu heaved up the heavens off the earth on his shoulders, saying: "*Apèi pèi i é te langi o te Atua elu te Kena*" ("Rise up, rise up, o heavens, till you reach God") and having lifted them as high as he was able, he called on the twelve corners of the earth for help. Then the winds, and water-spouts, and hurricanes came and carried up the sky to its present high¹ (LISTER, 51).

Tonga. Maui schiebt den Himmel in die Höhe (BASTIAN II, 28).

Neu-Seeland. Die Himmel, die über uns sind, und die Erde, die unter uns liegt, sind die Erzeuger der Menschen und der Ursprung aller Dinge.

Denn früher lagen die Himmel auf der Erde, und alles war Finsternis. Nie waren sie getrennt gewesen. . . .

Es ratschlagten die Söhne Rangi's (des Himmels) und Papa's (der Erde) miteinander und sprachen: »Lasset uns Mittel suchen, um Himmel und Erde zu vernichten oder sie voneinander zu scheiden.« (BASTIAN I, 29.)

Stützpfeiler des Himmels. Fakaofu (s. oben).

Neu-Seeland. Nach der Trennung von Rangi und Papa stellen ihre Kinder vier Stützpfeiler auf als *Toko hudu rangi*, *Toko hudu nuku*, *Raka-u-tuku*, *Raka-u-koki* in der Mythologie der Maori (BASTIAN I, 280).

Der Himmel ist mehrfach geteilt.² Gilbert-Inseln, Tahiti und Paumotu. Auf den Gilbert fanden sich drei Himmel (Karauwa), als Tealauna (unter der Sonne), Watau (unter dem Donner) und Tenatau. In den Paumoutou-Inseln wurden drei Erdschichten mit zugehörigen Himmeln unterschieden, in Tahiti (nach ELLIS) neun Himmel in Wolkenschichtungen (BASTIAN I, 248).

Neu-Seeland. Im ersten Himmel weilt Hau (Wind), im zweiten Te Ao (Wolken), im dritten Te kikorangi (Himmelsmasse), im vierten Papa (Erde), im fünften Te Roto (Wassersee), im sechsten Nga-Atua (die Götter), bis zum zehnten Rehua's (nach den Maori). (BASTIAN II, 139.)

Das Meer bildet sich aus Schweiß. Gilbert-Inseln. Rigi hat das Himmelsgewölbe von der Erdoberfläche emporgehoben. . . . Er nimmt auch mitunter die Gestalt eines Aals an, und seine Anhänger fangen und essen deshalb diesen Fisch nicht³ (PARKINSON, 101).

¹ In Samoa this exploit is performed by Tiitii, the son of Talanga, who was a man. The heavens are said to have fallen on the earth, and he raised them. His footmarks (6 feet long) are shown (PRITCHARD, "Polynesian Reminiscences", p. 114).

² Die von Nauru gegebene Darstellung kehrt in den Anschauungen der Zentral-Karoliner wieder.

³ Auf Nauru anwesende Gilbert-Leute erzählten mir (unabhängig von dem Berichte des Abubu), daß Rigi dabei schwitzte und aus dem Schweiß das Meer entstand.

Tonga. . . . erscheint Tangaloa als Schöpfergott, und aus dem beim Bau der Welt ausgepreßten Schweiß entstand das Meer (s. FORSTER). (BASTIAN II, 28.)

Tahiti. Bei der Schöpfung war seine (Tangaloa) Anstrengung so groß, daß sein Schweiß in Strömen herabbrann, so bildete sich das Meer mit seinem Salzgeschmack (ELLIS I, 112) (WAITZ-GERLAND VI, 235).

Als Weltschöpfer erscheint *Areop eñap*, die alte Spinne; den Namen führt er auf Nauru; im bewußten Gegensatz dazu wird er auf anderen Inseln anders benannt, so *Degéiagea* = der Erste und Letzte, oder *Damanaman* = der kluge Mann auf den Gilbert-Inseln. Seine Erscheinung wird deutlicher bei Heranziehung der zweiten wichtigen mythologischen Gestalt, von *Areop eñiñ* = die junge Spinne. Die lustigen Streiche dieses Götterkindes und seine Erlebnisse erinnern lebhaft an die Taten des *Olufat*¹ in den Karolinen; daß es sich bei *Areop eñiñ* nun um eine Variation der polynesischen Maui-Mythe handelt, geht aus der Legende am besten hervor, die vom »Feuerholen« berichtet. Die polynesische Sage kennt viele Maui; die meisten Sagen werden jedoch von *Maui tiketik* = Maui der Kleine, Maui das Kind berichtet; die anderen treten dagegen zurück. Man vergleiche hier *Areop eñap* und *Areop eñiñ* mit der Aufzählung der Maui-Gestalten von Tonga: *C'est sur l'ordre de Maui-motua (M. l'ancien)*,² *que Maui-loa (M. le grand), Maui-puku (M. le trapu) et Maui-atalaga étaient venus. Et le fils de Maui-atalaga était Maui-kisikisi (M. le nain)*. (REITER, 445.) Während aber die polynesische Maui-Mythe eine reine Sonnenmythe ist — Maui, der große, meergeborene Gott, der die Inseln fischt, der Gott mit dem mächtigen Haupte, von dem wir hören, daß er in der Sonne lebt, daß er die Sonne geschaffen, Mond und Sterne an ihren Platz gesetzt hat, daß er sich nach dem durch den Feuertiefstahl erzeugten Brande ins Meer stürzt, die Sonne zum ersten Male untergeht, das ist ein wahrer Sonnengott³ (FROBENIUS I, 110) — haften der Nauru-Mythe lunare Züge an, die oben (s. H.-B. I. S. 392) näher ausgeführt wurden. *Areop eñiñ* ist keine reine Sonnengottheit nach polynesischer Vorstellung, sondern der Gestalt des karolinischen *Olufat* verwandt (vergl. Anmerkung unten). Sein Maui ähnlicher Charakter tritt aber zweifelsohne hervor, wenn man die im H.-B. I. S. 389 erzählte Geschichte vom Feuerholen mit den polynesischen Darstellungen vergleicht.

Tonga. Man nahm drei Maui's an: Vater, Sohn und Enkel oder Neffe; mit Beinamen *Maui Motua*, *Atalonga* und *Kitschikitschi*. Dieser letzte, der eigentliche Held, folgt heimlich seinem Vater durch eine Höhle nach *Bulotu*, wo ihn dieser hinschickt, von *Maui Motua* Feuer zu holen. Mehrmals bläst er es aus, um sich jedesmal neues zu erbitten; dadurch und weil er den Ahn auch sonst noch reizt, gerät er mit ihm in

¹ Siehe CHAMISSO, 385.

Olufat nimmt ebenfalls Züge des *Maui* an, obschon der Person des *Olufat* in anderen Sagen die Gestalt des *Ma-thikethik* (*Maui tiketik*) gegenübergestellt wird; so auf *Ululsi*.

² *motua* = vieux, agé, ou même premier.

³ Vergl. auch WAITZ-GERLAND VI, 261 ff.

Streit und zerbricht ihm die Knochen, sodaß der Alte, Maui Motua, matt und unter der Erde liegt (WAITZ-GERLAND VI, 251).

Samoa. . . . Talaga hatte große Angst für seinen Sohn und sagte: »Tue das nicht, denn du wirst sterben, wenn du dorthin gehst.« Tiitii sagte: »Bleibe du hier, ich werde Feuer für uns holen.« Tiitii ging, und Mafui'e fragte ihn: »Wer tritt mein Land unter seine Füße?« Tiitii sagte: »Ich.« Mafui'e sagte: »Es ist gut, sage mir, wie wir jetzt beide zusammen kämpfen wollen, ob wir zusammen ringen oder einander den Arm drehen wollen.« Tiitii antwortete: »Es steht in deinem Belieben, welche Kampfweise die erste sein soll.« Mafui'e sagte: »Es ist gut, wir wollen zunächst einander den Arm drehen.« Tiitii sagte: »Es ist gut, gib mir deinen Arm, damit ich ihn drehe.« Mafui'e streckte seinen Arm vor, und Tiitii drehte ihn und riß ihn ab, daß er weit abfiel. Hierauf griff Tiitii nach dem andern Arm. Mafui'e aber sagte: »Bitte, laß mich leben und lasse mir diesen Arm, und als Lösegeld nimm das Feuer mit dir.« . . . (STUEBEL, 65.)

Raiatea. Maui holt das Feuer (BASTIAN II, 28).

Hawaii. Maui bringt das Feuer durch rotbebüderten Vogel. Die Maui (10 Stück) erschienen in doppelter Form, als Halbgötter und auf der Erde (BASTIAN II, 232).

Areop eḡniñ erscheint als ein verschmitzter, lustiger Geselle; darin ähnelt er einmal wieder dem Olufat, andererseits dem Maui der Maori, von denen BASTIAN (II, 153) berichtet, daß sie Maui wegen seiner Schwänke Tangata-Kareke, den lustigen Mann nennen. Eine große Ähnlichkeit zwischen den Nauru- und Neu-Seeland-Sagen besteht auch in der von BASTIAN (I, 249) mitgeteilten Erzählung, wie Rupe oder Maui-mua (Areop eḡniñ) zum Himmel emporsteigt, die verschiedenen Himmel fragend durchwandert und schließlich im obersten Rehua (Areop eḡap) trifft. Die Begrüßung zwischen beiden, das Fischkochen usw. erfolgt in derselben Weise wie in der Sage von den beiden Areop.

Bemerkenswert ist die Vorstellung der Nauru-Leute von beiden Areop als Spinnen. Die Spinne nimmt hier¹ eine Vorrangstellung ein, der man sonst in den Sagen der Südsee nicht wieder begegnet. Wohl wird die Spinne als mythologisches Wesen angesehen, so in Neu-Seeland und auf den Banks-Inseln; sie nimmt allerdings in den dort heimischen Erzählungen nur eine untergeordnete Stellung ein.

Banks-Inseln. . . . Da erhob er seine Stimme, schrie und weinte. Sein Freund Marawa, die Spinne, hörte sein Klagen und kam herbei, um nach der Ursache zu fragen. »Ich kann nicht mehr herunter,« sagte er, »meine Brüder haben mir diesen Streich gespielt.« »Herab mit dir!« entgegnete Marawa, dessen Haar ungewöhnlich lang und locker war. Und er wehte sein Haar zu Quat hinauf (FROBENIUS I, 99).

Neu-Seeland. Tawhaki went up to heaven by a line of spider's thread, hence called "the path of the spider" (TREGEAR I, 497). Nach einer anderen Darstellung,

¹ Eine Parallelerscheinung zu den Spinnenmythen auf Nauru sind die Spinnenmythen Westafrikas, in denen die Spinne ebenfalls als Welt- und Menschenschöpfer und Feuerholer auftritt.

die mit der Himmelsreise von *Areop eōniñ* verwandte Züge hat: Tawhaki ascended to heaven on the string of his kite; this kite being made of the bark of *aute* (the paper-mulberry). (TREGEAR II, 497.) Auf Samoa ist Tawhaki als Tafa'i, auf Tahiti als Tavai, in Mangaia Tane takes the place of Tawhaki. He found the old blind woman counting her ten yams; miraculously restored her sight; climbed a great cocconut-tree as a path to heaven and married Ina (Hina). (TREGEAR II, 498.)¹

SCHMIDT sieht in der Spinne ein lunares Wesen: denn die Spinne, die einen Faden herunterläßt und ein Netz webt, ist ein offenes Mondwesen, die Beziehung von Mond und Spinnen ist eine weltweite (SCHMIDT I, 25). Die lunare Eigenschaft des *Areop eōniñ* wird verstärkt durch die Erzählung von seiner Geburt (s. H.-B. I. S. 387), wo *Dabage*² (die Schildkröte) aus Blutgeschwüren neben anderen Gottheiten zum Schluß die junge Spinne gebärt. In ähnlicher Weise entstehen in den Mythen der Marshall-Leute Gottheiten (s. ERDLAND, 192), und SCHMIDT (I, 112) bemerkt dazu: die mond-mythologische Deutung der beiden Hervorbringungsweisen kann nun nicht mehr zweifelhaft sein. Das Blutgeschwür (bezw. die Schnittwunde), das am Bein *Lowas* hervorbricht, ist der Schwarzmund, der nach dem Vollmond immer mehr an der Mondscheibe um sich frißt.

Areop eōniñ verschmilzt in seiner Person somit lunare und solare Eigenschaften, Gegensätze, die auf den Karolinen in den Gestalten des lunaren *Olufat* und des solaren *Mathikethik* noch getrennt sind. Die ersten sind die älteren; bei dem stärker werdenden polynesischen Einfluß sind die Züge des Lieblingsheros der Polynesier, *Mai*, dann auf den heimischen *Areop eōniñ* (*Olufat*) übertragen worden.

Areop eñap scheint aber eine Art von wirklich höchstem Wesen zu sein. Eine klare Vorstellung von beiden *Areop*-Gestalten wird man trotzdem erst bekommen, wenn die noch zahlreich (?) auf Nauru vorhandenen *Areop*-Mythen gesammelt sein werden. Bis dahin muß man sich mit dem oben Gesagten begnügen.

An eine von SCHMIDT nach NIEUWENHUIS zitierte Spinnenmythe von den *Mendalam Kayan* aus Borneo klingt eine Episode an, die auf Nauru von *Un* (Stern) erzählt wird (s. H.-B. I. S. 400), der aus dem Himmel herab auf die Erde fällt, wobei aus seinen Exkrementen die Pflanzen entstehen. »Eine Spinne ließ sich einst vom Himmel an einem Faden nieder. Sie wob ein Netz, in welches ein Steinchen von der Größe einer sehr kleinen Perle fiel, welches immer größer wurde durch die folgenden Phasen hindurch. . . . Auf diesen Stein fiel eine Flechte (*nāpon*) vom Himmel, die auf ihm kleben blieb; dann ein Wurm (*halang*), aus dessen Exkrementen die ersten Erdteilchen kamen; diese Erde nahm immer mehr zu, bis sie den ganzen Stein bedeckte (SCHMIDT I, 9).

Als Verbindungsweg zwischen Himmel und Erde wird häufig der Baum gedacht.

¹ Man vergleiche diese Geschichte mit der in Nauru beliebten Erzählung von der *Egigu*, dem Mädchen im Monde (s. H.-B. I. S. 435).

² Auf dem Lehm brütend, schuf *Bedall*, als Schildkröte, die Welt (in Queensland). (BASTIAN II, 113.)

In Nauru tritt dieser Gedanke zweimal auf; einmal in der Geschichte von der Entstehung Naurus, dann im Märchen vom Mädchen im Monde. Hier ist die Vorstellung so lebhaft, daß sie ihn in die Wirklichkeit überträgt; und heute wird noch der Baum gezeigt, auf dem Egigu zum Himmel emporgestiegen ist. Der Gedanke ist polynesisch; auf Samoa, Mangaia (s. S. 283), auf Neu-Seeland dient der Baum als Kommunikationsmittel mit der himmlischen Welt; an ihm steigen die Götter auf und ab; von den Karolinen wird die gleiche Vorstellung von KUBARY aus Yap berichtet; auf Ponape begegnete ich in verschiedenen Geschichten demselben Gedanken; in Melanesien trifft man ihn von Polynesien hereingeführt in der Quat-Sage auf den Banks-Inseln an.

Samoa. They tell about a man called Losi, who went up on a visit to the heavens. . . . They do not say how he got up and down, but another similar tale speaks of a tree whose top reached to the heavens, and by which parties went up and down. When that tree fell, they say, its trunk and branches extended a distance of nearly sixty miles (TURNER II, 246).

Von einem solch hohen Baum, der in Samoa wuchs, stammt als einzelnes Blatt Nauru ab (s. H.-B. I. S. 385). Eine Variation dieser Nauru-Mythe ist auf Tamana (Gilbert-Inseln) bekannt, wo they tell also of two trees which once grew in Samoa and when they fell the one reached to where Peru is and became an island, and the top of the other formed Tarawa¹, another island of the Gilbert Group. Tamana itself is a piece of land which a man called Noai broke off from Panapa (Ocean Island) and deposited where it now is (TURNER, 293). Nach der Nauru-Version ist Ocean Island aus einem Blatte desselben Baumes entstanden, der zur Bildung Naurus führte.

Die oben erwähnte Geschichte vom »Mädchen im Monde« scheint durch die Südsee eine weite Verbreitung gefunden zu haben und in Indonesien beheimatet zu sein. BASTIAN (II, 22) erwähnt sie von Timor, die Mangaia-Lesart ist S. 283 gegeben; ebenso ist das Märchen auf Neu-Seeland und auf Samoa verbreitet. SIERICH (S. 18) erzählt das Märchen von Samoa folgendermaßen:² So wanderte das Mädchen Limaleleimuaoloa³ wieder weiter, bis sie eine andere Rotte von Menschenfressern antraf. Und eine solche Menschenfresserdame sprang auf sie los, um sie zu fressen. Da sagte das Mädchen wieder: »Laß ab, erst laß mich singen:

Sei ruhig, besänftige dich,

Ich komme von der Erde dort unten und suche meinen Vater hier oben,

Ich will Euch sagen, daß mein Name »Limaleleimuaologa« ist,

¹ Gilbert-Inseln: Besonders Tarava, was in der Sprache »oben« heißt, im Gegensatz zur Unterwelt *monē*, rühmt sich, daß auf ihm in älterer Zeit ein Baum namens Kaiegig gestanden habe, (andere sagen, es sei ein *te ibi*, im Samoaischen *ijū*. — *Inocarpus edulis*, gewesen), aus dem die ersten Menschen entsprossen seien. (KRÄMER, III, 333).

² Ich zitiere zum Vergleich mit dem Nauru-Märchen nur die Begegnung des in den Himmel wandernden Mädchens und der alten Frau.

³ L. ist die Tochter des Mondes (Sina), die in den Himmel wandert auf der Suche nach dem Vater.

Ich will zu meinem Vater gehen,
 Sein Name ist Matilafoafoa,
 Der Name eines großen Gottes.«

Da lief eine von den Menschenfresserdamen auf sie zu, umarmte sie herzlich und sagte: »So komm denn; gehe hier hinunter zum Fluß, bis du eine Frau mit kranken Augen triffst. Die bitte, daß sie dir ihre Wasserschale mit dem Stöpsel aus Walfischknochen zum Trinken reicht.«

So ging das Mädchen fort und langte bald bei einer Frau mit kranken Augen an, die gerade ihre Wasserschalen füllte.

»Liebe Dame, seid doch so gut, mir Eure Wasserschale dort zu reichen, ich bin sehr durstig.«

»Liebe Dame,« war die Antwort, »bemüht Euch doch dort zum Fluß, der da fließt!«

»Kommt, gebt mir jetzt die Wasserschale, ich möchte trinken!« sagte nochmals das Mädchen.

»Liebe Dame,« war wieder die Antwort, »bemüht Euch dort zum Fluß.«

Da beugte sich das Mädchen nieder, ergriff die Wasserschale, tat einen Schluck aus derselben und warf dann die Schale auf einen Stein, sodaß sie zerbrach.

Da lief die Frau mit den kranken Augen davon und schrie:

»Oh weh, welche Angst habe ich, die Dame dort hat die Wasserschale Matilafoafoa's, des großen Geistergottes, zerbrochen.«

(L. trifft nun die bösen Geister, die sie fangen wollen; sie singt aber ihr Lied, das von dem anwesenden Vater M. gehört wird; er erschlägt die bösen Geister; und Vater und Tochter leben fortan zusammen.)

Eine Durchsicht der übrigen, auf Nauru erhaltenen Erzählungen zeigt, daß manche Anklänge an andere, aus anderen Gebieten der Südsee berichtete Sagen und Märchen haben. Ein vortreffliches Beispiel bietet dafür die »Geschichte der Vögel im Kanu« (s. H.-B. I. S. 449). KRÄMER erzählt dieselbe von Samoa und ERDLAND von den Marshall-Inseln.

Als typisches Beispiel dafür, wie der gleiche Gedanke in verschiedener Form dargestellt und erzählt wird, gebe ich beide wörtlich wieder.

Marshall-Inseln. Der verhexte Brotfruchtbaum.

Es befand sich nur ein Brotfruchtbaum auf Muejej. Die Leute versammelten sich auf der Insel, um den Brotfruchtbaum zu fällen. Sie fällten ihn, und er fiel. Sie gingen an den Lagunenstrand und aßen. Sie waren fortgegangen, als eine Frau aus dem Pandanusgebüsch hervortrat. Sie tanzte:

». . . Späne dieses Brotfruchtbaumes, flieget herbei und seid an Eurem Platz;
 Äste dieses Brotfruchtbaumes, flieget herbei und seid an Eurem Platz;
 Blätter dieses Brotfruchtbaumes, flieget herbei und seid an Eurem Platz;
 Brotfruchtbaum, steh aufrecht!«

Als die Leute kamen, stand der Brotfruchtbaum.

Sie fällten ihn, und er fiel. Sie alle behauten ihn. Alle Männer kamen, den behauenen Stamm in die See zu lassen:¹ »Bei den Stelzen der Rotgans, wo hebt er sich, wo senkt er sich? er ist abgeschoben, abgeschoben, abgeschoben!« So taten sie mit allen Vögeln. Der *annan*-Vogel: »Bei den Stelzen des *annan*, wo hebt sich das Kanu, wo senkt sich das Kanu? es ist abgeschoben, es ist abgeschoben, abgeschoben!« Als das Kanu im Wasser war, stieg eine Schar Einsiedlerkrebse hinein und zerfraß die Verschnürungen. Eine Ratte zerfraß das Segel. Die Leute segelten nicht ab, weil das Kanu in Stücke war. Die Ratte sprach: »Wie soll ich an Land kommen, da ich nicht schwimmen kann!« Eine Pulpe sprach: »Komm, damit ich mit dir an Land schwimme!« Die Ratte ging, stieg an Land und sprach: »Sehet den Dreck auf dem Kopf der Pulpe!«² »Was sagst du?« — »Nichts, ich sage nur, die Auslegerplattform ist dort auf dem Meere!« (ERDLAND, 245.)

Samoa. Die Erzählung von dem Schiff der Ratte und des Einsiedlerkrebsses.

Sie banden ein Schiff zusammen aus trockenem Brotfruchtbaumholz und Hibiskuszweigen. Als das Schiff fertig war, setzten sie es ins Meer, um auf die Reise zu gehen. Da kam der Vogel, der Regenpfeifer, und frug die Ratte und den Krebs um Erlaubnis, mitfahren zu dürfen. Seinem Wunsche wurde entsprochen. Darauf ging das Schiff und trat in den Riffeinlaß ein; aber es kam alsbald ein Sturm auf, und das Schiff ging unter. Darauf schwamm die Ratte dem Lande zu, während der Regenpfeifer wegflog und der Einsiedlerkrebs hinab aufs Riff sank. Wenn das Schiff zerbricht und zerfällt, dann schwimmt nur die Ratte. Da sah der Hornhecht, daß die Ratte beim Schwimmen schwach wurde. Da ergriff den Tintenfisch Mitleid über die Ratte. Er kam heran und sprach: »Komm und setze dich auf meinen Arm da.« Die Ratte antwortete: »Ich will nicht.« Da sprach der Tintenfisch: »Komm nur und setze dich auf meinen Arm.« Die Ratte antwortete: »Ich will nicht.« Wieder sprach der Tintenfisch: »Komm doch und setze dich auf meinen Kopf.« Die Ratte antwortete: »Da ist es!« Da setzte sich alsbald die Ratte auf den Kopf des Tintenfisches, um an Land gebracht zu werden; der Tintenfisch wußte aber nicht, daß die Ratte, die auf ihm ritt, ihm auf den Kopf machte. Sie kamen zum Strande. Die Ratte sprang an Land, und der Tintenfisch ging von dannen. Da hörte der Tintenfisch die Ratte ein Lied singen; dies war das Lied:

»Tintenfisch, Tintenfisch, greife hinauf

Auf deinen Kopf, ob wohl der After beschmiert war!«

Der Tintenfisch antwortete: »Was willst du?« Die Ratte antwortete: »Gehe nur, ich rief nach dem Knaben dort.« Der Tintenfisch ging, aber die Ratte fing wieder an zu singen:

¹ Beim Abschieben des Kanus stemmen die Leute sich mit aller Gewalt gegen das Kanu und nennen, indem sie ein Bein heben, um es wieder fester in den Sand zu stemmen, die Namen aller Vögel. Erst beim Nennen des winzigsten Vogels *annan* gleitet das Kanu in die See.

² Die undankbare Ratte hatte mit ihrem Kot den Kopf der Pulpe beschmutzt.

»Tintenfisch, Tintenfisch, greife hinauf
Auf deinen Kopf, ob wohl der After beschmiert war!«

Da griff der Tintenfisch auf seinen Kopf, da war alles schlecht, denn die Ratte hatte alles beschmiert. Da war der Tintenfisch sehr böse auf die Ratte. Er klagte es nun der Eule; also war sein Klagen:

»Eule des Ostens komm, Eule des Westens komm,
Eule des Meeres komm, Eule des Landes komm,
Suchet doch für mich das, wonach ich trachte.«

Die Ratte lief davon und hatte sich in dem Loch der Sandkrabbe verborgen. Sie suchten darauf, aber bekamen sie nicht. Darauf kam eine junge Eule und steckte ihren Fuß in das Loch der Sandkrabbe hinein. Diese bekam die Ratte und zog sie herauf nach oben, und die Ratte wurde nun von den Eulen zerrissen und starb.

Diesen Zorn des Tintenfisches kennt man heute noch der Sage nach; deshalb ist der Tintenfisch so wütend auf die Muschel,¹ deshalb heißt auch jene Schneckenschale die den Tintenfisch lockende Muschel.

Also war die Klage der Ratte, als zuerst das Schiff sank und sie schwamm.

Also war die Klage:

»Unser Schiff wurde zusammengebunden,
Der Einsiedlerkrebs fiel auf das Riff,
Der Regenpfeifer flog und erhob die Schwingen,
Aber ich muß schwimmen, o!«

(KRÄMER II, I; 358.)

TURNER (S. 218) erzählt die gleiche Geschichte aus Samoa; doch ist seine Darstellung der Nauru-Sage um vieles ähnlicher; hier tun sich von vornherein wie in dem Nauru-Märchen die Ratte, der Regenpfeifer und der Krebs zusammen und bauen sich ein Kanu, um auf das Meer hinauszufahren. Im Sturm geht das Kanu unter; die Ratte wird vom Tintenfisch gerettet, knappert ihn an und verhöhnt ihn zum Danke. Das Ende der Ratte ist dasselbe wie in der KRÄMER'schen Darstellung.

An samoanische Geschichten erinnern noch andere Nauru-Erzählungen; so zeigt der Beginn der »Geschichte von Lelei und Leaga und dem Aitu im Aoa-Baum« (STUEBEL, 77) Anklänge an die Geschichte von »Dabage« in H.-B. I. S. 451; und die Gestalt der Sauma 'eafe gleicht der Edeberatogoga in der Geschichte des Agar (H.-B. I. S. 428), die in Samoa spielt: . . . Alle Menschen in Saleimoa wissen, wie Sauma 'eafe aussieht. Bald ist sie eine sehr schöne Dame von schönen Körperformen, schönem Busen und schönen Haaren, bald ist sie eine Dame von großer Häßlichkeit, alt, mit runzlicher Haut, nämlich wenn sie zornig ist und wenn sie wild ist . . . (STUEBEL, 82).

Die Vorstellung der Nauru-Leute, daß die Insekten, Mücken, Fliegen, Würmer usw. durch ein weibliches Fabelwesen geboren und in die Welt gebracht sind (H.-B. I. S. 442),

¹ Diese Muschel, die *Cypraea tigrina*, welche wie eine Ratte aussieht, wird zum Fischen des Oktopus verwendet.

kehrt auf den Marshall-Inseln wieder: »Nach einiger Zeit gebar sie (Limejok) einen Schwarm Moskitos, einen Schwarm Fliegen, einen Schwarm Schlammfischlein und Duldulluebään.« (ERDLAND, 203.)

Die Liebesgeschichte zwischen den Sternen Romuinimada und Ejóut (H.-B. I. S. 401), die gilbertinischen Ursprungs ist, wird von THILENIUS (S. 66) auch aus Nuguria berichtet: »Geht Taro unter, so folgt der männliche Stern Matariki. . . . Früher gab es eine Zeit, in welcher Taro und Matariki gleichzeitig aufgingen. Da fiel es Matariki ein, die Taro heiraten zu wollen. Sie aber lief ihm fort, und jetzt läuft er ihr nach, ohne sie jemals erreichen zu können.«

Die »Geschichte von der Rohrdrossel« (H.-B. I. S. 447) erinnert an indonesische Vorbilder; so berichtet FROBENIUS (I, 124): »Von Singalong Burong, dem Gotte der Kopfjagden, erzählen die Linggas (auf Borneo) viele Geschichten. Die hauptsächlichste aber handelt davon, wie er aus dem Himmel seine Frau, die in einer Schlinge gefangen und durch seinen alten Feind Apei Sabit Borkait dort hinaufgezogen war, zurückeroberte.« FROBENIUS erwähnt weiter, daß das gleiche Motiv in anderer Form in den Schöpfungsmythen der Battak wiederkehrt; aus Melanesien ist es durch THURNWALD (I, 1; 418) bekannt geworden aus der Geschichte »Die Menschen im Himmel und der Bergsturz«, einer Erzählung aus Lambutjo in den Admiralitäts-Inseln.

Materielle Kultur.

Die besonderen Eigentümlichkeiten. Wenn man die einzelnen Elemente der stofflichen Kultur auf Nauru durchgeht, so fallen einem zwei wesentliche Gegensätze auf: die Farbenfreudigkeit und Formenschönheit der Schmuck- und Zeremonialgeräte und die Nüchternheit der nur für die praktische Verwendung gedachten Gebrauchsgegenstände. Diese behalten dauernd das gleiche Aussehen, sind unscheinbar und wenig ansprechend, ja gelegentlich plump (Eßgerät); jene sind untereinander grundverschieden; jedes einzelne Stück hat ein individuelles Gepräge, und man muß den erfinderisch-künstlerischen Sinn der Eingeborenen dabei bewundern, der es fertig bringt, das spärlich von der Natur gelieferte Rohmaterial so umzugestalten und zu verarbeiten, daß ein Stück dem anderen wohl ähnelt, aber nie völlig gleicht. Diese Verschiedenheit wird vornehmlich durch den Zwang bedingt, daß jede Familie sorgsam ihr althergebrachtes Recht hütet, bestimmtes Rohmaterial nur in einer ihr allein zustehenden Weise und Anordnung zu verarbeiten. Ein Beispiel dafür, wie damit dem Erfindungs- und Kombinationssinn der Eingeborenen zur Entwicklung verholfen wurde, bilden die Wappen der Schwangerschaftsmatten, s. S. 22 ff. Gleichzeitig wurde der praktische Sinn der Eingeborenen fortgebildet, neue technische Fertigkeiten auszudenken: einerseits das karge Rohmaterial der Natur auf praktische Verwendbarkeit durchzuprüfen, andererseits von auswärts überkommenen Formen einen spezifisch Nauru kennzeichnenden Stempel aufzuprägen. Man wird demnach die absoluten Besonder-

heiten der Naurukultur von denen der relativen trennen müssen; die ersten sind Nauru allein eigen und haben in keiner Kultur diesbezügliche Ähnlichkeiten oder Parallelen, die zweiten besitzen solche, heben sich aber durch ihr auffallendes Gepräge von den ähnlichen Erscheinungen anderer Kulturen wesentlich ab.

Als absolute Besonderheiten müssen gelten: die Herstellung der Spondylusperlen (S. 15), die charakteristische Befestigung von Zierraten mittels Fregattvogelfiedern (S. 80), der Kreisel (HB I, S. 342), der Pinsel zum Reinigen der temonibe-Kinder (HB I, S. 217) und das Spielhaus für die temonibe-Knaben (HB I, S. 248); relative Besonderheiten sind: die Puppe (HB I, S. 217), die zeremonialen Tragstühle (HB I, S. 226), die Schwangerschaftsabzeichen für Eheleute (HB I, S. 328), die eigenartigen abstehenden Tanzgürtel (HB I, S. 323), die Ausstattung der Gebrauchsgeräte für temonibe (S. 63), die Ibia-Züchterei und das hierzu verwendete Fanggerät (S. 148) und die Keule (S. 168). Diese Besonderheiten sind recht zahlreich im Rahmen der übrigens nur einen geringen Umfang besitzenden stofflichen Kultur auf Nauru; — sie charakterisieren jedoch deshalb nicht einen besonderen »Kulturkreis« oder bergen Reste vergangener Kulturen.

Kleidung und Schmuck. Auf Nauru ist heute die Kleidung für beide Geschlechter gleich; man trägt den unten kurz abgeschnittenen Schurz. Nur bei festlichen Gelegenheiten wird von den Männern die Kleidmatte angelegt und von den Frauen der Haar- und der Fregattvogelfeder-Schurz. Sie folgen darin polynesischen Gewohnheiten und unterscheiden sich wenig von den Bewohnern der ihnen am nächsten gelegenen Gilbert- und Ellice-Inseln.

Gilbert-Inseln. Auch die Männer tragen auf Maraki einen Bastrock, während diese im Süden des Archipels mit Matten bekleidet sind.¹ (Krämer III, 262).

Frauen tragen den Schurz *de riri* s. S. 248.

Funafuti. The old-fashioned kilt dress of Polynesia is still made and used on Funafuti. It is however, like most native articles, in process of decadence,² being only worn by the poorer people or by those engaged in rough work meaning to save more valued clothes (HEDLEY, 239).

The ancient masculine costume, the »tukai«, is well shown by the figure given by WILKES³ of the Funafuti native wearing one, which is described as »a strip of fine matting made of pandanus leaf, about eight inches wide and ten feet long, and fringed on each side. — Whereas the »titi« was simply tied round the waist, the tukai was first passed between the limbs and then around the body. (e b d. 240).

The »titi« or woman's dress appears in Funafuti in a form common alike to Melanesians and Polynesians, and extending over a wide area of the South Pacific. The name of it suggests a derivation from the Ti-tree (Cordyline). (e b d. 242). Diese

¹ Die Mattentracht ist erst in jüngerer Zeit eingeführt; vergleiche Samoa; früher ging man überhaupt nackend (s. WILKES).

² Verdrängt durch die »Missionskleidung«.

³ WILKES V, 41.

¹⁹ Hambruch: Nauru.

Schurze werden in derselben Technik und heute aus dem gleichen Material wie die Nauru-Schurze hergestellt. Tanzschurze sind reicher ausgestattet und häufig decorated by the black feathers of the Frigate-bird. (e b d. 243).

B a n a b a (Ocean Island). The men go entirely naked; but the women wear a dress made of young cocoa-nut-leaves, slit into narrow strips, and braided on a string at one end, which they tie round them; these dresses are only about a foot in depth. (CHEYNE, 74).

F a k a o f u. . . . put a mat around his waist, securing it with a cord of human hair . . . the maro¹ worn by the elder and it was presumed married women (WILKES V, 13), consisted of a great number of leaves tied to a cord, and then slit into fine threads. These were kept well oiled and perfectly pliable, and formed a huge apron. (e b d, 16). . . . they had two kinds of mats, the one about four feet square for sleeping, the other for clothing: they evinced some ingenuity in these. (e b d. 16).

R o t u m a. Of the fibres of the hibiscus² two kinds of dresses were plaited, the *taktakoi* and the *arumea*; their wear was not restricted to any particular class. The former has a plaited part about 4 inches wide, from wihc the fibres hang down for about 16 inches on each side, but over the unplaited part are no fibres ending freely. The *arumea* is similar. — The *taktakoi* was the ordinary dress of the man, and the *arumea* of the woman, but the latter was used by the man as well. — Properly they were about a fathom in length. — It (the *arumea*) is exactly similar to a common Samoan dress. — Other dresses were only for use on particular occasions or by particular chiefs. Fine mats of large size were generally worn³ (GARDINER, 411).

S a m o a. The usual dress of natives was a girdle of *ti*-leaves (*Cordyline terminalis*). These were gathered when the leaves had turned yellow. This was the ordinary working dress of males and females. The girdles reached to the knees. — On special occasions the men put on a large wrapper of native cloth, and over this a fine mat was worn. — The maro- or T-bandage was worn by males only, I think, in war time (BROWN, 315).

Auf den Fidji-Inseln tragen die Männer einen Tapa-Maros, während the women are not allowed to wear tapa, and their dress is slight and scanty. It consists of no more than the *liku*⁴, a kind of band, made, as has been stated, from the bark of the vaü or hibiscus. Before marriage the *liku* is worn short, but after the birth of the first child, it is much lengthened (WILKES, V, 355).

Den älteren Berichten zufolge (HB I, S. 12) hatten die Geschlechter auf Nauru ehemals jedes für sich eine eigene Kleidung: die Männer den heute noch gebräuch-

¹ LISTER, 56 erwähnt für den Mann den geflochtenen Maro, für die Frau den bis zum Knie reichenden Pandanusblattschurz.

² Neben Maros aus Brotfrucht-Tapa.

³ Auf den Marshall-Inseln trugen die Männer einen zweiteiligen Rock aus Hibiskus-Bast, während die Frauen zwei Kleidmatten umlegten.

⁴ Kurzer Fransenschurz.

lichen Schurz, die Weiber selbstgefertigte, nach Karolinenart gewebte Hüfttücher. Die sind heute verschwunden; die Kleidunterschiede desgleichen; und die polynesishe Sitte, welche nicht so streng wie in Melanesien die Bekleidung der Geschlechter bestimmt,¹ sondern für beide Geschlechter die gleiche Kleidung zuläßt, und die Mattentracht bei Festlichkeiten haben auf Nauru die Oberhand gewonnen.

Bemalung und Tatauierung. Trotz dieses überwiegenden polynesischen Einflusses auf die Bekleidung der Nauru-Eingeborenen befremdet es fast, daß ein richtiges Element polynesischer Kultur nicht angenommen wurde: die Tatauierung. Sie hat stets gefehlt; und erst in allerjüngster Zeit sind infolge der Beeinflussung durch die Phosphatarbeiter gelegentlich vereinzelte Tatauierungen aus Spielerei an Nauru-Leuten vorgenommen worden. Diese Abwesenheit der Tatauierungen befremdet umsomehr, als die benachbarten Inseln der Ellice-, Phoenix-, Gilbert-, Marshall-Inseln — von anderen zu schweigen — Tatauierungen streng durchführen. Auf diesen Inseln fehlt dagegen ein typisches Element melanesischer Kultur: die Bemalung. Sie ist wiederum auf Nauru vertreten und spielt bei verschiedenen Festlichkeiten eine noch un- aufgeklärte mystische Rolle. Die Art der Bemalung ist auf Nauru dieselbe wie in Melanesien. Man vergleiche hier z. B. die Tanzbemalungen auf Tafel 12, 3 und Tafel 13, 3 u. 4, charakteristische Linienornamente im Gesichte, mit melanesischen Bemalungen wie in NEUHAUSS, Tafel 23, SCHEEL 132 u. 133, (Kaiser Wilhelmsland), STEPHAN-GRÄBNER, Abb. 122, (Neu-Mecklenburg), der Totenbemalung auf Mogemog in den Westkarolinen; die eigenartige halbseitige Bemalung auf Nauru (HB I, Abb. 38) tritt in derselben Form auf den Admiralitäts-Inseln als Trauerbemalung auf. In der weiteren Umgebung Naurus wird von Bemalung nur aus den Gilbert-Inseln, und im übrigen von Fidji und St. Cruz berichtet;² aus Polynesien fehlen darauf bezügliche Daten.

Gilbert-Inseln. They also besmear the face and body with cocoanut-oil, and some daub each cheek with fine white sand, and blacken their eyebrows and beards with charcoal (WILKES V, 99).

Fidji . . . and the face painted black, as it is done by the natives on festal occasions. (e b d. III, 97).

St. Cruz. Sehr dürftig sind unsere Daten über Bemalung und Tatauierung. Nach den ältesten Berichten hatten die Bewohner von Ndeni zur Zeit des spanischen Besuches den Körper meist schwarz gefärbt (DALRYMPLE, S. 78). Die gleiche schwarze Bemalung bemerkte GAIMARD bei Weibern von Vanikoro. (GRAEBNER I, 87).

Schmuck. Infolge der ungleichen Ausstattung der Südseegruppen mit zur Verarbeitung geeigneter Materialien begegnet die Vergleichung des Schmucks von Nauru

¹ In Melanesien werden die Fransenbüschel meistens zwischen Körper und Trageschnur eingeklemmt, während sie in Polynesien, den Karolinen und in den Gebieten, die von den beiden letzten beeinflusst werden, am Tragbände befestigt sind und mit ihm ein untrennbares Ganzes bilden.

² Die westlich gelegenen melanesischen Gebiete führe ich nicht näher an; für diese genügen die oben gegebenen Zitate.

mit denen anderer Inseln entschieden Schwierigkeiten. Die Reichhaltigkeit des Schmuckes, das ausgeprägte Bedürfnis der Eingeborenen, die einzelnen Körperteile ausgiebig mit Schmuckstücken zu versehen, vergänglichen und dauernden, schließen die Insel an das melanesische Kulturgebiet an; die sorgfältige, liebevolle Ausführung der Schmucksachen, die ausgesprochene Vorliebe für rotfarbene Stücke, die Wertschätzung geflochtener Schmuckstücke, zeigen die Verfeinerung des Geschmacks durch den polynesischen Einfluß, dessen Kulturzone sich trotz der Fülle der zu verarbeitenden Materialien auf wenige, aber dafür auch umso ausgezeichnete gearbeitete Schmuckstücke und vergänglichen Blumen- und Blatterschmuck beschränkt.

Der Nauru-Schmuck wird durch dreierlei Objekte charakterisiert: die Kopfbänder mit dem Schläfenschmuck (Abb. 5—12), die Spondylus-Perlen-Halsketten (Abb. 24 u. 25) und die Schwangerschafts-Matten (Abb. 40—103.) Als besonders beliebtes Material sind die Spondylus-¹ (Halb- und Voll-) Perlen, die entkielten Fregattvogelfedern, die Befestigung mit Fregattvogelfiedern und Cassytha-Fäden hervorzuheben. Die übrigen Schmuckstücke wiederholen sich ziemlich alle, nach dem Vorkommen des jeweilig benutzten Materials verschieden, in der gesamten Südsee. Beachtenswert bleibt aber der in Nauru vorhandene Melanesien eigene Ohrschmuck.

Der Spondylus-Schmuck hat in der Südsee drei charakteristische Verbreitungsgebiete: das Gesamtgebiet der Karolinen, Marshall-, Gilbert-Inseln und Nauru; das südöstliche Neu-Guinea; Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover. In Polynesien hat diese Muschel geringe Bedeutung, auf Fidji galt sie als Seltenheit und durfte nur von den vornehmsten Eingeborenen als Brustschmuck getragen werden. (WILKES VI, 354). Das erstgenannte Gebiet ist einheitlich; die Muschel wird hier zu Scheiben verschiedenen Durchmessers und kleinen und großen Anhängern für Halsketten oder Brustschmuck verarbeitet; die beiden übrigen Gebiete stellen allein Scheiben her, die in Neu-Guinea einzeln an Schmuckstücken oder wie in Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover zu Geldschnüren aufgereiht verwendet werden. Form, Größe und Verwendungsweise stellen die Spondylus-Scheiben (von Perlen ganz abgesehen) den Erzeugnissen auf den Karolinen und Marshall-Inseln² zur Seite, weniger denen der Gilbert-Inseln, von wo aus die Herstellung der Muschelscheiben aus anderem Material (siehe unten *tekaroro*) eingeführt wurde; — wie bei der Übereinstimmung der Schmuckstücke zwischen Gilbert-, Ellice-Inseln und Nauru die ersteren überhaupt für die Entstehung des Nauruschmucks vorbildlich sind. Da Schmuck von den Nauru-Leuten nicht alltäglich getragen wird, konnte es FINSCH 1881

¹ Vielleicht auch *Chama spec.*; ein Originalstück vom Rohmaterial war nicht zu erhalten, da es heute auf der Insel an Tauchern fehlt, welche die in tiefem Wasser lebenden Klappmuscheln heraufholen; ebenso stellt man heute keine neuen Scheiben und Perlen her, sondern begnügt sich mit dem ererbten Schmuck und arbeitet diesen höchstens um.

² Die allgemeine Bezeichnung für rote Halsketten ist auf Nauru *ē mar*, auf den Karolinen und Marshall-Inseln „*maremar*“.

bei seinem kurzen Aufenthalt wohl begegnen »keinerlei Muschelscheibchenschmuck zu beobachten oder etwas darüber zu erfahren« (FINSCH III, 70). Die von KRÄMER (I, 156 u. III, 454) erwähnte Einführung der Spondylus-Muscheln aus Nanumea in den Ellice-Inseln mit dem Dampfer Archer¹ hat nicht die Bedeutung, die FINSCH ihr zuerkennt; die genannten Muscheln sind heute für die oben erwähnten Gebiete sämtlich als Tauschartikel begehrt und Handelsprodukt der Händler geworden, welche sie hauptsächlich aus den Ellice-Inseln beziehen.

Das Schleifen der Muschelstücke zu Halbkugeln (halben Perlen), die als solche allein oder zu zweien aufeinandergelegt als Vollperle benutzt werden, steht auf Nauru einzig in der Südsee dar; Perlen aus Menschenknochen sind aus Neu-Seeland (Hamb. Mus.) und von Rotuma aus Walzähnen bekannt geworden (GARDINER, 412 und Taf. 25).

Ein charakteristisches Schmuckstück für die Gilbert-Inseln bilden die auch als Geldschnüre verwendeten oft meterlangen Ketten *te karoro* aus miteinander abwechselnden aufgereihten weißen Mitra- und schwarzen Kokos-Scheibchen. *Te karoro* wurde früher bei Festlichkeiten, namentlich Tanzereien, von beiden Geschlechtern in möglichst langen Schnüren hauptsächlich um den Hals, zuweilen kreuzweis über Brust und Rücken, von den Frauen gern auch über dem Grasschurz um den Leib getragen, sowie (spiralig aufgerollt) um Hand- und Fußgelenke (FINSCH III, 69).

Auf Nauru sind die gleichen Ketten unter dem Namen *te bilororo* und *dâimon* bekannt; auch werden hier ebenfalls wie in den Gilbert-Inseln Delphin-Zähne zwischen eine Anzahl Scheibchen eingebunden. Diese Ketten führen auf Tokelau und Fakaafodenselben Namen; auf Nukumanu, wo sie gleichfalls vorkommen, heißen sie *kûa*.

Auf gilbertinischen Einfluß gehen die Schneckengehäuse-Ketten aus aufgereihten *Melampus*², *Columbella*, *Cypraea* zurück; bei diesen wird nach melanesischer Gewohnheit der obere Teil des Gehäuses meistens abgesprengt und die einzelnen Glieder ein- oder zweireihig angeordnet. Ebenso ist die Herstellung der Zahnketten (s. S. 260) von den Gilbert-Inseln übernommen worden.

Bemerkenswert ist die Halskette S. Na. 51 (S. 16), welche von den Eingeborenen selber als sehr selten bezeichnet wurde. Sind doch die West-Karolinen gerade das Zentrum für die Herstellung solcher gleichmäßigen schönen Kokosscheibchen-Ketten.

Die Anhänger aus Konusböden (S. 21 u. Taf. 21,1) hat Nauru mit den Gilbert-Inseln, Banaba, den Karolinen (Tobi und Ponape) gemein; ähnliche Anhänger gibt es auf den Marquesas, und nach KRÄMER auch auf Tonga (FINSCH III, 76). Eine interessante Nachahmung der Konusböden zu Schmuckstücken bildet RECHE, 88 vom Kaiserin Augusta-Fluß ab.

Eine bisher noch wenig beachtete wichtige Rolle scheint die *Ovum ovulum*-Schnecke

¹ Nicht »Arthur«.

² Halsketten aus *Melampus* die in derselben Weise wie auf Nauru befestigt werden, ebenso Schmuckstücke aus *Natica mamilla* erwähnt HEDLEY, 246 von Funafuti.

zu spielen. Auf Nauru wird sie als Sitz von mächtigen helfenden Geistern angesehen (s. S. 175); der Schemel des Friedensstifters wird mit ihr geschmückt (s. S. 179), und sie bildet den Hauptschmuck der Zauberer. Einen solchen Vorrang nimmt sie auch auf den Admiralitäts-Inseln als Häuptlingsabzeichen ein, ebenso auf den Salomonen (THURNWALD I, 1. Taf. V, 118, 119 und 3. Tafel I, 1, 2). Auf den Gilbert-Inseln wird sie um Arm- oder Fußgelenk gebunden und als Tanzschmuck benutzt (s. auch HB. I, S. 235 u. Taf. 13). Auch hier wurde der »Thron« (vergl. S. 179) des Königs Binoka auf Apamama mit Ovum ovulum-Schnecken geschmückt, eine Reliquie, die KRÄMER 1898 noch zu sehen bekam (FINSCH III, 110). Auf Samoa galt früher eine Ovum ovulum-Schnecke — *pule paepae* — (von Fidji und Tonga eingeführt) als wertvoller Halsschmuck für Häuptlinge (FINSCH III, 110).

Kriegsgürtel werden in Palau und Yap wie auf Nauru aus Ovum ovulum- oder Natica-Schnecken hergestellt; Natica wird in den Gilbert-Inseln, Banaba, Ellice-, Tokelau-Inseln und Fidji gern zu Schmuckketten verarbeitet.

Spermwalzähne werden auf Fidji sehr hoch bewertet und stehen dort in demselben Ansehen wie Spondylus-Schalen. Auf den Gilbert- und Marshall-Inseln bilden sie die vornehmsten Schmuck- und Tauschmittel. Die relative Seltenheit dieser Zähne führte auch zu ihrer Wertschätzung auf den Ellice-Inseln, Rotuma, Samoa, Tonga, Marquesas; in Kusaie und Ponape grub ich aus den Gräbern in den Ruinen einzelne Spermwalzähne aus, die am unteren Ende durchbohrt waren und offenbar zu Schmuckstücken gedient hatten. Ausgiebige Verwendung finden bei den Nauru-Schmucksachen auch Haizähne; in deren Verarbeitung zu Zierrat wird Nauru nirgendwo übertroffen; auf den Gilbert- und Ellice-Inseln werden die Zähne ebenfalls zum Schmuck gebraucht, doch tritt die Verwendung dort hinter der zur Herstellung von Kriegswaffen zurück; vereinzelt werden Haizähne in Neu-Seeland, Paumotu, Marquesas, Hawaii und Palau bei der Anfertigung von Schmucksachen benutzt.

Die Ketten aus Menschenzähnen wurden schon oben S. 260 erwähnt; die Gewohnheit ihrer Erstellung wurde aus den Gilbert-Inseln (Banaba) übernommen.

Zur größeren Verzierung des Schmuckes der *temonibe* und Herstellung des Tanzschmucks gebraucht man entkielte Schwungfedern der Fregattvögel; die Bedeutung dieser Vögel für das Leben der Nauru-Leute ist an anderer Stelle gewürdigt worden (HB. I, S. 290). Diese exklusive Verwendung der Federn trifft man auf den Marshall- und Gilbert-Inseln wieder. FINSCH III, 171 bemerkt hierzu: »In den Marshall-Inseln verfertigt man aus Fregattvogelfedern eigentümlichen Tanzschmuck und verziert Kanus mit solchen¹. (S. [437]). KRÄMER gedenkt eines Tanzstockes — *te gainduru* — mit Federn des Fregattvogels — *beineidei* — von den Gilbert-Inseln (S. 342 Bild 53). Ich sah hier Fregattvogelfedern nur wenige Mal verwendet (vgl. S. [281 und 317]) u. a. an einem Geisterpfahle«. Solche Tanzstöcke

¹ Ausschließlich Vorrecht der Häuptlinge.

gab es auch auf den Marshall-Inseln; Schurze aus Fregattvogelfedern (s. HB. I S. 321) werden ebenfalls auf den Ellice-Inseln (Funafuti) getragen; der Kopftanzschmuck (Tafel 13,3) erinnert an die Fregattvogelfedern geschmückten, bei religiösen Tänzen verwendeten großen Haarkämme aus Truk und den Mortlock-Inseln. Auf Funafuti: Head-dresses were formerly made of the Frigate bird plumes (HEDLEY, 247).

Schurze aus Menschenhaaren werden auf Nauru in zwei Arten verwendet: einmal gedreht nach melanesischer Art, und zum andern geflochten nach polynesischer Weise. Die gedrehten Schnüre werden zu groben Leibgürteln, Tragbändern für Ovum ovulum-Schnecken (Kriegsgürtel) usw. gebraucht; dieselbe Verwendung erfolgt in S. O.-Britisch Neu-Guinea, auf Yap und Uleai in den Karolinen. Stirnbinden aus Menschenhaaren sind von der Hansemann-Küste bekannt und auf Neu-Kaledonien dienen solche Schnüre als Geld. CHEYNE, 7 erwähnt Haargürtel von Isle de Pines.

Für geflochtene Schnüre sind die Gilbert- und Ellice-Inseln das Hauptverbreitungsgebiet; auch auf Niue wurden Haarschnüre¹ mannigfach verwendet; THILENIUS, 561, erwähnt Haargürtel von Sikaiana. »Weitere Lokalitäten für Schmuck aus Haarschnüren¹ (wenigstens früher) sind die Ellice-Gruppe, Penryhn (Tongarewa), die Marquesas (vgl. Mus. God. S. 245: Hand- und Ellbogenschmuck, der außerordentlich wertvoll war) und Hawaii. Auf letzterer Inselgruppe war u. a. der kostbare Halschmuck aus Spermwalzahn »*leinhopoloa*« an zahlreichen Haarschnüren befestigt², übereinstimmend mit solchen von Banaba über einen dünnen Faserstreifen geflochten« (FINSCH III, 174). Mit den Gilbert-Inseln hat es Nauru gemein, zur Befestigung der Haizähne an den Waffen mit Haaren durchflochtene, gedrehte Kokosschnüre zu verwenden. Besonders wertvolle Schmuckstücke bilden in Nauru die Amuletten ähnlichen Haarsträhnen Verstorbener, die noch besonders mit allerlei Zierrat versehen werden (s. HB. I, S. 272). FINSCH erwähnt solche Schmucksachen aus S. O.-Neu Guinea und von den Marquesas: Ein ähnliches Souvenir (Haare der verstorbenen Schwester mit roten Muschelscheibchen — *sapisapi* — verziert) trug eine Frau auf Wari (Teste-Is.) auf der Brust (F. S. [156]). Dabei mag an eine ähnliche Sitte auf den Marquesas erinnert sein, wo weißes Barthaar — *pavahina* — verstorbener Anverwandter den kostbarsten Bestandteil eines besonderen wertvollen Familienschmuckes bildete (vgl. BAESSLER »Neue Südseebilder« S. 194 u. 199). (FINSCH III, 172).

Die geflochtenen Schmucksachen aus Pandanusblattstreifen gehen auf Vorbilder aus den Gilbert-Inseln zurück, s. EDGE-PARTINGTON I, 90, 1.

Einen eigenartigen Schmuck bilden die Ohrnadeln. Den gleichen Schmuck beschreibt KUBARY als *kai pinilapa* von NUKUOR (KUBARY II, 60). Dieser Zierrat ist von dem aus Nauru s. S. 12 nicht zu unterscheiden. Interessant ist es jedoch, daß bei

¹ Geflochten.

² Diese Schnüre unterscheiden sich durchaus nicht von denen Naurus.

diesen Schmuckstücken allein noch die Kap-Kap Technik Melanesiens ausgeübt wird. Allerdings ist das Aussehen infolge der verschieden verwendeten Rohmaterialien ein anderes. Nauru gebraucht statt des Schildpatts Perlmutter und statt *Tridacna* Kokoschale.¹ Die Verwendung und Tragweise von dem in Abb. 20 wiedergegebenen Ohrschmuck erinnert an den auf den Zentral-Karolinen gebräuchlichen Zierrat, besonders an den von Truk und Hog.

Bei den Tänzen verwendete man in Nauru früher Augenschirme und Hüte. Nur bei diesen Gelegenheiten wurden diese praktischen Kopfbedeckungen benutzt; für Alltagszwecke kamen sie nicht in Betracht; damit ist nicht ausgeschlossen, daß sich Eingeborene während des Fischens auf dem Riffe einen Augenschirm aus einem Kokoswedel anfertigten, um sich gegen den Sonnenbrand zu schützen; nach geleisteten Diensten wurden diese Schirme aber fortgeworfen.

Die kunstvollen Augenschirme² von Nauru sind Dauergut und auf Polynesien beschränkt.³ Ihr Name *tabara ni medañ* kennzeichnet sie als eingeführte Gegenstände; wobei es immer noch rätselhaft bleibt, ob Medañ der Name eines tatsächlich existierenden Landes oder eines verschwundenen Gebietes ist — auf den Karolinen glaubt man an das Vorhandensein des Landes und schildert die Bewohner als hellfarbene Riesen; während auf Nauru Medañ mehr die Bedeutung von »Ausland« hat. Die oben erwähnte Benennung des Augenschirms gilt gleichzeitig für den Tanzhut, und der gleiche Name kehrt auf den Gilbert-Inseln wieder. Dort werden die Tanzhüte so benannt; ob auch der Tanzaugenschirm in den Gilbert-Inseln bekannt ist, ist nicht festzustellen. EDGE PARTINGTON bildet einen solchen aus Tahiti ab (I, 33, 5), der aus Kokosschnüren und Kokosbast geflochten ist und dem Nauruschirm in HB. I, Abb. 61, S. 327 ähnelt; nach HEDLEY, 245 heißen sie daselbst *taupoo* oder *taumata*; auch auf Funafuti sind sie bekannt und werden wie auf Nauru in Ugi these sun-shades are sometimes worn on gala days. (GUPPY loc. cit. 139 pl. 102) (HEDLEY, 245). Und WILKES V, 6 beschreibt solche Augenschirme von Fakaofu: On their head was a piece, made in some cases of matting, in others of tortoiseshell, and occasionally this ornament resembled an eye-shade, or the front of a cap, to protect the face from the sun Only one of those in the canoes seemed to be a person of note: in his shade were stuck several of the tail-feathers of the tropic-bird.

Tanzhüte werden von KRÄMER aus den Gilbert-Inseln beschrieben, die denen von Nauru gleichen: Auch die Männer tragen zeitweise Hüte aus Pandanusblättern, helmförmig, dreispitzig, *te taráo*, genannt, während im allgemeinen Hut *te bára* heißt (KRÄMER III, 341). THILENIUS bildet in seinem Werke auf Taf. I Fig. 1 rechts unten

¹ Ohrpföcke sind in dieser Art von S. CHRISTOVAL in den Salomonen bekannt. (EDGE-PARTINGTON I, 198; 1, 3). Auf Nukufetau sind nach WILKES V, 41 die gleichen Ohrschmuckstücke wie auf Nauru gebräuchlich gewesen.

² Im Gegensatz zu den allgemein in der Südsee verbreiteten Augenschirmen, die je nach Bedarf schnell aus einem Kokoswedel zusammengeflochten und nach Gebrauch fortgeworfen werden.

³ Die sorgfältig gearbeiteten Augenschirme von den Salomonen scheinen ebenfalls auf polynesischen Einfluß zurückzugehen.

einen Mann mit Hut aus Sikaiana ab, der sich ebenfalls von dem Naurus nicht unterscheidet; er bemerkt dazu: Auf Sikaiana endlich wird ein Hut getragen, welcher aus Streifen von Pandanus geflochten ist. Form und Arbeit desselben stimmen mit dem in Tokelau üblichen vollständig überein (THILENIUS, 55). Solche Hüte gab es auch auf Santa Cruz; GRAEBNER I, 86/87 berichtet: DILLON ist übrigens der einzige Autor, der auch auf Ndeni eine ähnliche Haartracht erwähnt, nämlich »Kappen aus Rindenzeug, Kokos- oder Fächerpalmlättern, ähnlich einem Zuckerhut«. (DILLON S. 292).

Mit dem gesamten Gebiet der Ostkarolinen (Ponape), Marshall-, Gilbert-, Ellice-Inseln usw. hat Nauru das Fehlen des Kammes gemein, der ebenso in Fidji fehlt, in Samoa aber wiedererscheint. Dafür besitzt es den Haarpfeil (Abb. 1), der sich äußerlich in Form und Schmuck nicht von denen unterscheidet, die aus Fidji bekannt geworden sind, und ebenso hier wie in Nauru the mode of wearing the hair-pricker or comb, is an indication of rank. (WILKES V, 355). Auch auf den Gilbert-Inseln besitzt man ein spitzes Stäbchen, *te gangu*, zum Ordnen der Haare (KRÄMER III, 337) und FINSCH II, 79 bemerkt: Kämmе gibt es nicht, aber man bedient sich häufig eines 30—40 cm langen, runden, an beiden Enden zugespitzten Stäbchens — auf Tarawa »Zero« genannt — teils, um die Läuse in ihrer Arbeit zu stören, teils zum Aufzausen.

Das Haus. Ein Vergleich der Bauart der Häuser auf Nauru mit denen anderer Südsee-Inseln muß sich auf die alte Bauweise beschränken; die neue Bau-Methode (s. S. 55) scheidet aus, da sie unter dem Einfluß der Europäer entstand. Das alte Nauru-Haus (s. S. 52) war eine niedrige Hütte, deren Dach an den Seiten von vier kurzen Pfählen getragen wurde, während der genau in der Mitte der Hütte stehende hohe Pfeiler die Hauptstütze des Firstbalkens bildete. Der Dachboden war mit einer Diele versehen, zwischen denen ein viereckiges Einsteigeloch ausgespart war. Das Dach war mit Pandanusblättern gedeckt, und die niedrigen Seitenwände konnten mit Matten verhängt werden. Tags über hielt man sich in diesem unteren Raum auf, nachts stieg man mittels eines Trittboces durch das Dielenloch auf den Dachboden und schlief hier. Dieser Haustypus ist sehr charakteristisch und für das große Gebiet der Südsee bestimmend, das sich von den Marshall-Inseln über die Gilbert-, Ellice-, Tokelau-Gruppe bis nach Süden zu den St. Cruz-Inseln erstreckt. Leider fehlt es an den Rissen und Plänen dieser Häuser; was ich jedoch an Bauten in den Marshall-, Gilbert-Inseln und Banaba sah, weicht wenig von dem Nauru-Typus ab; der »Mittelpfeiler« wird vielfach fortgelassen und das Dach allein von den Eckpfählen getragen. Die Benutzungsart, das Herstellungsmaterial, die Bedachung sind stets dieselben.

Marshall-Inseln¹. Auf vier Pfosten ruht in 1 1/2 m Höhe vom Erdboden ein vier-

¹ Siehe auch: Archiv für Anthropologie. Neue Folge, Band 3: KRÄMER: Der Haus- und Bootbau in den Marshallinseln.

eckiger Balkenrahmen, auf welchem ein Satteldach sitzt, das nach beiden Längsseiten hin abgewalmt ist. Der Rahmen ist aber nicht offen, sondern durch zwei Längsbalken in drei Abschnitte geteilt, die durch eine Lage von Querbalken und Querlatten ausgefüllt sind. Zwischen den beiden Längsbalken, welche auf Wodja etwa 5 m lang waren, befindet sich in der Mitte ein viereckiges Einsteigeloch, durch welches man in den Dachraum gelangt. Hier schlief die Familie, im breiteren Abschnitt das Familienhaupt, im kleineren, jenseits des Einsteigelochs, dem sogenannten *kabinebo*, dessen Frauen. Während des Tages hielt sich die Familie aber zumeist in dem Raum unter dem Hängeboden, wie ihn schon CHAMISSO nennt, auf, wo man aber nicht stehen, sondern nur sitzen konnte (KRÄMER III, 388).

Gilbert-Inseln: Die Häuser der Eingeborenen sind einfache Satteldächer, an beiden Giebelflächen wie auf den Langseiten mit Pandanusblättern bedeckt, welche an Stäben aufgereiht sind. Diese Dachblätter sind sehr ähnlich den marshallanischen . . . Wenn man aber in gebückter Stellung hineingekrochen ist, so steht man in einem schönen Raum, nicht allein bei den großen Versammlungshäusern, sondern auch bei den Wohnhäusern. Die mehrfachen Stockwerke (*te buia*), welche im Innern der Häuser oft nur wenige Meter übereinander vorhanden sind zwecks Aufbewahrung der Nahrungsmittel und des Besitzes, und welche auch zum Schlafen dienen, sah ich nur noch selten (KRÄMER III, 349). WILKES sah auf Tapiteua die alten Typen, die durchaus den Hütten von Nauru glichen und Einsteigelöcher besaßen. There was nothing remarkable in its exterior; it was of oblong shape, and about sixteen feet wide by twenty feet long. The interior consisted of two stories, of which the lower was not more than three feet high, under the floor of the upper story . . . (WILKES V, 53).

Banaba. Their houses are small, but neat. They are thatched with cocoa-nut leaves, and the sides are open, but they have a loft resting on the wall plates, on which they sleep. The lower apartment is paved with round stones, which makes it very cool. (CHEYNE, 75).

Funafuti: Die Häuser der Eingeborenen sind ähnlich denen in den früher besuchten Inseln, doch finden sich auch einige mit zwei Stockwerken, indem der untere Teil, aus starken, hohen Pfählen bestehend, durch einen Querbalken aus Stäben von dem oberen Teil, der das Dach trägt, getrennt ist . . . und in den Kingsmill-Inseln führt eine Leiter in diesen oberen Teil, der allein bewohnt ist, während auf den anderen Inseln nur des Nachts die Leute oben schlafen und zugleich ihre Vorräte an getrockneten Kokosnüssen, den sogenannten Takataka, dort aufbewahren. (GRAEFFE, I 164).

Nukufetau: Am Lande angekommen, fand ich die Hütten der Eingeborenen auf einem freien Platze in Reihen geordnet. Dieselben sind durchgängig klein, vierseitig und öfters mit einem oberen Stockwerk versehen (ebd. I 186).

Nanomea: Die Häuser haben meistens ein oberes Stockwerk, in welchem die Eingeborenen schlafen und auch Vorräte aufbewahren (ebd. I 189).

Nui: Die Häuser in Nui sind alle zweistöckig (ebd. I 190).

Tokelau: The houses are all, or nearly all, two-storied, the loft being on the wall plates. The people eat below, sleep upstairs, and keep all their food and property there (TUTUILA, 271).

St. Cruz. Die Spanier unter Mendana fanden die Häuser auf Ndeni rund, aus Brettern gebaut, mit einem Hauptpfosten in der Mitte . . . Die Häuser sollen zwei Stockwerke besessen haben, deren oberes mit Hilfe einer Handleiter erstiegen wurde¹ (GRAEBNER I, 89).

Diese Häuser mit Einsteigelöchern bilden ein Mittelding zwischen den melanesischen Pfahlbauten und den bodenebenen Wohnhütten der Polynesier. Die ersten fehlen auch in diesen Übergangsgebieten nicht. Das Pfahlhaus auf Nauru ist S. 56 beschrieben worden; KRÄMER bildet es (III, 289) aus Apamama ab; auf Palau ist es vorhanden, wo auch das mehrstöckige, allerdings von Indonesien her übernommene Haus nicht fehlt; und Pfahlhäuser nach melanesischer Art konnte ich im Süden von Yap bei Dulukan auf Ponape in Džalapuk beobachten.

Gilbert-Inseln. Wachthäuser, wie sie HUDSON von der letzteren Insel (Tapiteua erwähnt, sah ich auch auf Maraki, Apaiang usw. Es sind kleine Hütten, auf 2 bis 2½ m hohen Pfählen und mittelst einer hohen Leiter zugänglich, die aus einem mit Kerben versehenen Pandanus-Stamm besteht. Solche Pfahlhäuser finden sich einzeln, meist ziemlich entfernt vom Dorfe, auf dem Riffe der Lagune und sind auf einer kleinen Erhöhung von Korallsteinen errichtet, zum Schutz gegen die Flut. Diese sonderbaren Bauten wurden als »Mückenhäuser« bezeichnet, in welchen man unbelästigt von Mosquitos (»Maninera«) nächtigt und die namentlich von Fischern benutzt werden, welche zeitig Reusen und Fischwehre revidieren . . . Ähnlich sind die »Mückenhäuser« auf Rotuma (EDGE-PARTINGTON, Taf. 168), die wahrscheinlich gleichen Zwecken dienen (FINSCH II, 45).

Solche Pfahlhäuser sah ich auch auf Pingelap, wo sie denselben Zwecken dienen wie in den Gilbert-Inseln. Und CHORIS bildet in seiner Voyage pittoresque autour du monde, Tafel XIX auf der Lithographie Vue dans les îles Radak ein solches Pfahlhaus von den Marshall-Inseln ab.

Auf Seite 56 ist der nun auf Nauru verschwundenen Versammlungshäuser, *temaniap* Erwähnung getan worden. KRÄMER III schildert sie ausführlich von den Gilbert-Inseln und bildet sie III, Bild 39, 40 und Tafel 12 ab; auf Seite 350 bemerkt er dazu: . . . wie ich schon die großen Versammlungshäuser bei Tapitúea schilderte. Die letzteren heißen *te uma ni aba*, »das Haus der Insel«, kurzweg *maniap* gesprochen, und sind durchaus nicht überall vorhanden. Ich sah sie auf den südlichen Inseln, während auf den nördlichen nur noch die Stätten erkennbar waren, wo sie dereinst gestanden. Sie scheinen nicht mehr neu aufgebaut zu werden.

Die gleichen Häuser erwähnt TUTUILA, 269 von Tokelau: There is in every township a large house called maneabau. All the social government is carried on in this house, and everything of a public nature is discussed in it.

¹ Das sich jedoch mehr an das Haus von Buka und Bougainville anschließt.

Zusammen mit den Nauru-Häusern müssen die Brunnenanlagen erwähnt werden, die denen von Wuwulu und Aua sehr ähneln, aber auf den Karolinen, in Melanesien und Polynesien meistens fehlen. Sie werden aus Tapiteuea und Nukufetau beschrieben.

Tapiteuea: The wells were fifteen feet deep; the water in them was brackish. These excavations have been made at much cost of time and labour (WILKES V, 54).

Nukufetau: Die Einwohner haben hier in den Korallensteinen Sodbrunnen eingelassen, die in Terrassen aufsteigend, sorgfältig aufgemauert sind.¹ Einige derselben hatten einen oberen Durchmesser von 30—40 Fuß und eine Tiefe von 40—50 Fuß. In demselben sammelt sich Regenwasser, aber auch Meerwasser muß eindringen, da es brackisch schmeckt. Mit einer Kokosnußschale, die mittelst einer Schnur an einer Angelrute hängt, wird das Wasser gleichsam herausgefischt (GRAEFFE, 1187).

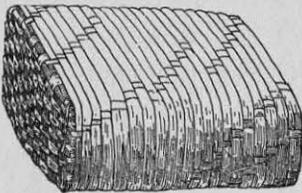


Abb. 338.
Kopfkissen von Funafuti.
(Nach HEDLEY, 294).

Hausgerät, Werkzeug und Fertigkeiten. Die Zahl der täglichen Gebrauchsgegenstände, des Hausgeräts und der Werkzeuge ist auf Nauru klein; äußerlich sind alle diese Gegenstände anspruchslos, einfach; es fehlt ihnen die liebevolle Behandlung, welche der Melanesier den gleichen Objekten zuwendet, die er mit Zierrat, Schmuck usw. versieht, bei denen er auf schöne gefällige Formen und peinlich saubere Arbeit achtet. Naurus Besitz an solchen Gegenständen gleicht darin denselben polynesischen und karolinischen

Objekten, die sich auch durch eine überaus große Einfachheit auszeichnen. Ein Schmuckbedürfnis für die täglich benötigten Gegenstände liegt nur für die der *temonibe* vor.

Die Hauseinrichtung besteht größtenteils aus geflochtenen Matten, welche Tisch, Stuhl und Decke vertreten; auf Matten schläft man und mit Matten deckt man sich zu. Ein Holzsplit dient als Nackenstütze, oder man verwendet regelrechte Kissen. Diese Kissen sind ein polynesisches Erzeugnis. EDGE-PARTINGTON I, 33, 8 bildet ein solches Kopfkissen aus Tahiti ab; HEDLEY, 294 beschreibt es von Nukulailai (Abb. 338) in den Ellice-Inseln; BRIGHAM, 125 erwähnt es von Hawaii: Uluna or Pillows they had woven of smooth pandanus leaves, and staffed with other leaves.

Die auf Nauru so eigentümlichen Geräteebäume fehlen auch nicht auf den Gilbert-Inseln: Charakteristisch für die letzteren sind dagegen trockene Sträucher, an deren Ästen Kokoschalen (mit Wasser und Toddy) aufgehängt werden und die fast bei keinem Hause fehlen (FINSCH II, 61).

Das Koch- und Eßgerät, Löffel, Messer, Holzschalen usw. unterscheidet sich nicht von dem der Gilbert- und Ellice-Inseln. Überwiegend werden kahnförmige Schüsseln benutzt, welche wie auf den Karolinen *tēpi* oder *sēpi* genannt werden; aller-

¹ Wie auf Nauru.

dings fehlen ihnen die für die Karolinen und Paramikronesien so charakteristischen kurzen, stielartigen Handgriffe. Als Trinkschalen benutzt man die allgemein in der Südsee gebräuchlichen ausgehöhlten und abgeschliffenen Kokoschalen, die auch als Wasserbehälter dienen; und ähnlich wie auf den Gilbert-Inseln, Central-Karolinen und Palau stellt man sich Behälter für Salböl, ferner Trichter aus verkümmerten Kokosnüssen her. Der dreibeinige Kokoschaber gleicht in der Form, der Befestigung und Art der Schabezunge aus *Cardium* oder *Meleagrina* den auf den Karolinen, Marshall-, Gilbert-Inseln und Samoa gebräuchlichen Formen; die Form der Ellice-Inseln, s. HEDLEY 262, weicht davon erheblich ab; das ist auffällig und damit umso bemerkenswerter, weil sonst Hausgerät und Werkzeuge Naurus fast bis auf geringfügige Kleinigkeiten mit denen der Ellice-Inseln übereinstimmen.

Das Kochen erfolgt in der offenen Herdgrube oder im polynesischen Erdofen. Interessant ist das Vorhandensein zweier Methoden der Feuerbereitung; die meist gebräuchlichere ist die Entzündung mit dem Feuerhobel, der für die Karolinen und Polynesien charakteristisch ist; daneben macht man, ähnlich den vereinzelt Fällen auf den Karolinen — von Melanesien abgesehen — mit dem Feuerquirl Feuer. Rautenförmige Fächer, deren Herstellungstechnik der in Polynesien und auf den Karolinen gebräuchlichen Weise gleicht, dienen zum Anfachen des Feuers und zur Abwehr von Mücken und Fliegen. Nach Marshall- und Gilbert-Sitte werden sie zuweilen auch aus Schildpatt hergestellt und mit einem aus Pandanusblattstreifen geflochtenen Rand versehen. Für Nauru gilt wie für die Gilbert-Inseln: Die Kochkunst liegt nicht lediglich in den Händen der Frauen, sondern wird, wie bei allen Eingeborenen, je nach Bedürfnis, auch von den Männern ausgeübt (FINSCH II, 57).

Zum Reinhalten des Hauses dienen die allgemein in der Südsee aus Palmblattrippen bestehenden Besen; Ratten und Mäuse fängt man in Fallen, die denen in Indonesien gebräuchlichen Formen gleichen, und in derselben Art z. B. in Wuwulu-Aua, Palau, Marianen und Ellice-Inseln benutzt werden. Harken zum Reinigen der Kokospflanzungen sind in derselben Form wie auf Nauru in den Ellice-Inseln gebräuchlich; dort verwendet man auch (HEDLEY, 261) den Spaten, dessen Form an die zusammengesetzten Paddeln von Wuwulu-Aua, Luf, Admiralitäts- und Gilbert-Inseln erinnert und vielleicht von der letzten abgeleitet ist.

Die kleinen quadratischen oder rechteckigen geflochtenen Taschen gleichen in ihrem Aussehen und Verwendung den auf Karolinen gleichen Zwecken dienenden Formen.

Körbe mit langen Tragbändern wie in Abb. 134 werden aus Britisch-Neuguinea beschrieben; sie werden ebenfalls auf den Gilbert-Inseln und auf Kusaie verwendet. Auf polynesischen Einfluß gehen die ursprünglich auf Samoa heimischen viereckigen Deckelkörbe zurück, welche in derselben Weise in Tonga, Fidji, Tokelau- und Gilbert-Inseln hergestellt werden. Daraus sind die offenen Uten-

silien-Körbe (Abb. 136) entstanden, welche mit ihren »Wappen« eine Eigenart Naurus bilden.

Das Werkzeug bietet nichts besonderes. Es ist das allgemein in Mikronesien und Polynesien übliche Gerät. Die schweren Holzhammer, welche auch als Stampfer verwendet werden können, gleichen denen von Wuwulu-Aua (HAMBRUCH I, Tafel 13 u. Taf. 23, 12) und Nukuor; ebenfalls benutzt man sie als Mattenklopfer, die wie in Kaniet, Mogemog, den Gilbert-Inseln und anderen Orten, wo gelegentlich ein Wal strandete aus Walknochen hergestellt werden.

Die Beile haben nach polynesischer Art die Klinge auf dem kurzen Stielkopf aufgebunden; ihre Sicherung durch Bedecken mit Kokosbast und darauf folgender Verschnürung gleicht der in den Karolinen üblichen Weise; die Beilstiele haben entweder Knie-Form (Abb. 148) oder sind leicht geschwungen, gleichfalls nach Karolinen-Art. Diese Form ist nun auch auf den Marshall-, Gilbert- und Ellice-Inseln heimisch. Ebenso gleichen die Raspeln und Feilen aus Korallen, die Tridacna-Klingen, die Knochennadeln den in Para-Mikronesien, Mikronesien und Polynesien üblichen Formen; wie ebenso der Drillbohrer nicht fehlt. Fakofo: (WILKES V, 16, LISTER); Funafuti: (HEDLEY, 251—261); Gilbert-Inseln: (PARKINSON, 96/97) Marshall-Inseln (ERDLAND, 55). Eine Presse zur Herstellung von Kokosöl, wie sie auf S. 79 beschrieben ist, sah ich mehrfach auf den Karolinen: z. B. Mogemog, Faraulip, Onoun (Olol) usw.

Die Arbeitsweisen zur Herstellung von Seilen, Schnüren usw. aus Kokosfaser, Hibiskusbast, Seegras unterscheiden sich nicht von den in Mikronesien und Polynesien üblichen Methoden; die Verarbeitung von Menschenhaar ist oben S. 295 besprochen worden; Nauru ist allein die technische Verarbeitung der Federbärte von Fregattvogelfedern eigentümlich. Das Färben wird in derselben Weise und mit den gleichen Mitteln vorgenommen, wie sie von HEDLEY, 32; 33 aus Funafuti beschrieben sind.

Eine hohe künstlerische Fertigkeit haben die Eingeborenen in der auf polynesischen Einfluß sich zurückführenden Mattenflechtereie erlangt. Überwiegend sind die Flechtwerke nach der Formel IAaz ausgeführt und dies »Vorwiegen der Geflechtsart IAaz in Mikronesien und Polynesien und ihr starkes Zurücktreten in Melanesien ist sehr bemerkenswert, zumal sie wieder in einzelnen Teilen Indonesiens sehr häufig ist« (LEHMANN I, 23). Die große Mannigfaltigkeit der Mattenornamentik (vergleiche die Schwangerschaftsmatten Abb. 40—103) erinnert an die gleiche Reichhaltigkeit in Indonesien (s. LEHMANN II, Tafel I, 1—20); die große Variabilitätsmöglichkeit eines Einflechtstypus in taft- oder köperbindigen Geflechtern, oder Kombinationen aus diesen beiden Geflechtsarten, hat diese Vielheit erzeugt, die durch den notwendigen Zwang, Wiederholungen oder Nachahmungen zu vermeiden, noch gesteigert wurde. Ähnlichen Flechtmustern, deren Zahl aber im Vergleich zu Nauru gering sind, und sich häufig wiederholen, begegnet man an den Deckelkörbchen von den Gilbert-

Inseln¹, Samoa, Tonga und Fidji. Die Kunst solche Körbchen zu flechten, ist gewiß von diesen Gebieten nach Nauru eingeführt worden, die Ornamentik ist aber selbständig nach auf Nauru überkommenen Gewohnheiten angebracht worden. Nachgeahmt sind in Form, Ausführung und Gebrauch nur die von den Gilbert-Inseln eingeführten Tanzmatten (s. HB. I S. 320), deren Ornamente auf Nauru im Material und der Art der Ausführung sklavisch nachgebildet werden; bemerkenswert bleibt für die Nauru-Flechtarbeiten, daß die Geflechtsstreifen nur selten einfach sind, sondern meistens aus zwei oder mehreren gleich breiten übereinander gelegten Streifen bestehen. Interessant ist ferner die relativ häufige Verwendung der Geflechtsart VII.C. welche LEHMANN I, 20—22) in der Südsee in Samoa, sonst vereinzelt in Indonesien feststellt.

Die mannigfachen Sticharten, das sorgfältig ausgeführte und häufig angewendete Nähen verraten den polynesischen Einfluß.

Mit manchen Inseln der Gilbert-, Ellice- und Tokelau-Gruppe hat es Nauru gemein, keinen Landbau zu treiben; durch die Einwanderer von den Gilbert-Inseln lernte es aber eine Fertigkeit, die Herstellung der Pandanusdauerspeise. Die Arbeitsmethode gleicht der auf den Gilbert-Inseln gebräuchlichen (s. PARKINSON, 91), welche man auch in Kapingamarang anwendet, während sie auf den Marshall-Inseln (ERDLAND, 40) etwas anders gehandhabt wird. So hat der Pandanuschaber auf Nauru eine ganz andere Form; das Fehlen der auf den Marshall-Inseln gebräuchlichen Cassis-Schnecke in Nauru führte hier zur Erfindung des S. 115 Abb. 204 beschriebenen Gerätes. Auf den Marshall-Inseln dient die Cassis-Schnecke (s. KRÄMER III, 427 Bild 67) als Schaber und Auffangschüssel, während in Nauru außer dem Schabering noch eine besondere Auffangschale für den Saftbrei erforderlich ist. Die Bereitung des Palmweins ist von den Gilbert-Inseln her eingeführt worden.

Jagd und Fischerei. Unter den in der Südsee üblichen Jagdmethoden nimmt der Fang der Fregattvögel (s. HB. I, S. 282) eine besondere Stellung ein, da diese Weise und das dafür gebräuchliche Gerät Nauru eigentümlich ist. WOODFORD berichtet nach HEDLEY 86: At Apamama I saw three of the birds kept upon T-shaped wooden perches opposite to the King's house. A long line was tied to their tails. When wild birds were seen, some fish were thrown upon the ground, and the captive birds made to take wing. By this means the strangers were induced to settle, and while engaged in feeding on the fish, a line at the end of a rod about six feet long, having at the end a stone about the size and shape of a fowl's egg, was thrown over them, whereby their wings became entangled and they were caught. — Sonst wird aus den Gilbert-Inseln oder anderen Teilen der Südsee eine derartige Fangmethode nicht beschrieben, und die Schilderung des Fangzeugs von Apamama läßt vermuten, daß das Vogel-Lasso eher von Apamama aus Nauru entlehnt wurde.

¹ Nach WEISSER soll jede Insel ein eigenes Muster besitzen. (FINSCH II, 64).

Daneben wird der Vogelfang mit großen Netzen ausgeübt. Diese Netze gleichen völlig den für dieselben Zwecke verwendeten Vogelnetzen auf Palau, Yap, Funafuti und Samoa. Von hier ist auch wohl die Einrichtung übernommen, mit zahmen Lockvögeln (wie auch beim Fregattvogelfang) den wilden Vögeln eine Falle zu stellen, um sie dann mit Netzen einzufangen (wie beim Fang der Steinwälzer, braunen Seeschwalben u. a.). Die auf Nauru üblichen Fischereigeräte samt den Fischereimethoden sind nur zu einem Teil in der Südsee allgemein gebräuchlich; andere sind, wie z. B. Reusen, besonders in den Karolinen ausgebildet und von dorthier nach Nauru eingeführt worden, auch die Bojenangel und das Senknetz stammen aus diesem Gebiete, und wer die vielen verschiedenen zusammengesetzten Spinner z. B. auf Tobi gesehen hat, dem wird es fraglich erscheinen, ob der sogenannte polynesische, zusammengesetzte Spinner (Angelhaken) wirklich in Polynesien entstanden ist, oder nicht vielleicht als indonesisches Kulturgut mitgenommen wurde. Bei der Bearbeitung der Volkskunde von Tobi wird auf diese Frage näher einzugehen sein. Die Zucht des *ibia*-Fisches ist eine Eigenart Naurus, welche allerdings nach meinem Gewährsmanne von den Gilbert-Inseln her eingeführt wurde. Sie hat dort keine große Bedeutung erlangt, da sonst in den vielen, leider wenig eingehenden Schilderungen ihrer ethnischen Verhältnisse die Fischzucht gewiß als etwas besonderes erwähnt worden wäre. Außer der mündlichen Mitteilung des Nauru-Eingeborenen gibt nur eine kurze Erwähnung in der Literatur Aufschluß über diese Gilbert-Fischzucht:

Peru. A system of salt-water-fish-pools was common, and is so still on this island. In a walk of four or five miles one morning I counted as I passed along the beach road fifty of them, forty feet by twenty and larger. Spare fish after a good take, and little ones from the beach, are thrown in, — thrive well on the mud, and so every family can easily procure a fresh fish when wanted (TURNER, 298). Bei dem Mangel jeglicher Beschreibung des Zucht- und Fanggerätes möchte ich nicht entscheiden, ob Peru als Heimat der Fischzucht für Nauru anzusehen ist; möglich ist es bei den sonstigen Beziehungen zu dieser Insel. Andererseits wird die *Ibia*-Fischzucht sich auf Nauru den besonderen dort durch die geographischen Verhältnisse bedingten örtlichen Verhältnissen angepaßt und danach die Zuchtmethode und die Fanggeräte ausgebildet haben.

Die einfachen Haken aus Perlmutter, Kokoschale und Hartholz (Abb. 211—214) sind in der Südsee allgemein im Gebrauch; die Formen Abb. 211 u. 212 gleichen den in Melanesien und Paramikronesien gebräuchlichen Haken, die der Abb. 213 und 214, welche meistens aus breiten, flachen Perlmutterabschnitten oder Knochen angefertigt werden, ähneln den auf Tahiti, Tokelau-, Ellice-Inseln, Nukuor und Karolinen verwendeten Haken.

Die Spinner (Abb. 216—218) unterscheiden sich von den auf Samoa, Ellice-Inseln, Tobi, Zentralkarolinen gebräuchlichen Formen dadurch, daß ihnen die Verbindungsschnur zwischen dem oberen und unteren Loch im Blinker fehlen; darin

gleichen sie den auf den Ostkarolinen, Marshall- und Gilbert-Inseln üblichen Angelhaken. Hier wird auch wie in Hawaii (s. S. 260) und Nauru der Haken am Spinner gelegentlich aus Menschenknochen hergestellt. Die Purgierfisch-Angel mit Senker (Abb. 215) findet sich in den Ellice-, Gilbert-, Tokelau-Inseln und auf den Polynesischen Exklaven als beliebtes Fischgerät, das auch in Melanesien, in Neu-Kaledonien, Louisiaden usw. Eingang fand, während es im eigentlichen Polynesien mit Ausnahme von Tahiti und Manihiki, wo man es zum Haifang gebraucht, fehlt. Samoa verwendet z. B. den Haken bei der untergeordneten Rifffischerei; der Name *fā'a to'elau* verrät seine Herkunft aus den Tokelau-Inseln. Die Tau-Schlinge zum Fang großer Meertiere ist von Samoa, Santa-Cruz und Neu-Mecklenburg genugsam bekannt; die Stockschlinge für den Aalfang gleicht der auf den Gilbert-Inseln gebräuchlichen Form, die ebenfalls auf Yap verwendet wird. Die Hand-Beutel-Netze zeigen die allgemein üblichen Formen; charakteristisch ist ihnen das kleine quer zum Stiel liegende Holzstück, das Netzrahmen und Stiel miteinander verbindet; diese Verbindung ist den gestielten Fisch- und Vogelnetzen auf den Karolinen und Polynesien eigen, während es in Melanesien selten angebracht wird.

Die Garnfischerei bietet nichts besonderes; das Senknetz (Abb. 230) findet sich in dieser Form in den West- und Zentralkarolinen; an den Fang mit dem *saosao'o*- und *se'i*-Netz auf Samoa (DEMANDT, 41) und das Schöpfnetz auf Santa-Cruz (GRAEBNER I, 104) erinnert die S. 141 beschriebene *egogo*-Fangmethode auf Nauru. Die Bojenangel (Abb. 231) wird in derselben Form für den Fang fliegender Fische im Gesamtgebiet der Karolinen¹ verwendet und unterscheidet sich durch die Art der Boje, eine luftgefüllte Kokosnuß von der in den Salomonen- und auf Santa-Cruz gebräuchlichen Boje aus einem Stück Bambus oder Leichtholz (s. GRAEBNER I, 104, Abb. 35, 2). Die von den Frauen auf den Riffen ausgeübte Sammelfischerei mit Körben ist in der Ausführung und im Gerät in keiner Weise von denen auf anderen Südseeinseln verschieden. Die Reusen (Abb. 235 u. 238) erinnern an karolinische Formen, namentlich die dachförmige Gitter-Reuse, welche in derselben Weise hergestellt ist wie auf den Zentral-Karolinen und Palau;² die cylindrische Aalreuse wird seltener angewendet; sie ist ein Originalerzeugnis der Nauru-Eingeborenen, denen vielleicht bei der Herstellung die tonnenförmigen *wup na tatakia* der Gazelle-Halbinsel als Vorbilder dienten. Die Reusenfischerei wird auf Nauru wenig betrieben; darin gleicht es Polynesien, dem diese Fischerei-Methode verhältnismäßig unbekannt ist, während die Melanesier und Karoliner große Kenntnisse darin besitzen und diese Methode direkt bevorzugen. Auffällig ist die seltene Anwendung und geringe Ausbildung des Fischspeeres, der auf Nauru nahezu bedeutungslos geworden

¹ Aus Palau von KUBARY I, Tafel XVII 12 als Netz für den Fang eines Balistes beschrieben und *kwal a no'ol* benannt.

² Auf Palau als *gošekl*-Reuse bekannt (KUBARY I, Taf. XIX).

²⁰ Hambruch: Nauru.

ist, und das Fehlen der Fischwehre, welche in Mikronesien und auf den Gilbert-Inseln eine große Rolle in der Fischerei spielen.

Das *ekēbanōgi*-Gabelnetz (Abb. 250) scheint aus Samoa eingeführt zu sein; Form und Aussehen gleichen, bis auf eine kleine technische Verbesserung, dem dort gebräuchlichen *alagāmea*-Netz (DEMANDT, 45 u. 46); das samoanische Netz ist insofern praktischer, als das Querholz zwischen den Netzrahmen nur mit einem Rahmenholz und dem Netzstiel fest verbunden ist, während es mit dem anderen Rahmenholz durch eine Greifklaue oder lockere Schnüre befestigt wird. Das Netz läßt sich infolgedessen nach dem Gebrauch leichter zusammenlegen und wegbringen. Die Anwendung ist dieselbe wie auf Nauru: Bei niederem Wasser springt der Mann mit dem *alagāmea* aus dem Ausleger, bei tieferem Wasser dagegen handhabt er es vom Boote aus, das der zweite Insasse lenkt. Die Meeräschen, welche sehr leicht unruhig werden, brauchen fast nie erst aufgescheucht zu werden, sie versuchen sofort das *seu*¹-Netz zu überspringen und werden dann mit dem *alagāmea* aus der Luft aufgefangen. Auf diese Weise fängt man den *anae*², einen der besten Speisefische aus den samoanischen Küstengewässern . . . Beim Fang hält man das Netz wagerecht vor sich hin (DEMANDT, 45).

Der Seite 123 erwähnte Brauch, daß ein Fischer den von ihm gemachten Fang nicht selbst verzehren darf, findet sich auch auf den Gilbert-Inseln: (WILKES V, 90) berichtet: Another custom is remarkable: when a fisherman arrives with a welloaded canoe, his neighbours assemble around him, selecting and taking away such as they please, leaving the owner nothing in return but the satisfaction of knowing, that on a similar occasion he has a like privilege to help himself.

Die Verkehrsmittel. Bei den Umzügen wurde die *temonibe*-Tochter gelegentlich ihres Pubertätsfestes (HB. I, 225 ff) auf einem Stuhle um die Insel getragen. Dieses Getragenwerden ist ein Vorrecht der Angehörigen hoher Rangstufen in Polynesien; als z. B. die »Duff« die englischen Missionare in Tahiti landete, wurden sie in feierlicher Weise von den Vornehmen und dem Volke eingeholt. Der Augenblick ist von R. SMIRKE im Bilde festgehalten (ELLIS II, Titelbild), und ELLIS II, 7 bemerkt dazu: The two figures on men's shoulders are the late king and queen. Ebenso wurden auf den Gilbert-Inseln die Häuptlinge und ihre Frauen getragen; doch mag hier manchmal die allzu große Belebtheit dieser Vornehmen die Veranlassung dazu gewesen sein, welche sie einfach am Gehen verhinderte.

Das *Boot*³ ist auf Nauru zusammengesetzt (Abb. 252) und KRÄMER III, 456 betont, daß »die Boote deutlicher auf die Gilbert-Inseln hinweisen, wenn auch melanesische Einflüsse hier nicht zu verkennen sind«. Ein genaues Studium des Nauru-Bootes und sein Vergleich mit den übrigen Boottypen der Südsee ergibt, daß die Konstruktion des Bootkörpers aus einer schmalen, niedrigen Kielleiste mit einer da-

¹ Ein Stellnetz von 2 m Tiefe.

² *anae*, die Meeräsche, *Mugil caeruleomaculatus* Lacepède. (DEMANDT, 112).

³ Dem Nauru-Boote gleicht das von Banaba: Their canoes are built of thin plank sewed together and generally carry from four to ten men each. They have no sails, but are propelled by paddles. (CHEYNE, 75).

rauf gesetzten doppelten Plankenreihe ihren nächsten Verwandten in der Bauweise des Bonito-Bootes, *va'aālo*, auf Samoa (s. DEMANDT, 73) und Tahiti (s. EDGE-PARTINGTON I, 29) hat; das Nauru-Boot ist weit offen wie ein samoanischer *tau'muluau*; in der äußeren Form, der Gleichheit von Bug und Heck zeigt es allerdings mehr Anklänge an das Gilbert-Boot, das allerdings wiederum teilweise gedeckt ist (s. KRÄMER III, 358). Bemerkenswert sind am Nauru-Boote die eigenartigen Einschnürungen an Bug und Heck, welche dem Boote seinen besonderen Charakter verleihen. Der u-förmige Aufsatz erinnert entfernt an die in Melanesien und Mikronesien; dem Horn zur Befestigung der Fischleinen begegnet man auf Sikaiana wieder. (MAN 1912, Nr. 99). Das Auslegergeschirr aus drei langen Querstangen, mit einer Plattform an der Basis und parallel dazu angebrachten Verbindungsstäben, die Verbindungsweise der drei Querstangen mit kurzen in den Schwimmer eingelassenen Gabeln gleicht dem Auslegergerät der Gilbert-Boote (KRÄMER III, 358); melanesisch ist allerdings die Befestigung der drei Querstangen im Bootkörper selbst und die Schrägstütze, welche den unteren Teil der Gabel mit der Querstange verbindet. Die Befestigungsmethode zwischen Schwimmer und Gabelholz kehrt in ähnlicher Weise auf Upolu in Samoa wieder (KRÄMER III, 419) und findet sich in der gleichen Art auf Luaniua (FRIEDERICI I, 299). Paddel¹ und Ösfaß zeigen die polynesischen Form, während das Bemalen des Bootes mit weißer Farbe ähnlich wie in Neu-Mecklenburg, Neu-Pommern, Para-Mikronesien und Santa Cruz ausgeübt wird.

Waffen und Krieg. Die Waffenausrüstung Naurus, Trutz- und Schutzwaffen, gleicht völlig der auf den Gilbert-Inseln heimischen. Unterschiede bestehen zwischen beiden Gebieten darin nicht. Es ist daher fraglos, daß ebenso wie Banaba auch Nauru seine Waffen von den Gilbert-Inseln erhielt und später selbst anfertigte.

Die glatten Speere *e rakoub* (S. 165) erinnern an die Hieb Waffen in Para-Mikronesien und von Niue; auf dieser Insel ist er allerdings schon zur Zeremonialwaffe (Hauptlingsabzeichen) geworden.

Der kurze Stoßspeer *e oere* (S. 165) wird von FINSCH II, 38 als *te taboa* oder *te tabu* von Tarawa beschrieben; auf den Gilbert-Inseln und in der Ellice-Gruppe ist er unbewehrt, auf Nauru wird er mit eingesetzten Holz-, Knochen- oder Rochenstacheln versehen, so wie dies früher auch auf den Karolinen, Marshall-Inseln und Samoa geschah. Der Wurfspeer, *e kadó* (S. 167) wird wie der Wurfstab der Marshall-Inseln benutzt, ein an beiden Enden zugespitzter Stab, der im Bogen geschleudert, wie der Durchmesser eines rollenden Rades sich in die Luft schwingt und mit dem Ende, womit er voranfällt, sich einbohrt (ERDLAND, 93). Diese Waffe wurde auch auf Funafuti benutzt, s. Abbildung bei HEDLEY, 248.

¹ EDGE-PARTINGTON II, 89, bildet eine spachtel-ähnliche Paddel von Nauru ab, eine Form, die gelegentlich auf den Karolinen beobachtet wird; das Stück wird schwerlich wie die Bezeichnung besagt, von Pleasant I. Ellice-G. stammen.

Die Haizahnwaffen, *ē ōkobān* (S. 167) gleichen denen der Gilbert-Inseln, sowohl Schlagwaffen und Speere wie Schwerter und Dolche (s. FINSCH II, 39—42); die haizahnbewehrten Schlagringe sind Allgemeingut von Para-Mikronesien, Mikronesien und Polynesien. Die *ē okabān* ähnlichen großen Haizahnwaffen fehlen als Kriegsinstrument in Polynesien. Als Zeremonialgerät wurde es jedoch auf Tahiti dem Priester bei der *heva*, dem Begräbnis eines Häuptlings einhergetragen; die Abbildung s. EDGE-PARTINGTON I, 26,4. Die S. 167 beschriebenen Dolche sind Männer- und Weiberwaffen; von den Frauen werden sie bei Tänzen als Zeremonialgeräte verwendet, gleichzeitig dienen sie zur Schlichtung von Streitigkeiten untereinander. Diesen Zweck erfüllen sie auch auf Aua-Wuwulu (HAMBRUCH I, 140) und den Gilbert-Inseln (s. FINSCH II, 42); BASTIAN II, 8 erwähnt einen ähnlichen Gebrauch von Tahiti: Bei der Heirat befestigten die Frauen von Haifischzähnen einen Griff, um sich bei der Trauer oder Freude um ihren Gatten zu verwunden.

Die Keulen *dogoro* (S. 168) sind entweder roh zugeschnittene Holzknüppel oder sorgfältig gearbeitete, vierkantige Hartholzstäbe, deren dickeres Ende mit Zierschnüren umflochten ist. Die gekantete Keule dürfte von den Gilbert-Inseln her eingeführt sein; sie kommt jedoch auch auf Ponape und Santa-Cruz (GRAEBNER) vor.

Die Schleuder *itiua* (S. 169) ist Gemeingut Melanesiens und Mikronesiens; ihre Form als Netzsleuder erinnert an ähnliche der Karolinen, Gilbert-Inseln usw. Helm, Harnisch, Panzerjacke, Hose und Gürtel (S. 169 ff.) gleichen denselben Schutzwaffen von den Gilbert-Inseln (s. FINSCH II, 43—45); allerdings ist der Nackenschild beim Nauru-Panzer erheblich niedriger als bei dem von den Gilbert-Inseln, doch kann das auch auf der zufälligen Beschaffenheit des in Abb. 269 wiedergegebenen Stückes beruhen. Von den geflochtenen Panzern in Neu-Guinea abgesehen, die auf indonesische Vorbilder zurückzugehen scheinen, hatten auf den Marianen die Peganer (MEARES I, 128) lange Matten als Panzerhemden (WAITZGERLAND V, 131); ähnliche Rüstungen wie sie in Nauru und auf den Gilbert-Inseln benutzt wurden, beschreibt ELLIS I, 300 von Tahiti: Some of the fighting men wore a kind of armour of net work, formed by small cords, wound round the body and limbs, so tight, as merely to allow of the unencumbered exercise of the legs and arms, and not to impede the circulation of the blood: or the Ruuruu, a kind of wooden armour for the breast, back, and sides, covered with successive folds of thick cloth, bound on with ropes. Over this a costly cloth was spread. The head was guarded with a corresponding quantity of cloth. Welche Bewandnis es mit den von MICHELENA Y ROJAS erwähnten Schilden hat (HB. I, 78) muß dahin gestellt werden; FINSCH II, 43 erwähnt einen von den Gilbert-Inseln und bemerkt dazu: Ich kenne nur einen Schild von den Gilberts im British Museum; derselbe besteht aus einer sehr großen Knochenplatte, jedenfalls aus dem Schulterblatt des Spermwales gearbeitet, aus welchem Material ich Flechtbretter erhielt; vielleicht ist es ein solches. Wahrscheinlich

sind die Schilde, welche MICHELENA Y ROJAS bemerkte, auch nichts anderes gewesen.

Die Erbauung von Steinwällen für Verteidigungszwecke ist in ganz Mikronesien bekannt, ebenso wurde sie in den Gilbert-Inseln ausgeführt (FINSCH II, 45). In Samoa verteidigte man sich hinter Steinwällen, und von hier aus scheint diese Kampfweise sich über Sikaiana nach Santa-Cruz, Neu-Hebriden und den Salomonen verbreitet zu haben; so berichtet WOODFORD, 168, daß sich auf Sikaiana drei Steinbauten befinden, die unter der Leitung des Samoaners LEVOU entstanden. Dessen Sohn unternahm später große Reisen nach den oben erwähnten Inselgruppen, und mag auch dort diese Verteidigungsart eingeführt haben. Von den Shortland-Inseln erwähnt BROWN, 171: Forts were made of stones where they were obtainable, and generally consisted of a dry stone wall of from 4 to 6 feet high.

Die Kriegsführung lehnt sich eng an die auf den Gilbert-Inseln geübte Kampfweise an, welche wie die mikronesische unter starkem polynesischen Einfluß steht. Im Gegensatz zu der melanesischen Kampfmethode, die den Gegner unvermutet aus dem Hinterhalt überfällt, wird hier der Kampf vorher angesagt, Schimpfreden gehen ihm voraus, Einzelgefechte leiten ihn ein, dann beginnt der Massenkampf, an dem auch die Frauen zum Schlusse teilnehmen, und ein regelrecht geschlossener Friede beendet die Fehde.

Die Folgerungen. Ich fasse zusammen: Nauru ist ein Gebiet intensivster Verschmelzung melanesischer und polynesischer Kultur¹. Die älteste Siedlungsschicht gehört Melanesiern an, deren nächste Verwandte Teile von Kaiser Wilhelmsland, des Bismarck-Archipels, der Salomonen, Neu-Kaledonien und Fidji bewohnen. Sie hat ihre Spuren überwiegend in den Elementen der geistigen Kultur und der Sprache zurückgelassen und beherrscht dieselben; ihre stoffliche Kultur ist dagegen nur in geringen Resten erhalten geblieben. Diese wich den sich im Laufe der Zeit verstärkenden polynesischen Einflüssen, welche sich aus Zentral-Polynesien heraus über die Tokelau-, Ellice- und südlichen Gilbert-Inseln besonders geltend machen. Und so unterscheidet sich Naurus stoffliche Kultur heute wenig von derjenigen der eben genannten Gebiete; allerdings darf man nicht außer acht lassen, daß die Lebensbedingungen und damit die Lebensweise auf diesen Inseln nahezu dieselben sind. Das polynesische Element tritt heute somatologisch stärker als das melanesische in die Erscheinung; es vermochte aber nicht, die geistige Kultur der alten melanesischen Siedlungsschicht erheblich umzuformen, sondern ist mehr oder minder oberflächlich haften geblieben und nicht sehr tief eingedrungen. Das mag einerseits daran liegen, daß die nächstgelegenen Insel-Gruppen — wie aus manchen Übereinstimmungen mit Nauru hervorgeht — gleichfalls eine alte, lebenskräftige, melanesische Bevölkerung trugen,

¹ Die psychologischen Beobachtungen von dem Nauru-Völkchen können nicht zu einem Vergleich mit denen an anderen Südsee-Eingeborenen herangezogen werden, da hierfür das bisher vorhandene Material ganz und gar unzureichend ist.

die den frühen, nicht einheitlichen Zustrom polynesischer Elemente auffing und diese, nachdem sie ihren eigenen Gewohnheiten und Bräuchen angepaßt waren, sozusagen in zweiter Hand weitergaben. Wir werden später in der Kulturgeschichte Mikronesiens erkennen, welche wichtige Rolle als solcher Transformator die Gilbert-Inseln spielten. Andererseits hielten die Beziehungen, welche gleichzeitig über Tonga mit Fidji bestanden die melanesischen Eigenheiten lebenskräftig. Die mikronesischen Einflüsse sind schwächer, als ihr Ausgangszentrum werden die Zentral-Karolinen erkennbar, deren tüchtige Seefahrer (Poluat, Mortlok-Inseln) die Meere weithin durchstreiften.

Ich möchte hier keine Vermutungen aussprechen, in welchen Zeiten die Besiedelung Naurus erfolgte, ob die polynesischen Einflüsse, — wie es den Anschein hat — allein von Osten her sich geltend machten, oder ob Nauru auch Etappe bei den Einwanderungen der Polynesier in die Südsee gewesen ist. Denn auffällig ist es, daß Nauru mannigfache Übereinstimmungen mit den äußersten Vorposten der polynesischen Kultur bewahrt hat, so mit Tahiti, Marquesas, Paumotou, Hawäi, Neu-Seeland, die wie GRAEBNER I, 173 nachweist »nicht nur die älteren Formen der polynesischen Kulturbestandteile selbst am besten bewahrt haben, sondern auch die meisten Anklänge an melanesisches Volkstum aufweisen«. Zu einem reinen, abschließenden Ergebnis wird man erst kommen, wenn ethnologische, linguistische, anthropologische und anthropogeographische Kleinarbeit uns diese Vorposten und die nächste Umgebung von Nauru selbst besser kennen gelehrt haben.

Literatur.*

- ANDREE, 1889, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Neue Folge. Leipzig.
- BAMLER, (1911), Tami; in: NEUHAUSS, Deutsch-Neu-Guinea, Bd. III. Berlin.
- BASTIAN I, 1881, Die heilige Sage der Polynesier. Kosmogonie und Theogonie. Leipzig.
- *— II, 1883, Inselgruppen in Oceanien. Reiseergebnisse und Studien. Berlin.
- IIa, 1883, Zur Kenntnis Hawaii's. Nachträge und Ergänzungen zu den Inselgruppen in Oceanien. Berlin.
- III, 1896, Die Denkschöpfung umgebender Welt aus kosmogonische Vorstellungen in Kultur und Unkultur. Berlin.
- IV, 1899, Die mikronesischen Colonien aus ethnologischen Gesichtspunkten. Berlin.
- BETH, 1914, Religion und Magie bei den Naturvölkern. Ein religionsgeschichtlicher Beitrag zur Frage nach den Anfängen der Religion. Berlin.
- BINGHAM, 1908, A Gilbertese-English Dictionary. Boston.
- BLEY, 1912, Praktisches Handbuch zur Erlernung der Nordgazzellen-Sprache. Münster i. W.
- *BRANDEIS, I, (1904), Das Gesicht im Monde. Ein Märchen der Nauru-Insulaner; in: *Ethnologisches Notizblatt*. Bd. III, Heft 3. Berlin.
- *— II, (1907), Ethnographische Beobachtungen über die Nauru-Insulaner; in: *Globus* I. Halbband Braunschweig.
- BRANDSTETTER, 1892—1914, Monographien zur Indonesischen Sprachforschung. I—XI. Luzern.
- BRIGHAM, (1908), The ancient Hawaiian House; in *Memoirs of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History*. Vol. II. Nr. 3. Honolulu.
- *BROWN, E. B. (1865), The passage from Newcastle (Australia) to Shanghai; in: *The Nautical Magazine and Naval Chronicle*. London.
- BROWN, G., 1910, Melanesians and Polynesians. Their life-histories described and compared. London.
- CHAMISSO's Werke, herausgegeben von Heinrich Kurz. II. Bd. Reise um die Welt. — Leipzig u. Wien o. J.
- *CHEYNE, 1852, A description of islands in the Western Pacific Ocean, north and south of the Equator: with sailing directions. Together with their productions, manners and customs of the natives and vocabularies of their languages. London.
- CODRINGTON, 1891, The Melanesians. Oxford.
- *DANVERS POWER, (1904), Phosphate Deposits of Ocean and Pleasant Islands; in: *Transactions of the Australian Institute of Mining Engineers*. Vol. X. Sydney.
- *DEEKEN, 1901, Manuia Samoa! Oldenburg.
- DEMANDT, (1913), Die Fischerei der Samoaner; in: *Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde in Hamburg*. III, 1. Hamburg.
- *DEMPWOLFF, (1914), Besprechung von HAMBRUCH: Die Sprache von Nauru; in: *Zeitschrift für Kolonialsprachen*. Bd. V. Berlin.
- *DELAPORTE I, 1906, Toroüab in Bibel (Altes Testament). Nauru.
- *— II, 1907, Neues Testament, ñaran aen wora Temoniba ma Amen Katsimor ñea Jesu Kristo. Nauru.
- *— III, 1907, Kleines Taschenwörterbuch. Deutsch-Nauru. Nauru.
- DILLMONT, DE, Encyklopädie der weiblichen Handarbeiten. Mülhausen (Elsaß) o. J.
- EDGE-PARTINGTON, 1890, An Album of the weapons, tools, ornaments etc of the natives of the Pacific Islands. Manchester.
- *EHRENREICH I, (1910/11), Die allgemeine Mythologie und ihre ethnologischen Grundlagen; in: *Mythologische Bibliothek*. Bd. IV. Leipzig.
- II, (1915), Die Sonne im Mythos; in: *Mythologische Bibliothek*. Bd. VIII. Leipzig.
- ELLIS, 1839, Polynesian Researches. London.
- *ELSCHNER, 1913, Corallogene Phosphat-Inseln Austral-Oceaniens und ihre Produkte. Lübeck.
- ERDLAND, (1906), Wörterbuch und Grammatik der Marshall-Sprache; in: *Archiv für das Studium deutscher Kolonialsprachen*. Bd. IV. Berlin.
- *— (1914), Die Marshall-Insulaner. Leben und Sitte, Sinn und Religion eines Südseevolkes; in: *Ethnologische Anthropol-Bibliothek*. Bd. II, Heft 1, Münster i. W.
- ETHERIDGE, (1901), Pregnancy Mat; in: *Records of the Australian Museum*. Sydney.
- *FILBRY, (1907), Von Jaluit nach Nauru; in: *Monatshefte zu Ehren Unserer Lieben Frau vom hlst. Herzen Jesu*. 24. Jahrgang. Salzburg.
- *FINSCH I, (1880), Aus dem Pacific. VI. Nawodo (Pleasant Island); in: *Hamburger Nachrichten* vom 1. Dezember. Hamburg.
- *— II, (1888), Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee, Bd. III; in: *Annalen des K. K. Naturhistorischen Museums in Wien*. Wien.
- *— III, (1914), Südseearbeiten; in: *Abhandlungen des Hamburg. Kolonialinstituts*. Bd. XIV. Hamburg.

* Die mit einem * versehenen Nachweise enthalten auf »Nauru« bezügliche Angaben.

- FORSTER, 1783, Bemerkungen auf seiner Reise um die Welt. Berlin.
- FRIEDERICI I, (1912), Beiträge zur Völker- und Sprachenkunde von Deutsch-Neu-Guinea; in: *Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten*. Ergänzungsheft Nr. 5. Berlin.
- II, (1913), Untersuchungen über eine melanesische Wanderstrasse; in: *ebd.* Ergänzungsheft Nr. 7. Berlin.
- FROBENIUS I, (1898), Die Weltanschauung der Naturvölker; in: *Beiträge zur Volks- und Völkerkunde*. Weimar.
- II, (1904), Das Zeitalter des Sonnengottes. Berlin.
- *FURNESS-JAYNE, 1906, String figures, a study of cat's cradle in many lands. New-York.
- GARDINER, (1898), The Natives of Rotuma; in: *The Journal of the Anthropological Institute*. Bd. XXVII. London.
- GEORGENS, 1882, Illustriertes Allgemeines Familien Spielbuch. Leipzig und Berlin.
- GIRSCHNER I, (1906), Grammatik der Ponapesprache; in: *Mitteilungen des Orientalischen Seminars in Berlin: Ostasiatische Studien*. Abteil. I. Jahrg. 9. Berlin.
- II, (1912), Die Karolineninsel Namüluk und ihre Bewohner; in: *Baessler Archiv* Bd. II. Leipzig und Berlin.
- GRAEBNER I, (1909), Völkerkunde der Santa Cruz-Inseln; in: *Ethnologica* I. Leipzig.
- II, 1911, Methode der Ethnologie. Heidelberg.
- GRAEFFE, (1867), Reisen nach verschiedenen Inseln der Südsee; in: *Das Ausland*. 2. Halbband. Stuttgart und Augsburg.
- HAMBRUCH I, (1908), Wuwulu und Aua (Maty- und Durour-Inseln); in: *Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde in Hamburg*. II, 1. Hamburg.
- *— II, (1912), Die Schifffahrt auf den Karolinen und Marshallinseln; in: *Sammlung Meereskunde*. Berlin.
- *HAMBURGISCHER CORRESPONDENT, (1802), Nr. 160 6. Okt. Hamburg.
- *HAMMET, (1854), Narrative of the voyage of H. M. S. Serpent; in: *The Nautical Magazine and Naval Chronicle*. London.
- HEDLEY, (1896/97), The Atoll of Funafuti, Ellice Group; in: *Australian Museum, Sydney. Memoir* III. Sydney.
- HORSBURGH, 1826, India directory, or directions for sailing to and from the East Indies, China, New Holland, cape of Good Hope, Brazil and the interjacent ports. London.
- *JUNG, (1897), Aufzeichnungen über die Rechtsanschauungen der Eingeborenen von Nauru; in: *Mitteilungen aus den deutsch. Schutzgebieten*. X. Bd. Berlin.
- KARUTZ, (1913), Der Emanismus; in: *Zeitschrift für Ethnologie*. Bd. XXXV. Berlin.
- KEYSSER, (1911), Aus dem Leben der Kaileute; in: NEUHAUSS: Deutsch-Neu-Guinea. Bd. III. Berlin.
- KITTLITZ, VON, 1858, Denkwürdigkeiten auf einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka. Gotha.
- KLEINTITSCHEN, 1907, Die Küstenbewohner der Gazellehalbinsel. Hiltrup bei Münster i. W.
- KOHLER, (1914), Die Anfänge des Rechts und das Recht der primitiven Völker; in: *Hinneberg Die Kultur der Gegenwart*. Teil II. Abteilung III, 1. Leipzig und Berlin.
- *KRÄMER I, (1898), Nauru; in: *Globus*. Halbband II. Braunschweig.
- II, 1902, Die Samoa-Inseln. 2 Bände. Stuttgart.
- *— III, 1906, Hawaii, Ostmikronesien und Samoa. Stuttgart.
- *KRETZSCHMAR, 1913, Nauru zum 2. Oktober 1913. Festschrift. Nauru.
- *KRUSENSTERN, von, 1819, Beiträge zur Hydrographie der größeren Ozeane als Erläuterungen zu einer Charte des ganzen Erdkreises nach Mercator's Projection. Leipzig.
- KUBARY I, 1895, Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-Archipels. Leiden.
- II (1900), Beitrag zur Kenntnis der Nukuoro- oder Monteverde-Inseln (Karolinen-Archipel); in: *Mitteilungen der Geograph. Gesellschaft in Hamburg*. Bd. XII. Hamburg.
- *KUHN, (1882), Reisebericht S. M. Aviso »Habicht«; in: *Annalen der Hydrographie und Maritimen Meteorologie*. Berlin.
- LAMBERT, 1900, Moeurs et Superstitions des Néo-Calédoniens. Nouméa.
- LEHMANN, (1912), Flechtwerke aus dem Malayischen Archipel; in: *Veröffentlichungen aus dem Städt. Völker-Museum*. IV. Frankfurt a. M.
- LEHNER, (1911), Bukaua; in: NEUHAUSS: Deutsch-Neu-Guinea. Bd. III. Berlin.
- LISTER, (1892), Notes on the Natives of Fakaofu (Bowditch Island). Union Group; in: *The Journal of the Anthropological Institute*. Bd. XXI. London.
- LUSCHAN, VON, (1906) Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte; in: *von Neumayer, Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen*. Hannover.
- LYON, (1895), Deutsche Grammatik; in: *Sammlung Göschen* Nr. 29. Leipzig.
- MARINER, 1819, Nachrichten über die Freundschaftlichen oder die Tonga-Inseln. Weimar.
- MEIER, (1910), Der Glaube an den *inal* und den *tutana*

- vurakit bei den Eingeborenen im Küstengebiet der Blanche-Bucht; in: *Anthropos* V. Wien.
- MEINHOF, (1906), Linguistik; in: *von Neumayer: Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen*. Hannover.
- *MICHELENA Y ROJAS, 1843, Viajes científicos en todo el mundo, desde 1822 hasta 1842; durante los cuales fueron visitadas la Oceania en sus tres nuevas divisiones geograficas: Malesia, Polynesia y Australia; el Asia etc. Madrid.
- MORRIS, 1900, Die Mentawai-Sprache, Berlin.
- *MOSS, 1889, Through Atolls and Islands in the Great South Sea. London.
- *MÜLLER, A, (1910), Eine epidemisch auftretende Erkrankung des Nervensystems auf Nauru; in: *Archiv für Schiffs- und Tropen-Hygiene*. Bd. XIV-Leipzig.
- MÜLLER-WISMAR, (1908), Wörterverzeichnis und Fragebogen. Hamburg.
- *NEUE BERLINER PRIVILEGIERTE ZEITUNG, 1802, 122. Stück. 12. Okt. Berlin.
- NEUHAUSS, 1914, Unsere Kolonie Deutsch Neu-Guinea. Weimar.
- NEUMAYER, VON, 1906, Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. Hannover.
- NEWELL, (1895), Notes on Rev. J. B. Stair's Paper on »Early Samoan voyages and settlement«; in: *Journal of the Polynesian Society*. Vol. IV. Wellington. N. Z.
- PARKINSON, (1889), Beiträge zur Ethnologie der Gilbertinsulaner; in: *Internationales Archiv für Ethnographie*. Bd. II. Leiden.
- PEEKEL, (1909), Grammatik der Neu-Mecklenburgischen Sprache, speziell der Pala-Sprache; in: *Archiv für das Studium deutscher Kolonial-sprachen*. Bd. IX. Berlin.
- PLOSS-BARTELS, 1905, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Leipzig.
- *PRAGER, o. J., Reisen durch die Inselwelt der Südsee. Kiel.
- PRATT, 1893, A Grammar and Dictionary of the Samoan Language. London.
- PRITCHARD, 1866, Polynesian Reminiscences; or life in the South Pacific Islands. London.
- RANKEN, (1877), South Sea Islanders; in: *The Journal of the Anthropological Institute*. Bd. VI. London.
- *RAVNKILDE, (1882), Et Besøg paa Navodo eller Pleasant Island; in: *Geographisk Tidsskrift*. København.
- RECHE, (1913), Der Kaiserin Augusta-Fluß; in: *Ergebnisse der Südsee-Expedition 1908—1910*. II. A. I. Hamburg.
- REIBER, (1911), Kinderspiele in Deutsch-Neu-Guinea; in: *Baeßler-Archiv* I. Leipzig und Berlin.
- *REICHS-MARINE-AMT, (1881, 1882, 1884), Angaben über Nauru; in: *Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie*. Berlin.
- *REICHS-MARINE-AMT, 1913, Südseehandbuch. IV. bis VI. Teil. Die Karolinen, Marshall-Inseln und Marianen. Berlin.
- REINECKE, 1902, Samoa. Berlin.
- REITER, (1907), Traditions tonguiennes; in: *Anthropos*, Bd. II. Wien.
- RENZ (Ploss), 1911, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Leipzig.
- SHEEL, 1912, Deutschlands Kolonien in achtzig farbenphotographischen Abbildungen. Berlin.
- *SCHMELTZ u. KRAUSE, 1881, Die ethnographisch-anthropologische Abteil. des Museums Godeffroy in Hamburg, Hamburg.
- SCHMIDT, P. W., I., (1910), Grundlinien einer Vergleichung der Religionen und Mythologien der austronesischen Völker; in: *Denkschriften der Kais. Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse*. Bd. LIII. Wien.
- II, 1914, Der Mensch aller Zeiten. Natur und Kultur der Völker der Erde. Bd. III. Berlin. München. Wien.
- SELIGMANN, 1910, The Melanesians of British New Guinea. Cambridge.
- *SENFFFT, (1896), Die Insel Nauru; in: *Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten*. Bd. IX. Berlin.
- SIECKE, (1915), in: EHRENREICH, Die Sonne im Mythos. Leipzig.
- SIERICH, (1901), Samoanische Märchen; in: *Internationales Archiv für Ethnographie*. Bd. XIV. Leiden.
- *SIMPSON, (1844), Pacific Navigation and British Seamen; in: *The Nautical Magazine and Naval Chronicle*. London.
- SMITH I, (1892) Futuna; or Horne Island and its People. Western Pacific; in: *Journal of the Polynesian Society*. Vol. I. Wellington. N. Z.
- II, (1892), Uea; or Wallis Island and its People. Western Pacific. in *ibd*.
- SOLLAS, (1896/97), The legendary history of Funafuti, Ellice Goup; in: *Nature, a weekly illustrated Journal of Science*. Vol 55. London.
- *SONNENSCHNEIDER, (1889), Aufzeichnungen über die Insel Nauru; in: *Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten*. II. Bd. Berlin.
- *SOTZMANN, (1803), Shanks-Insel und Sir Charles Middletons-Insel. Ein Beytrag zur Erdkunde; in: *Allgemeine Geographische Ephemeriden*. Weimar.
- SPEISER, 1913, Südsee-Urwald-Kannibalen. Reise-Eindrücke aus den Neu-Hebriden. Leipzig 1913.
- STAIR, (1897). Old Samoa or flotsam and jetsam from the Pacific Ocean. London.
- *STEINBACH, (1896), Einige Schädel von der Insel

- Nauru (Pleasant Island; in: *Zeitschrift für Ethnologie*. Bd. XXVIII (Verhandlungen). Berlin.
- STEINEN, VON DEN, (1899), Ein marquesanischer Sarg; in: *Ethnologisches Notizblatt*. Bd. II. Heft 1. Berlin.
- *STEINMETZ, 1903, Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien. Berlin 1903.
- STEPHAN, 1907, Südseekunst. Beiträge zur Kunst des Bismarck-Archipels und zur Urgeschichte der Kunst überhaupt. Berlin.
- STEPHAN u. GRAEBNER, 1907, Neu-Mecklenburg (Bismarck-Archipel). Die Küste von Umüddü bis Kap St. Georg. Berlin.
- STUEBEL, (1896), Samoanische Texte; in: *Veröffentlichungen aus dem Königl. Museum für Völkerkunde*. Bd. IV. Heft 2-4. Berlin.
- *THAMM, 1889, Von Kiel bis Samoa. Berlin.
- THILENIUS, (1902), Ethnographische Ergebnisse aus Melanesien; in: *Nova Acta Leopoldina*. LXXX Halle.
- THOMPSON, 1908, The Fijians, a study of the decay of custom. London.
- THALHEIMER, 1908, Beitrag zur Kenntnis der Pronomina personalia und possessiva der Sprachen Mikronesiens. Inaugural-Dissertation. Stuttgart.
- THURNWALD I, 1912, Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel. Bd. I. Lieder und Sagen aus Buin. Bd. III. Volk, Staat und Wirtschaft. Berlin.
- II, 1913, Ethno-psychologische Studien an Südseevölkern auf dem Bismarck-Archipel und den Salomo-Inseln. Leipzig.
- TREGEAR I, (1893), Niue: or Savage Island; in: *Journal of the Polynesian Society*: Vol. II. Wellington. N. Z.
- TREGEAR II, 1891, The Maori-Polynesian Comparative Dictionary. Wellington. N. Z.
- TURNER I, 1884, Samoa. A hundred years ago and long before. Together with Notes on the Cults and Customs of Twenty-Three other Islands in the Pacific. London.
- II, 1861, Nineteen years in Polynesia. London.
- TUTUILA, (1892), The Line islanders. Notes on the Races known as the *Tokelaus*, or Line Islanders, called by themselves the Kai-n-Abara, which means »People of our land«; in: *Journal of the Polynesian Society*. Vol. I. Wellington. N. Z.
- VOGEL, 1911, Eine Forschungsreise im Bismarck-Archipel. Hamburg.
- VORMANN u. SCHARFENBERGER, (1914), die Monumbo-Sprache; in: *Linguistische Anthropos Bibliothek*. Bd. 1. Wien.
- *WAITZ-GERLAND, 1872, Anthropologie d. Naturvölker. 6. Teil. Die Völker der Südsee. Leipzig.
- WALLESER, 1913, Palau Wörterbuch. Hongkong.
- WILKES, 1845, Narrative of the United States Exploring Expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. V. Bd. Philadelphia.
- WILSON, 1799, A missionary voyage to the Southern Pacific Ocean performed in the years 1796, 1797, 1798 in the ship *Duff*. London.
- WOODFORD I, (1906), Sikaiana; in: *Man*, Nr. 103. London.
- II, (1912), Description and Names of various parts of a Canoe of Sikaiana or Stewart's Island; in: *Man*. Nr. 99. London.
- WUNDT, 1908, Völkerpsychologie. 4 Bde. Leipzig.
- ZAHN, (1911), Die Jabim; in: NEUHAUSS, Deutsch-Neu-Guinea. Bd. III. Berlin.

Schluß des 2. Halbbandes.

Abgeschlossen am 21. Oktober 1915.

Verlag von L. Friederichsen & Co., Hamburg.

Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung

Ergebnisse der Südsee-Expedition 1908-1910

herausgegeben von

Prof. Dr. G. Thilenius

Direktor des Hamburgischen Museums für Völkerkunde.

Die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung veranstaltete in den Jahren 1908—1910 eine eigene Schiffsexpedition in die deutsche Südsee. In dem ersten Jahre besuchte die Expedition die Matthias- und Admiralitäts-Gruppe, Neu-Pommern, die Küste von Deutsch-Neu-Guinea und befuhr zum Schluß den Kaiserin-Augusta-Fluß bis zum Hunstein-Gebirge. Im zweiten Jahre wurden die Karolinen und die Marshall-Gruppe untersucht. Die Aufgaben der Expedition waren in erster Linie völkerkundlicher Art, doch wurden auch geographische und geologische Forschungen angestellt und darauf bezügliche Gegenstände gesammelt. Für die Veröffentlichung der Ergebnisse ist ein Werk vorgesehen, das ungefähr 14 Bände umfassen soll.

Bei Abnahme der gesamten Ergebnisse tritt eine Ermäßigung von 20% des Ladenpreises ein.

Aus vorstehenden „Ergebnissen“ sind erschienen:

II. Ethnographie:

A. Melanesien Band I

Der Kaiserin-Augusta-Fluß

von

Dr. Otto Reche

Abteilungsvorsteher am Hamburgischen Museum für Völkerkunde.

4^o, X u. 488 S. mit 475 Abb. im Text, 88 Lichtdrucktafeln und 1 Karte. 1913.

Preis: Geheftet M. 60.—.

Ermäßigter Preis für die Abnehmer der gesamten „Ergebnisse“ M. 48.—

B. Mikronesien Band 1

Die Insel Nauru

von

Dr. Paul Hambruch,

Abteilungsvorsteher am Hamburgischen Museum für Völkerkunde.

I. Halbband 4^o, XI u. 458 S. mit 108 Abb. im Text, 19 Lichtdrucktafeln u. 1 Karte 1914 M. 40.—.

II. Halbband 4^o, VIII u. 314 S. mit 338 Abb. im Text u. 8 Lichtdrucktafeln 1915.

Ermäßigter Preis für die Abnehmer der gesamten „Ergebnisse“ I. Halbband M. 32.—.

Soeben ist erschienen:

Südseearbeiten

Gewerbe- u. Kunstfleiß, Tauschmittel und „Geld“
der Eingeborenen

auf Grundlage der Rohstoffe und der geographischen Verbreitung

von

Prof. Dr. O. Finsch (Braunschweig)

Gr. 8^o. XII u. 605 Seiten, mit 584 Abbildungen auf 30 Tafeln. 1914

Preis: 20.— M., gebunden in Hlbfrz 25.— M.

Der Hamburgische Korrespondent vom 14. Juni 1914 äußert sich über vorstehendes Werk wie folgt

Vor wenigen Monaten wurde die vierte und größte Forschungsexpedition in Kaiser-Wilhelmsland abgeschlossen, die vom Reiche zur Erkundung des Kaiserin-Augusta-Flusses ausgesandt war, der in der Zukunft dieses Landes eine wichtige Rolle spielen soll. Die ersten zusammenfassenden Berichte sind darüber kürzlich veröffentlicht worden, in denen man aus der Vorgeschichte des Stromes nur wenig erwähnt, dabei aber die Hauptsache vergaß: Daß nämlich der Entdecker dieses Stromes, Prof. Dr. Otto Finsch unter uns noch heute lebt. Bei seiner Bereisung der Küsten Neu-Guineas fand er im Mai 1885 den Strom auf und benannte ihn nach der Gemahlin Kaiser Wilhelms I. Die jüngere Generation scheint Finsch vergessen zu haben, dessen Entdeckungsreisen einst dem Reiche den Anlaß zur Erwerbung des heutigen Kaiser-Wilhelmsland gaben, der nun in friedlicher, ruhiger Gelehrtenarbeit seinen Lebensabend in Braunschweig verbringt und heute in dem vorliegenden Werk beweist, daß die zielbewußte Energie, die ihm draußen im Felde zu seinen Erfolgen verhalf, ihm treu blieb und ihn in mühsamer Arbeit ein Werk schaffen ließ, das unter den „Handbüchern“ des Ethnologen einen Ehrenplatz einnehmen wird, das aber auch berufen ist, dem Laien eine bessere Wertschätzung von dem Können und Wollen, dem Gewerbefleiß und Kunstsinne der so ungerecht als „faul“ verrufenen Eingeborenen der Südsee zu vermitteln.

Das umfangreiche und reichhaltige Werk Südsee-Arbeiten ist in den Abhandlungen des Hamburgischen Kolonial-Instituts erschienen und gibt einen vorzüglichen Überblick über die bisher bekannte materielle Kultur der Eingeborenen. Die Unterstützung einer Reihe Mitarbeiter, ein ausgezeichnetes, erschöpfendes Studium der bisher zugänglichen Südsee-Literatur und seine eigenen großen Erfahrungen ermöglichen es dem Verfasser, seine ebenso schwierige wie verantwortungsvolle Aufgabe in einer Weise zu lösen, die wohl allen Ansprüchen genügen wird; daß später einige allzu apodiktisch abgegebene Urteile gemildert und

abgeändert werden müssen, vermindert den Wert des Buches nicht im mindesten. Die Einteilung der Gegenstände der materiellen Kultur nach den zu ihrer Herstellung verwendeten Rohstoffen ist ihrer Beschreibung zu Grunde gelegt; dafür wird man dem Verfasser besonders dankbar sein, da sie die Benutzung des Buches erheblich erleichtert. Ferner hat der Ethnologe endlich ein Werk in Händen, das ihm nicht allein einwandfrei Aufschluß über die zur Herstellung der Objekte verwendeten Rohstoffe gibt, sondern gleichzeitig deren wissenschaftliche Namen nennt. Das Buch ist der Vorläufer einer zu schreibenden „ethnischen Materialkunde“. Was die Natur an tierischen, pflanzlichen und mineralischen Rohstoffen hervorbringt, erscheint dem Eingeborenen für die Herstellung seines Schmucks, der Werkzeuge und Geräte, Häuser, Verkehrsmittel usw. mit Unterschieden brauchbar und verwendbar. Wie er sie verwendet, verarbeitet, ummodelliert, führt der Verfasser in anschaulicher Schilderung dem Leser vor, der nach der Lektüre des Buches etwaige Voreingenommenheiten gegen die Eingeborenen unbedingt ablegen muß und ihrer großen Geschicklichkeit — handelt es sich doch um ursprünglich in der Steinzeit lebende, metallose Völker — und ihrem Kunstsinne hohe Bewunderung zollen wird. Unsere Kunstgewerber werden aus dem Werke viele Anregungen entnehmen und auch ihre Materialkenntnisse erheblich erweitern können. Zu dem ideell wissenschaftlichen Wert gesellt sich damit ein auch gewerblich praktischer, dessen Nutzen nicht zu gering zu veranschlagen ist.

Prächtig ausgeführte Tafeln mit einer Fülle von Abbildungen sind dem Buche beigegeben und ergänzen den Text vortrefflich. Ein sorgfältiges Register erleichtert auch die sachliche Benutzung. Dem Werke ist nur zu wünschen, daß es sich in weite Kreise verbreiten und recht viele Freunde erwerben möge. Bei einem für ein derartig umfangreiches und vorzüglich ausgestattetes Buch ist sein Anschaffungspreis als wohlfeil zu bezeichnen.

